
Digitized by Google


CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 106 528 718



Berichte

des

Freien Deutschen Hochstiftes

zu

Frankfurt am Main.

Herausgegeben

vom

Akademischen Gesamt-Ausschuß.



Neue Folge. Fünfzehnter Band.

Jahrgang 1899. Heft 1.

Frankfurt am Main

Druck von Gebrüder Knauer

Inhalt.

Berichte

des

Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt a. M.

Fünfzehnter Band. Jahrgang 1899.

Berichte

des

Freien Deutschen Hochstiftes

zu

Frankfurt am Main.

Herausgegeben

vom

Akademischen Gesamt-Ausschuß.



Neue Folge. Fünfzehnter Band.

Jahrgang 1899.

Frankfurt am Main.

Druck von Gebrüder Knauer.

Inhaltsverzeichnis.

(E bedeutet Ergänzungsheft.)

III. Litterarische Mitteilungen:

IV. Hochstiftsmitteilungen:

Seite

V. Geschäftlicher Teil:

I. Gesamtsitzungen mit Vorträgen.

1.

Zur Feier von Goethes Geburtstag.

Goethe und die Empfindsamkeit.

Von Herrn Prof. Dr. M. Frhr. v. Waldberg in Heidelberg.

(28. August 1898.)

Aus berufenem Munde ist vor einigen Jahren an die Gebildeten Deutschlands die Mahnung ergangen, Goethe in den Dienst unserer Zeit zu stellen. Der Reichtum seines Geistes, die Errungenschaften seiner Kunst, die Ergebnisse seines Lebens und Schaffens sollten in höherem Maße als bisher dem deutschen Volke vermittelt, für unsere Kultur intensiver ausgenützt werden. Habe ich diesen Gedanken, den Herman Grimm bei einem Festvortrage in Weimar ausgesprochen hat, recht verstanden, so sollte der historisch gewordene Goethe uns wieder ein gegenwärtiger, er sollte aus der geschichtlichen Perspektive mitten in unsere Zeit hineingestellt werden, um da als lebendiger Bildungsfaktor unser Leben, unsere Kunst und Weltanschauung allseitig zu befruchten!

Wie freudig man einem solchen Programme zustimmen kann, das sich als Endziel die Durchdringung unseres geistigen Strebens mit edelstem Bildungsstoffe setzt, so wird es wohl nicht als ein gegensätzlicher Versuch angesehen werden, wenn wir an einem Tage, der dem Andenken seines großen Daseins gewidmet ist, ohne Rücksicht auf Aktualität, auf zeitgenössische Fragen und Ideen, uns umgekehrt in den Dienst Goethes stellen und

*

uns der Betrachtung einer Seite seiner Persönlichkeit zuwenden, die mit dem Gewühle des Tages, die mit den Lebens- und Denkformen der Gegenwart keine Berührungspunkte hat.

Über Goethes Verhältnis zur Empfindsamkeit, jener eigenartigen geistigen und psychischen Strömung des vorigen Jahrhunderts, möchte ich mir heute einige fragmentarische Bemerkungen gestatten, und kaum eine Richtung in Goethes Leben wird uns bei dem völligen Wandel des Gemütslebens in diesem Jahrhundert veralteter und fremder anmuten, als gerade diese. Die vereinzelten Versuche heutiger Neuropathen, Beziehungen zwischen der Empfindsamkeit des achtzehnten Jahrhunderts und der modischen Neurasthenie zu finden, sind leicht als mißglückt zu erkennen, wenn man in Erwägung zieht, daß für jene ausschließlich geistige und seelische, für diese auch physische Ursachen die erregenden Momente sind. Und außerdem ist die Empfindsamkeit gar kein rein pathologischer Zustand. Sie ist vielmehr lange Zeit hindurch nur eine Form, eine Anschauungsweise gewesen, in der sich die neuen Ideale ethischer und ästhetischer Art geltend machten. Sie ist aus der Reaktion gegen die einseitige Verstandesbildung hervorgegangen und hat sich erst im Laufe ihrer Ausbildung, in ihrer kaum gehemmten Entwickelung, zu dem Zerrbilde ausgestaltet, als das sie uns heute erscheint.

Schlagworte wie Wertherkrankheit, Siegwartfieber und ähnliches haben sie zu einer Erscheinung stempeln wollen, die, einer Seuche gleich, plötzlich auftauchend durch die Welt zieht und nach furchtbaren Verheerungen plötzlich verschwindet. Aber weder ihr Ursprung, noch ihr Verlauf rechtfertigen diesen Vergleich. Wenige geistige Bewegungen sind so langsam, so sorgfältig vorbereitet worden wie die Empfindsamkeit. Nur die geringe Kenntnis ihrer Entstehungsgeschichte ist die Ursache ihrer falschen historischen Bewertung.

Die Anfänge der vertieften und intensiveren Pflege des Empfindungslebens fallen schon in eine Zeit, wo selbst der Pietismus, der als erster Erreger gilt, noch nicht in Erscheinung trat, und in den Dichtungen eines Daniel Czepko, in den Sterbeliedern eines Simon Dach wird ein aufmerksam lauschendes Ohr schon die Laute

vernehmen, die später zu einem alles übertönenden Chor anwuchsen. Wer schärfer zusieht, erblickt aber schon früher die Anfänge jener Bewegung, die wir ausschließlich als Erscheinung des Aufklärungszeitalters anzusehen gewöhnt sind. Auch in der Epoche der Reformation war das Gemüt des Menschen keine steinige Wüste. Auch damals erblühten schon zarte Blumen feinsten Empfindungslebens, und der Zustand des inneren „Schauens“ bei einzelnen Mystikern wie Valentin Weigel, der damals weitverbreitete Glaube an ein nahes Weltende, die chiliastischen Neigungen der Zeit, haben schon vor dem Auftreten Speners einen Aufruhr der menschlichen Seele, eine vertiefte Beobachtung des eigenen Ich, eine Zergliederung der eigenen Empfindung hervorgerufen. Als Baco von Verulam die Meinung äußerte, man müsse die Idole des Verstandes zerstören, ahnte er nicht, daß in Deutschland die leise Minierarbeit von einem, dem seinigen allerdings entgegengesetzten Angriffspunkte aus schon unternommen war, und lange noch bevor die Kultur des Rationalismus, die platte Polemik gegen jedes metaphysische Streben die freie Entfaltung des Gemütes als Gegenwirkung hervorgerufen hatte, regten sich schon die Kräfte, die allmählich zur Entdeckung des Subjektes, zur Entfaltung aller schlummernden Gemütsmächte führten.

Wie sich diese Kräfte im Zeitalter der Aufklärung potenzierten, wie sie von allen Seiten auf das Individuum einstürmten, ist genügend bekannt. Keiner hat es anschaulicher geschildert als Goethe selbst, wenn er im dreizehnten Buche von Dichtung und Wahrheit die „ethischen Anlässe“ und Elemente des Werther analysiert. Aber unsere leidige Gewohnheit, alle geschichtliche Evolution wegen der Unmerklichkeit ihres Fortschrittes nur in Anlehnung an hervorragende Ereignisse zu datieren, hat den weitverbreiteten Irrtum hervorgerufen, daß Goethes Jugendroman auch der Ausgangspunkt der Empfindsamkeit in Deutschland sei, obgleich der Autor selbst noch in seiner „Campagne in Frankreich“ sich dagegen sträubte und feierlich erklärt hatte, Werther habe keineswegs eine Krankheit, ein Fieber erregt, sondern nur das Übel aufgedeckt, das damals in den jungen Gemütern verborgen lag. Goethe selbst hat ja schon lange vor der Abfassung seines „Werther“ im

Banne der Empfindsamkeit gestanden und sich geraume Zeit dieser idealen Exaltation hingegeben, bevor sie sich dort wie angehäufter Zündstoff entlud. Es gehören keine erzwungenen Interpretationskünste dazu, um schon in seinen frühesten Jugendwerken deutliche Spuren sentimentalen Empfindens festzustellen. Das erhebt ja schon seine Leipziger anakreontischen Liedchen über die Lyrik seiner poetisch tändelnden Genossen, daß er schon hier eine fast weibliche Empfänglichkeit der Sinne, einen tieferen Empfindungsgehalt verrät, daß er, die oft unmerklichen Zeichen der neuen Weltanschauung ahnend, sich ihr rascher ergiebt als seine Umgebung, und schon damals sein inneres Leben angezogen wird von den Kräften, die den neuen Menschen des achtzehnten Jahrhunderts formen. Welche Wandlung des Lebensgefühls, welche seelische Erschütterung deuten nicht schon die Verse des Leipziger Studenten Goethe an seinen Freund Behrisch an: „Sei gefühllos, ein leichtbewegtes Herz ist ein elend Gut auf der wankenden Erde.“ Selbst in das arkadische Schäferleben in der „Laune des Verliebten“ dringt ab und zu ein ernster Ton hinein, und die Worte der Egle „wir wollen elend sein“ mag auch ein sentimentaler Wunsch des in Liebeswirren verwickelten jungen Dichters sein. Noch war von Lessing nicht das Wort „empfindsam“ gemünzt worden, aber überall hören wir schon jetzt bei Goethe von „fühlbaren Helden“ sprechen, den Armen bedauern, der die schönen Felder „fühllos“ sah, und sein Sprachschatz wird beherrscht von Wörtern, wie fühlen, empfinden, Sentiment, Empfindung, Herz und ähnlichen. Überall finden wir Anspielungen auf hypochondrische Stimmungen, Spuren einer immer wachsenden Neigung zur quälerischen Selbstbeobachtung, deutliche Zeichen seines Mißvergnügens am Weltenlaufe. „Manche Thräne, manches Lied hat mich mein Unglück gekostet“, heißt es in seinem Fragment eines Romans in Briefen, der, einerlei ob er in Leipzig, Frankfurt oder Straßburg entstanden ist, Leipziger Stimmungen wiedergiebt und uns schon wie eine Vorahnung des „Werther“ anmutet. In vielen seiner damaligen Briefe begegnet uns diese sentimentale Auffassung des Lebens, Niederschläge jener Zeit „da ihm“, wie er sagt, „die Welt voll Dornen schien“. Unter dem Einflusse dieser Stimmungen bildet sich bei ihm eine eigenartige

Weise aus, die Welt und die Menschen zu betrachten. „Wenn die Augen trüb sind, so ist in der ganzen Welt Regenwetter", heißt es einmal. Und er selbst sieht am liebsten seine Umwelt im Dämmerscheine. „Es ist doch alles Dämmerung in dieser Welt", schreibt er von Straßburg aus, wie er schon früher in einem bezeichnenden Briefe an Friederike Oeser die Schönheit als ein Mittelding zwischen Licht und Nacht, als Dämmerung definierte.

Wir wissen wohl, daß um diese Zeit die neuen Zeichen der empfindsamen Weltanschauung auch anderen sichtbar werden. Auch viele von Goethes Zeitgenossen waren schon damals in ihrem Fühlen und Empfinden entzündet und erregt. Der leidenschaftliche Drang, das eigne Sein zum Zentralpunkte der ganzen existierenden Welt zu machen, begann sich bei der Jugend schon damals geltend zu machen. Alle litterarischen Einwirkungen, welche die Litteraturgeschichte getreu bei Goethe verbucht, haben auch das Empfindungsleben der jungen Generation jener Tage beeinflußt, und auf alle stürmten die bisher latent gewesenen Kräfte ein und suchten ihre Seele zu wandeln. Aber während die anderen zunächst wie vor einem Wunder, das sie an sich selbst erleben, erstarrt dastehen, die Sprache nicht finden, um ihr neues Wollen und Fühlen auszudrücken, an der für sie noch unüberwindlichen Konvention scheitern, beginnt bei Goethe die Poesie der Ausdruck seines inneren Seins zu werden, und der ganze Reichtum leidenschaftlichen Empfindens bricht sich ungestüm in seinem Schaffen Bahn.

Rascher als bei seinen Zeitgenossen setzen sich bei ihm die persönlichen und die litterarischen Erlebnisse in Dichtung um. Was bedeutet nun Gellerts noch nach seinem Tode gepriesene „Freude sanfter Zähren" gegen die heißen Thränen, die Goethe jetzt vergießt, was die eisigkalte, objektive Naturempfindung eines Brockes, eines Albrecht von Haller gegen das glühende Naturgefühl Goethes, das auf das innigste mit seiner Stimmung verbunden ist:

„Rauschend wiegt
Ein kalter Wind die starren Äste. Schaudernd
Tönt' er die Melodie zu meinem Lied von Schmerz,
Und die Natur ist ängstlich, still und trauernd,
Doch hoffnungsvoller als mein Herz."

In seinen Friederike-Liedern spiegelt sich die ganze Melancholie seines Empfindens, in der Natur wieder.

> Die Sonne scheint ihm schwarz, der Boden leer,
> Die Bäume blühn ihm schwarz, die Blüten sind verblüht,
> Und alles welket um ihn her.

Solche Stimmungen machen Goethe zum berufensten Verdolmetscher der düsteren Ossianischen Gesänge, und man glaubt schon Werther zu hören, wenn man da die Sätze liest: „Ich sitze in meinem Jammer, ich erwarte den Morgen in meinen Thränen — unsere Seelen waren trüb — Rollt hin, ihr dunkelbraunen Jahre, ihr bringt mir keine Freude in eurem Lauf." Was mag im Kopfe und im Herzen des Straßburger Studenten vorgegangen sein, wenn er, nachdem er den Horizont von Glückseligkeit geschildert hat an dem sein Auge sich weidet, mit einem Male ausruft: „Lieber Freund, es gehört viel Mut dazu, in der Welt nicht mißmutig zu werden". Vielleicht giebt der Brief an eine unbekannte Freundin aus dem Jahre 1771 Auskunft, in dem er das bezeichnende Bekenntnis ablegt: „Sobald unser Herz weich wird, wird es schwach. Wenn es so ganz an seine Brust schlägt und man Thränen aus den Augen zu drücken sucht und in einer unbegreiflichen Wonne dasitzt, wenn sie fließen, o, da sind wir so schwach, daß uns Blumenketten fesseln, nicht, weil sie durch irgend eine Zauberkraft stark sind, sondern weil wir zittern, sie zu zerreißen." Hier sind in engem Raume viele Elemente der Empfindsamkeit aufgestapelt, nur etwas subjektiv formuliert! Und so war er, als er ein Jahr später nach Wetzlar kam, im Sinne der Zeit reif für das große Erlebnis, für den großen Komplex der Empfindungen, die ihren alarmierenden Ausdruck in den „Leiden des jungen Werthers" fanden. Mit der Scheidekunst eines modernen Philologen hat Goethe selbst später manche erlebte und erlernte Eindrücke analysiert, die seinen Roman gezeitigt haben. In plastischer Anschaulichkeit hat er dem Widerstreit zwischen der idealen Lebensauffassung der deutschen Jugend und der sie umgebenden Wirklichkeit, die Absonderung des Sinnlichen vom Sittlichen geschildert und Zug für Zug entwickelt, wie aus den gleichzeitigen Zeitverhältnissen, aus litterarischen Anregungen, aus der hypochondrischen Selbstquälerei, aus dem er-

gebnislosen Grübeln über den Unwert alles Irdischen, eine tiefe Schwermut erwuchs, die sich allmählich zum krankhaften Weltüberdruß steigerte. Diese Elemente hatten sich, wie er selbst erzählt, bei ihm schon ein paar Jahre herumgetrieben, bevor er die Begebenheit, die Fabel, erlangte, in der sie sich verkörpern sollten. Sie wurden ununterbrochen durch zahllose Einzeleindrücke, die ihm Leben und Litteratur zuführten, von neuem verstärkt. Es ist außerordentlich reizvoll, in diesem Werke, das selbst in der ersten nicht geglätteten Form ein Kunstwerk von vollendeter Harmonie und Rundung ist, die einzelnen Züge und Motive aufzustöbern, die den Geist seines Verfassers befruchtet haben, und aus der Litteratur der Zeit die Kräfte zu bestimmen, deren Resultierende uns im Werther entgegentritt. Bei dem künstlerischen Arrangement des Stoffes in Dichtung und Wahrheit, bei der zeitlichen Entfernung zwischen den inneren Erlebnissen und ihrer historischen Darstellung ist uns Goethe manche Mitteilung über die Quellen seiner Empfindsamkeit schuldig geblieben. Selbst die sonst so ausführlichen Angaben über den Einfluß der englischen Litteratur sind nicht vollständig. Während er Richardsons Romane, Youngs Nachtgedanken, Grays Kirchhofspoesie, Ossians Nebelwelt und selbst die elegischen Stimmungen des sonst heiteren Verfassers des Pfarrers von Wakefield getreulich verzeichnet, hat er andere, auch solche, deren nachhaltigen Einflusses er sich wohl bewußt war, gar nicht genannt. Lawrence Sterne, der durch seine „Sentimental journey" der Zeit und ihren Strömungen den Namen gegeben hat, hat Goethe erst ein halbes Jahrhundert nach dem Erscheinen des Werther in sein Recht eingesetzt. Entschuldigend führt dann Goethe aus, daß es beim raschen Vorwärtsschreiten der litterarischen und der humanen Bildung öfter begegne, daß wir vergessen, wem wir die erste Anregung, die anfängliche Einwirkung schuldig seien. Und darum macht er dann auf den Mann aufmerksam, der die große Epoche reiner Menschenkenntnis, edler Duldung und zarter Liebe in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts angeregt und verbreitet hat. In der „Campagne in Frankreich" schreibt Goethe Ursprung und Fortgang der Empfindsamkeit Sternes Einfluß zu. Bei der Lektüre des Tristram Shandy bemerkt er zu Riemer, daß er des

Verfassers Einwirkung auf die deutsche Jugend begreife. An zahlreichen Stellen erklingt sein Lob, und in den Sprüchen in Prosa, wo er dessen „Koran" so sehr exzerpiert, daß ihm der Vorwurf des Plagiats gemacht wurde, fordert Goethe jeden Gebildeten auf, Sternes Werke wieder zur Hand zu nehmen, damit auch das neunzehnte Jahrhundert erfahre, was wir ihm schuldig seien. Das Übersehen Sternes in Dichtung und Wahrheit hat auch die litterarhistorische Forschung beeinflußt, sonst wäre sie nicht so achtlos an den starken Einwirkungen des Sterneschen Geistes auf Goethe vorbeigegangen. Die empfindsame Weltbetrachtung, die wehmütige Laune, die „wohlwollende Ironie" des „schönsten Geistes, der je gewirkt", begegnen uns beim jungen Goethe Schritt auf Schritt. Bei verschiedenen Gelegenheiten wird der „Meister Yorick", einmal sogar der „heilige Yorick" zitiert. In den Briefen an Johanna Fahlmer klingen Anspielungen an Tristram Shandy wieder, das schon von Sterne geprägte Wort „Shandism" wird mit Vorliebe verwendet, und selbst die Flüche des Bischofs von Rochester sind dem kraftgenialischen Dichter des Götz nicht fremd, für dessen Bruder Martin Sternes Palette manche Farbe geliehen hat. In den Rezensionen der Frankfurter gelehrten Anzeigen wird ein jämmerliches deutsches Abbild der „Sentimental journey" mit diesem herrlichen Urbild confrontiert, und lakonische Anzeigen dieser Zeitschrift, die aus Goethes Feder stammen, muten einen an wie die aus je einem Satz bestehenden Kapitel im Tristram Shandy. Daß Sternesche Sentimentalität dem Werther Stimmungsfarbe gegeben hat, ist ebenso deutlich zu erkennen wie, daß zahlreiche einzelne Motive auf das englische Vorbild zurückzuführen sind, und wenn nicht noch intensivere Wirkungen auf Goethes Briefe aus der Schweiz zu ermitteln wären, so könnte man seinen Ausspruch, es wäre nicht nachzukommen, wie Sterne auf ihn im Hauptpunkte seiner Entwickelung gewirkt habe, in erster Linie auf Werther beziehen.

Hat nun Sterne in direkter Richtung auf ihn gewirkt, so hat ein anderes englisches Werk ihn ohne Zweifel im Allgemeinen in seiner sentimentalen Stimmung gefördert und gestärkt. Es giebt vielleicht kein zweites litterarisches Produkt jenes Zeitalters, das in seinem äußeren Schicksal so starke Verwandtschaft mit Werther

zeigte, wie die kleine, schlichte, 1710 im „Spectator" veröffentlichte Anekdote von „Incle und Yarico", die ergreifende Geschichte von jener wilden, aber dabei anmutigen Indianerin, die von ihrem undankbaren englischen Geliebten Incle in Barbados als Sklavin verkauft wurde. Sie bietet eine Synthese vieler Elemente, die nachher einzeln und mit verstärkter Kraft auf die Ausbildung der Sentimentalität in Deutschland, Frankreich und England gewirkt haben, und bildet eine Etappe in der Vorgeschichte der Rousseauischen Idee von der Überlegenheit der Natur über die Kultur. Gellerts Wunsch:

O Incle! Du Barbar, dem keiner gleich gewesen,
O möchte Deinen Schimpf ein jeder Weltteil lesen!

ist vollauf in Erfüllung gegangen. Weichherzige Frauen aller Kulturnationen haben rührselige Thränen über das Schicksal der unglücklichen Wilden vergossen, in allen nur denkbaren Dichtungsgattungen, als Erzählung, Gedicht, Drama, Ballet, ist das Unterliegen edler Natürlichkeit im Kampfe gegen den rohen Egoismus der zivilisierten Menschen dargestellt worden. Christian H. Schmid hat schon im vorigen Jahrhundert eine stattliche Reihe von Dichtern verzeichnen können, die sich mit diesem Stoffe beschäftigt haben, aber die stille, tiefe Wirksamkeit ist bisher unbeachtet geblieben. Daß Goethe den Stoff gekannt hat, wäre bei dessen Verbreitung selbstverständlich, auch wenn wir nicht aus einem Leipziger Briefe an seine Schwester Cornelia aus dem Jahre 1766 erführen, daß er sogar selbst eine Dramatisierung begonnen hatte. Es wäre müssig, heute raten zu wollen, welche Formen dieses Thema damals unter Goethes Händen angenommen hätte: aber es ist nicht kühn zu behaupten, daß es ein Zeugnis der beginnenden Empfindsamkeit geworden wäre, für die Goethe auch schon damals Empfänglichkeit zeigte. Daß er diese kleine Erzählung — in ihrer Art trotz der künstlerischen Bedeutungslosigkeit auch ein europäisches Ereignis — nicht weiter erwähnt, darf nicht Wunder nehmen, da er doch selbst die Einflüsse Rousseaus und seiner „Nouvelle Heloise", die bestimmend für Form und Tendenz des Werther waren, gar nicht berührt und nur an einer etwas entlegenen Stelle, in Dichtung und Wahrheit, mit der knappen Wendung, er habe ihm wahr-

haft zugesagt, den großen Zauberer von Genf abthut. Und wenn man schon über die geradezu elementaren Wirkungen der Rousseauischen Schriften aus seinem Berichte so wenig erfährt, um so weniger werden dann die minder intensiven der französischen Litteratur erwähnt, obgleich auch sie für seine Bildung und die Form seiner seelischen Entwickelung von Bedeutung waren. Einer der elementarsten Grundsätze der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges, die milde Beurteilung menschlicher Leidenschaft, ist ihm auf diesem Wege zuerst zugeführt worden, noch bevor die psychologisch-didaktische Litteratur sie ihm vermittelte. Zwar hatte schon Defoes Abenteurer-Roman „Moll Flanders“ durch objektive Schilderung verbrecherischer Liebe die milde Stimmung eingeleitet, aber erst als Abbé Prevost den ganzen Zauber holdester Grazie über die entzückende Figur der Manon Lescaut ausgoß und innigste Teilnahme für den in seiner heißen Liebesleidenschaft tief unglücklichen Chevalier des Grieux erweckte, hatten die deutschen Autoren leichtes Spiel mit ihrem Ansturm gegen die bis dahin geltenden Normen der Sittlichkeit. Die „courtisane généreuse“, um eine Bezeichnung des genialen französischen Vielschreibers Restif de la Bretonne zu gebrauchen, gehört von da ab zum Inventar der sentimentalen Litteratur und empfindsamen Stimmung und erhält sich in einer großen Gruppe der sogenannten Buhlerinnen-Romane neben dem selbständigen Typus, den Rousseau mit seiner Lauretta Pisana geschaffen. Auf Goethe hatten Prevosts Romane, deren nachhaltiger Einfluß auf die deutsche Litteratur noch so wenig gewürdigt worden ist, schon in seiner ersten Jugend tiefen Eindruck gemacht, und die Geschichte der schönen Sünderin aus den Mémoires d'un homme de qualité hatte früh seinen durch eigene Liebeswirren erregten Sinn empfindsam gestimmt. In den Nachlaßpapieren des Dichters hat sich bei Eröffnung des Goethe-Archivs ein 1811 ausgearbeiteter Auszug der Manon Lescaut gefunden, der den Schluß des fünften Buches von Dichtung und Wahrheit bilden sollte. In den einleitenden Bemerkungen, die an sein unglücklich ausgegangenes Abenteuer mit dem Frankfurter Gretchen anknüpfen, erzählt er, daß die Prevostischen Romane recht auserlesen waren zur Nahrung eines solchen Kummers. Die Geschichte des Ritter des Grieux und

der Manon Lescaut wäre ihm zu jener Zeit in die Hände gefallen und bestärkte ihn auf eine süß quälende Weise in seinen hypochondrischen Thorheiten. Er gesteht in den Schlußworten ein, daß der große Verstand, womit diese Dichtung konzipiert, die unschätzbare Kunst, womit sie ausgeführt worden, ihm verborgen geblieben waren, daß das Werk auf ihn nur stoffliche Wirkung ausgeübt habe, fügt aber gleich hinzu, daß die Lektüre dazu beigetragen habe, sein Verhältnis zu Gretchen wonnevoller, und als es zerstört wurde, seinen Zustand elender, ja das Übel unheilbar zu machen. Einzelnen Zeitgenossen Goethes erschien diese Schattierung inniger Schwermut bei dem Franzosen fremd, aber sie findet sich häufiger in der französischen Litteratur, als man ahnen möchte. Schon Sterne sagt einmal: „ich führe meine Sache ganz à la française" d. h. auf sentimentale Art, und zitiert dann einen französischen Ausspruch, die Liebe sei nicht ohne Sentimentalität. Eine Geschichte der Empfindsamkeit in Frankreich würde uns erst lehren können, wie reich auch von da die Quellen für die deutsche Sentimentalität fließen. Einer ihrer typischesten Vertreter ist der durch seine Beziehungen zu Gottsched bekannte Baculard d'Arnaud, der schon 1742 durch seine „Épreuves du Sentiment" und zahllose Erzählungen, die unglückliche Liebe zum Stoffe haben, Proben einer gesteigerten Empfindungsfähigkeit gab. In einer vermutlich von Goethe stammenden Rezension der Frankfurter gelehrten Anzeigen von d'Arnauds „Sargines" wird der Verfasser zu der großen Klasse der sentimentalischen Seelen gezählt, „die keinen Bettler vorübergehen lassen, ohne mit nassem Auge eine wehmütige Anmerkung ausgehen zu lassen". Das ganze Werk, meint der Rezensent, schwimme in Deklamation. Das sogenannte Sentiment weiß nie zu verstummen, sondern er rede sich über jede Materie so gut aus wie ein Deutscher. Und näher an Goethe rückt dieser sentimentale Franzose mit seiner vielgelesenen, oft übersetzten und dramatisierten Erzählung „Adelson et Salvini", in der das leidenschaftliche Aufflackern wildester Liebesglut des Helden für die Braut des Freundes das Hauptmotiv bildet. Kongruente Anordnung der Hauptfiguren, analoge Situationen, ähnliche Gefühlsäußerungen, Beziehungen der Natur zur

Stimmung, Selbstmordversuch des unglücklich liebenden Helden, kurz, der ganze äußere Apparat des Werther vor Werther! Und wie bei d'Arnaud, so finden sich in den zahllosen französischen und englischen Brief-Romanen, die in Übersetzungen und Bearbeitungen die deutsche Lesewelt überfluteten, verwandte Motive, weichliche Rührseligkeit, gehobenes Empfinden und stark ausgebildete Subjektivität. Die Menge der aus Frankreich und England stammenden sogenannten Einsiedler-Romane steigert die Neigung der deutschen Schriftsteller, ihre Helden als Anachoreten fern vom Weltgetriebe in grüblerischer Laune leben zu lassen. Die vielen Memoirenwerke, die mit dem Anspruch auftreten, sittengeschichtliches Material zu bilden, erhöhen die Wertschätzung für intime Mitteilungen aus dem eigenen Leben, und die vielen Beichten, die schon vor Rousseaus Confessions den Büchermarkt überschwemmen, reizen zum pharisäischen Ausmalen der eigenen Sünden, so daß Joh. Gottlob Benjamin Pfeil seinen auch von Goethe gelesenen Roman, die Geschichte des Grafen P. mit den fast triumphierend klingenden Worten beginnt: „Ich übergebe hiermit der Welt ein vollständiges Verzeichnis meiner Schwächen!“ Zu diesen litterarischen Anregern, die sich durch die bekannten deutschen, wie Klopstock, Lavater, Göttinger Hain u. a. verstärken, kam dann die Förderung durch das reale Leben. Krankhafte Selbstverzärtelung, das Anschwellenlassen jeder noch so zarten Gemütsbewegung zu starkem seelischen Schmerze, die fast lächerlichen Überschwänglichkeiten der Liebe und der Freundschaft zeigen deutlich die wachsende Mißbildung des Gemütes, die Hypertrophie des Herzens. Man stand vor den alltäglichsten Empfindungen wie vor neuen Offenbarungen, jede leiseste Regung der Seele wird mit einer Wichtigkeit behandelt, als stände sie unter dem Gesichtspunkte der Ewigkeit, und das Individuum überschätzte sich derart, daß man glauben könnte, die tolle Ansicht eines pariser Malebranchisten, er sei das einzig geschaffene Wesen der Welt, sei jetzt Gemeingut der Deutschen geworden. Die Frage der Berechtigung des Selbstmordes wird eindringlich erörtert, und ein Jacobi veröffentlicht schon 1753, „Gedanken über die Mode“ — wohlgemerkt „über die M o d e — großmütig zu sterben!“

Betrachtet man nun diese mannigfachen Erscheinungen als Gesamtheit, so drängt sich unwillkürlich die Empfindung auf, daß, ähnlich wie beim gesetzmäßigen Verlauf eines chemischen Prozesses, diese wahlverwandten Elemente sich zu einem neuen Körper vereinigen müssen, einerlei, wer die Retorten und Reagenzgläser bedient. Und in der That hat schon ein Werk, das vier Jahre vor dem Werther erschienen ist, die prästabilierte Form des empfindsamen Romans angenommen. Wir finden den Niederschlag aller dieser geistigen und psychischen Erscheinungen in einem heute fast verschollenen Büchlein „Sammlung romantischer Briefe", das 1769 erschienen ist. Sein Verfasser, der Schweizer Schriftsteller Leonhard Meister, hat es später zwar nicht verleugnet, aber doch fast vergessen. Und doch sind diese Briefe im Sinne moderner Anschauung menschliche Dokumente von hohem geschichtlichen Wert. Das Büchlein, über das Herder, ohne es zu nennen, sich abfällig äußert, das dem Verleger Nicolai selbst die Äußerung abzwingt, daß der Verfasser noch kein guter Schriftsteller sei, ist lehrreich, weil es alle Symptome der Zeitkrankheit in klarster Weise aufzeigt. Die fieberhafte Sprache, die überhitzte Empfindung, die pathologischen Seelenzustände und die Abnormitäten im Fühlen und Wünschen! Viele Einzelheiten im Ausdruck und in den Motiven decken sich mit solchen im Werther. In der äußeren Form sind sie nahe verwandt. Auch hier giebt sich der Verfasser in der Vorbemerkung nur als Sammler der Briefe, aus denen der Roman besteht, aus. Auch in den romantischen Briefen wird, wie später im Werther, in einem exponierenden Schreiben an den Freund auf eine frühere Leidenschaft hingewiesen, und mit der gleichen gehobenen Redeweise erzählen Fryman, der Held des Meisterischen Buches, und Werther von ihrer Einsiedelei, in die sie sich mit verwundetem Herzen aus der großen Welt geflüchtet haben. Beide knüpfen an den Mikrokosmos eines Pflanzen- oder Tierlebens schwermütige Betrachtungen über den Weltenlauf. Bei beiden steht die Natur in inniger Beziehung zum Gemütszustand, bei beiden jene hochgradige Wehleidigkeit, die selbst bei bedeutungslosen Vorgängen gereizt wird, bei beiden dieses Sentieren über die Liebe, zärtliche Beschäftigung mit dem Herzen, Thränen, Seufzen, Klagen, Aufruhr gegen die konventionellen

Normen der Sittlichkeit, das Anknüpfen der Betrachtungen an litterarische Werke, fiebernd hingeschriebene Sätze, und die erregte, leidenschaftliche Sprache!

Gleiches Korn also und dennoch keine gleiche Frucht! Nirgends wird uns Goethes dichterische Überlebensgröße und sein selbständiges Verhältnis zur Empfindsamkeit klarer als bei dem Vergleiche dieser Werke, die von gleichen Strömungen gebracht wurden. Meisters Roman ist heute vergessen und modert in staubigen Büchereien, Goethes Werther erstrahlt noch heute in unvergänglicher Frische und Jugendlichkeit. Was beide zunächst von einander scheidet, ist, daß bei Meister die Mode, bei Goethe das Leben die Paten des Werkes waren. Goethe stand in tiefster persönlicher Ergriffenheit vor seinem Werther, während der Verfasser der romantischen Briefe unbeteiligt wie ein geschickter litterarischer Kompilator alles, was die Zeit und Umgebung ihm vermittelte, verarbeitete. Goethes Bemerkung zu Frau von Stein: „Die Liebe giebt mir alles, wo die nicht ist, dresche ich leeres Stroh" enthält in ihren beiden Absätzen auch je ein Urteil über beide Romane. Auch wenn wir von dem Unwägbaren und Unmeßbaren absehen, das Goethes Genie in sein Werk hineingelegt hat, bleibt noch ein großer Rest zu Gunsten des Wertherdichters übrig. Auch in rein technischen Dingen ist der junge Goethe der überlegene Meister. Wie diskret und mit welcher Kunstweisheit weiß er im Werther das sonst so plumpe Mittel der direkten, der Selbstcharakteristik zu verwenden, wie roh, wie absichtlich hat es der Schweizer Dichter gebraucht. Meister häuft diese Mitteilungen so sehr, daß sie seine Figuren bis zur Unkenntlichkeit entstellen. Vor lauter Geigenstimmen kommt er nicht zum Spielen! Die Charakterzüge kreuzen sich und stören einander. Goethes Werther ist eine einheitliche Figur, der Träger der Goethischen Gedankenwelt. Nichts deutet besser die Divergenz dieser beiden aus gleicher Umwelt entstandenen Werke als Goethes fast banal klingende Äußerung aus dem Jahre 1778: „Der Leichnam ist nicht das ganze Tier, es gehört noch etwas dazu, das Leben, der Geist, der alles schön macht." Das Leben, der Geist! Das ist das große Geheimnis, weswegen trotz dem gleichen Komplexe von Elementen, der eine, um Goethes Terminologie zu ver-

wenden, ein Wicht, der andere ein Original wurde, warum Goethes Werther ein europäisches Ereignis von dauernder Bedeutung war, während Meisters Briefe verschollen sind und nur durch die Litteraturgeschichte zu einem vorübergehenden Scheindasein galvanisiert werden können. Das Leben, der Geist, sie durchfluten in ungehemmter Kraft Goethes ganzes Schaffen, erfüllen seine Briefe mit dem überquellenden Reichtum seines Gefühls, mit der Kraft seiner Empfindung. In der herrlichen Korrespondenz des jungen Goethe mit Auguste von Stolberg erklingen dieselben Melodien wie im Werther, und was die unbekannte nordische Freundin 1774 nach der Lektüre des Werther an Boie schreibt, man fühle es Goethe in jeder Zeile ab, daß er so denke und empfinde wie er schreibe, gilt auch für das leidenschaftliche Stammeln seiner Briefe an sie. Seine Arbeiten, schreibt er ihr einmal, seien die aufbewahrten Freuden und Leiden seines Lebens gewesen, und so finden wir deren Spuren in Clavigo und in Stella, wo sich auch die sentimentale Weltanschauung aufdrängt. Goethe hat, wie er selbst eingesteht, seinen Werther nur niedergeschrieben, um sich selbst von den Qualen der Empfindsamkeit zu befreien. Er wollte das Gift der Empfindelei in seinem Geiste verarbeiten und, was ihm schädlich war, ausscheiden. Dieser Prozeß hat sich bei ihm langsam vollzogen, seiner Gesundung gieng sogar eine scheinbare Steigerung der pathologischen Erscheinungen voraus, aber während er selbst mit sich ringt und kämpft, hat er die ohnehin erregte deutsche Jugend mit diesem Gift infiziert, sie in ihrem Gemüte revolutioniert. Eine Weichlichkeit, eine Feminisierung der Gemüter griff um sich, die bis heute dauernde Spuren im Charakter der Deutschen hinterlassen hat. Die Thränen wurden das Requisit des täglichen Lebens, und selbst unter dem scheinbar männlichen Kraftbewußtsein der Stürmer und Dränger, unter der forzierten Stärke verbarg sich eine weibliche Schwäche des Gefühls, das sich jedem noch so schwachen Eindruck willenlos hingab und den Begriff der Moral auf dem der Wehleidigkeit basierte. Wie mit einem sinnlichen Rausche stürzt sich die Jugend auf den Kultus des Herzens. Altäre werden ihm gebaut ein wahrer Opferdienst ihm gewidmet. Stolberg wies mit

Stolz darauf hin, daß das Gute im Menschen in der Antike in dem Ausdruck ἀγαθή, virtus, bei den Franzosen in der Bezeichnung courage zusammengefaßt wurde, nur die Deutschen sagen von einem Manne, den sie rühmen wollen: „Er habe viel Herz". Aus solchen Anschauungen heraus war zwei Jahre nach dem Werther J. M. Millers später vielverspotteter Roman „Siegwart" erschienen, der Jahre lang als die Bibel der Sentimentalität betrachtet wurde. Dem großen tragischen Konflikte zwischen dem Subjekt und der Welt, den der prometheisch fühlende Goethe dargestellt, steht hier ein kleinlicher Kampf der Schwachherzigkeit mit den nichtigsten und harmlosesten Details und Subtilitäten des Alltagslebens gegenüber. „Ich weiß," sagt Miller in der Vorrede zu seiner „Geschichte der Zärtlichkeit," daß jede Rührung, jede Erweichung des Herzens schon an und für sich gut ist." Für ihn gilt, was Goethe über einen Roman der Frau von Laroche sagte, auch er betrachtete den Plan der Begebenheiten nur als Gerüste zu seinen Sentiments. Wir wissen jetzt ganz genau, daß auch das Liebesleben des Siegwartdichters parallel mit dem seines Romanhelden verlief. Aber Miller hat alles, was ihm seiner sentimentalen Stimmung entsprechend poetisch schien, in sein Leben hineingetragen, er hat den Roman zu leben gesucht, sich behaglich in seiner verklärten Welt der Schwachherzigkeit gefühlt, während Goethe den umgekehrten Weg gegangen war, sich durch die geschichtliche Darstellung das Vergangene vom Halse schaffen wollte und dadurch eine Art κάθαρσις τῶν παθημάτων, eine Reinigung der Leidenschaften zu erzielen suchte, durch eine Generalbeichte auch eine Absolution erstrebte. Daß dies nicht allzurasch erreicht wurde, wissen wir. In der Produktion der nächsten Jahre ist der Übergang aus der erregten Lebensauffassung, die ihn beherrscht, zur harmonisch geklärten Selbstbestimmung noch nicht oder nur sehr unvollkommen in Sicht getreten. Noch stattet er seine Stella mit allem Flitterkram der Empfindsamkeit aus, und der Schlußeffekt in der ersten Fassung dieses „Schauspiels für Liebende," die Doppelehe Fernandos mit Cäcilie und Stella ist eine Konzession an die weichliche Stimmung der Zeit, die nach dem tragischen Ausgange des Werther auch im Leben mattherzigere Lösungen anstrebte,

und dem revolutionären Trieb der Empfindsamkeit, durch gemütliches behagliches Verschieben der traditionellen sittlichen Verhältnisse zu genügen suchte. Später, in der Zeit der Überwindung der Empfindsamkeit, scheute sich Goethe nicht, einen energischen Abschluß des Konfliktes durch den Tod des Helden herbeizuführen. Jetzt aber bringt er selbst die vom Hauche zartester Schwärmerei umflossene Marianne in den „Geschwistern" in komplizierte seelische Affekte ihrem angeblichen Bruder gegenüber, um ihr Empfinden zu steigern. Selbst im Fragmente „Der Ewige Jude", das ja in eine Epoche fällt, in der die gegen die Wertherstimmung wirkenden Kräfte sich zu entwickeln beginnen, selbst da läßt er den Erlöser sentimental „wonnevolle Zähren" vergießen, ja sogar die hypochondrische Reizbarkeit Tassos geht in der Form, die ihr Goethe gegeben, in ihren letzten Quellen auf die noch nicht völlig überwundene Wertherstimmung zurück. Fort und fort lassen sich selbst in den Werken seiner Reife und seiner reifsten Kunst, im Wilhelm Meister, in den Wahlverwandtschaften, im Faust, Rudimente dieser Stimmung finden. Die dichterische Anschauung der Menschen und der Welt war eben bei Goethe durch das Medium der Empfindsamkeit gegangen, und das kann sich nie mehr aus seinem Geiste ganz eliminieren lassen. Lange noch nach seinen seelisch bewegten Jugendjahren konnte er die Frage, was den Dichter mache, mit dem Ausspruch beantworten: "Ein warmes, ganz von Empfindung volles Herz."

Aber noch in den Zeiten, wo er sich an den Darmstädter Konventikeln der empfindsamen schönen Seelen beteiligte, noch Jacobis und Leuchsenrings lächerlichen Gefühlsüberschwang über sich ergehen ließ, begann sich in ihm die Opposition zu regen, und, wie er im Pater Brey die weichlichen „Milch- und Käseseelen" und den „empfindsamen Allerweltsfreund" Leuchsenring verspottete, so hat er durch tolle Karikierung der empfindsamen Umgebung im Satyros sich selbst vom Übel zu befreien versucht. Im Jahrmarktsfest von Plundersweilern werden die „leidigen Irrlehren der Empfindsamen aus Judäa" von König Ahasverus ironisiert. Die Paralipomena zur tollen Farce „Hanswursts Hochzeit" enthalten derbe, nicht wiederzugebende Verse über das „liebe Wertherische Blut", und

wieweit die Genesung vorgeschritten ist, ersieht man aus dem Dialog „Anekdote zu den Freuden des jungen Werther“, in der er „mehr humoristisch als bitter“ den Dünkel Nicolais, sich mit Dingen zu befassen, denen er nicht gewachsen ist, behandelt.

Goethe hatte sich in der Periode der Sentimentalität oft in der Rolle des „Wanderers“ gefallen. Jetzt hilft ihm das wirkliche Wandern über diese unbequemen Seelenzustände hinweg. Der Kampf der bisherigen Weltanschauung mit derjenigen, die jetzt ihr Recht verlangt, spiegelt sich in seinem Gedichte: „Harzreise im Winter“.

Ach, wer heilet die Schmerzen
Des, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank?

Der Dichter „betrachtet seinen bedenklichen Zustand und ruft die Liebe, ihm zur Seite zu bleiben.“ Und sie bleibt bei ihm und läutert seinen Sinn, wie sie ihn früher getrübt hat. Und in Weimar, mitten unter den kleinen Leidenschaften, Zeitvertreiben und Miseleien des genial wilden Hoflebens darf er dankerfüllt an Charlotte von Stein schreiben: „Was bin ich Dir nicht schuldig? Hätte ich auch ohne Dich je meinen Lieblingsirrtümern entsagen können?“ So weit war er genesen, daß er selbst einen vorübergehenden Rückfall nicht befürchtet, und sich gefaßt genug fühlte zur gefährlichen und delikaten Arbeit, den Werther, seiner gereiften Kunst entsprechend, umzuarbeiten.

Es ist wiederholt als ein feiner Zug Goethischer Charakterisierungskunst gepriesen worden, daß er den gemütskranken Werther Ossian, den gesunden Homer lesen lasse. Ein ähnlicher Zug wiederholt sich jetzt in Goethes Leben. In der Epoche der jungen Leiden weilte Goethe in der Heimat, „wo es in ewigem Nebel und Trübe uns einerlei ist ob es Tag oder Nacht sei“, jetzt, wo er geheilt ist, leuchtet ihm die Sonne Italiens, blättert er in dem Buch antiker Kunst. Was für Segen diese Flucht aus dem düsteren Lande der Cimmerier in das heitere Reich antiker Schönheit für ihn bedeutet, wissen wir alle. „Die Hauptabsicht meiner Reise,“ sagt er selbst, „war, mich von den physisch moralischen Nebeln

zu heilen, die mich in Deutschland quälten, und den heißen Durst nach wahrer Kunst zu stillen."

Und wie ein Sühn- und Dankopfer mutet uns die nach der Rückkehr aus Italien erfolgte Veröffentlichung seiner „dramatischen Grille" Triumph der Empfindsamkeit an. Verfaßt hatte er sie schon zehn Jahre vorher, „als," wie er sagt, „eine überhandnehmende schale Sentimentalität manche harte realistische Gegenwirkung veranlaßte." 1786 hatte er ihr erst die heute allgemeine Form gegeben. Ursprünglich war sie als komische Oper geplant. Die Art, wie hier die Empfindsamkeit des Helden persifliert, seine Ideale lächerlich gemacht werden, zeigen, wie sehr Goethe innerlich mit dieser Bewegung gebrochen hatte. Als der ausgestopften Puppe, die der Prinz Oronaro als seine Geliebte mit sich führt, aus der Brust ein Sack entnommen wird, fallen bei seinem Öffnen eine Reihe empfindsamer Werke heraus. Diese sinnbethörenden Bücher, die nach dem Vorbild im Don Quixote in einem Autodafé vernichtet werden sollen, sind neben der Neuen Heloise, Siegwart, und anderen empfindsamen Werken auch Goethes Stella und die Leiden des jungen Werther! So strafte sich Goethe selbst und verstärkte die Wirkung noch dadurch, daß er bei der Aufführung in Weimar den humoristischen König Andrason darstellte, der die Bücher „ohne Barmherzigkeit" zum Feuertode verdammt. Erich Schmidt hat einen verschollenen französischen Aufsatz A. W. Schlegels über dieses Stück aufgefunden, in dem der Verfasser die Grazie und Geschicklichkeit rühmt, mit der sich Goethe hier seiner eigenen Vergangenheit gegenüber aus der Affaire zieht. Wer aber näher zusieht, merkt gar keine Spur irgend einer Befangenheit, sondern nur eine übermütige Laune, eine völlig freie überlegte Haltung den Irrungen und Wirrungen seiner Jugend gegenüber. Aber was er hier als souveräner König des Humors verlacht, hat er später mit kühler Verachtung behandelt, und wohl in Erinnerung an einzelne problematische Naturen seines empfindsamen Verkehrs in den Xenien die herbe Bemerkung gemacht:

> Auf das empfindsame Volk hab' ich nie was gehalten, es werden,
> Kommt die Gelegenheit nur, schlechte Gesellen daraus.

Und trotz alledem ertappt sich Goethe noch in demselben Jahre, da er das geschrieben, bei Rückfällen, die ihn ernstlich beunruhigen.

In einem Brief an Schiller vom August 1797 beklagt er sich, daß die Rechenschaft, die er sich von gewissen Gegenständen gebe, eine Art von Sentimentalität habe, und fügt sodann die Bemerkung hinzu: „Und Sie werden also wohl nicht lachen, sondern nur lächeln, wenn ich Ihnen hiermit zu meiner eigenen Verwunderung darlege, daß ich, wenn ich irgend von meinen Reisen etwas für Freunde oder das Publikum aufzeichnen soll, wahrscheinlich noch in Gefahr komme, empfindsame Reisen zu schreiben." Schiller, auf dessen Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung" Goethe sich im Laufe des Briefes beruft, beruhigt ihn über dieses Phänomen mit der Bemerkung, es sei das Bedürfnis poetischer Naturen, so viel Welt als nur angeht sich durch Empfindungen anzueignen. Er möge ja nicht diese sentimentalen Eindrücke entfernen, die flachen Erscheinungen gewännen durch sie eine unendliche Tiefe. Aber bei dem hohen Aufstieg, den Goethes Geist zur Welt- und Menschenkenntnis immer mehr nahm, bedurfte es nicht solcher Mittel und Behelfe, um das Gemüt vom Leeren und Flachen zu reinigen. Auf das unruhige Streben, die Welt und ihren Inhalt mit dem Gemüt zu erfassen, war eine geklärtere Stimmung der Resignation gefolgt. Die Ereignisse, die früher Sinn und Herz erregt hatten, werden ihm jetzt zu Gleichnissen, aus denen er die Lehre zieht: „Alles ruft uns zu, daß wir entsagen." Ergebung in das Unvermeidliche als letzter Schluß alles menschlichen Strebens! Kein Auflehnen des Gefühls mehr, kein tragischer Kampf, wie in den Jünglingsjahren! Und diese fundamentalen Gegensätze seines Lebens treten so recht wieder in sein Bewußtsein, als wenige Jahre vor seinem Tode Werther, der „vielbeweinte Schatten", vor sein geistiges Auge trat. Mit verhaltener Wehmut blickt der gealterte Dichter in der „Trilogie der Leidenschaft" auf die Gestalt, die seine eigene Jugend verkörpert, auf die labyrinthische Bahn der Leidenschaften, die sein Leben von der brausenden Zeit empfindsamer Lehrjahre bis zur Epoche reiffster Meisterschaft gewandert!

Er wendet sich an Werther:

Du lächelst, Freund, gefühlvoll, wie sich ziemt.
Ein gräßlich Scheiden machte dich berühmt.
Wir feierten dein kläglich Mißgeschick:
Du ließest uns zu Wohl und Weh zurück!

Aber diesem Weh, dem schmerzlichen Empfinden, dem vom Kummer erregten Gefühl, diesen Thränen die er vergossen, sind wir Nachlebenden zu ewigem Danke verpflichtet. Sie sind eine unerschöpfliche Quelle geworden für den wunderbaren Zauber, für die hinreißende Beredsamkeit, für die ergreifende Innigkeit seiner Werke. Nie hätte Goethes Persönlichkeit jenes edle Ebenmaß, jenen harmonischen Ausgleich von Verstand und Gemüt erlangt, wenn seine Seele nicht durch das Feuer der Empfindsamkeit geläutert worden wäre. Nur dadurch gelang es ihm

Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne.
Das Auge netzt sich, fühlt im höh'ren Sehnen
Den Götterwert der Töne wie der Thränen!



II. Berichte aus den Akademischen Fachabteilungen.

1.

Abteilung für Sprachwissenschaft (SpW).

a) Sektion für Alte Sprachen (AS).

Dieser Sektion wurden in dem Zeitraum vom 1. Mai bis 30. September 1898 auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen mit Wahlrecht:

Herr Dr. phil. Wilhelm Rüdiger, hier,
„ Dr. phil. J. Heinemann, hier.

In dieser Sektion sprachen am

14. September 1898 Herr Professor Hauschild über „Inwieweit kann man von einer neutestamentlichen Gräzität reden?

---

b) Sektion für Neuere Sprachen (NS).

In dieser Sektion sprachen am

25. Mai Herr Oberlehrer Dr. Junker über „Zolas Roman ‚Paris' und dessen Stellung in dem Zyklus ‚Les trois villes'";

22. Juni Herr Direktor Dörr über den Wiener Neuphilologentag".

* * *

Der eingesandte Bericht lautet:

Zolas Roman „Paris“ und dessen Stellung in dem Zyklus „Les trois villes“ von Herrn Dr. Junker.

Als Zola im Jahre 1893 seinen zwanzigbändigen Romanzyklus „Les Rougon-Macquart. Histoire naturelle et sociale d'une famille sous le second empire“ nach mehr als 20jähriger harter Arbeit beendet hatte, da durfte man sich wohl fragen: Was wird der Dichter nun schreiben? Denn wenn er auch inzwischen 53 Jahre alt geworden war, wenn auch sein großes Lebenswerk vollendet war, wer den Schaffensdrang Zolas und seine strenge Arbeitsgewöhnung kannte, der konnte nimmer annehmen, daß er sich nunmehr der wohlverdienten Muße hingeben werde. Alle Welt war daher gespannt, wie der neue Roman betitelt und ob er ein Glied eines neuen Romanzyklus sein werde.

Bereits das Jahr 1894 brachte die Antwort, den ersten Roman des neuen Zyklus Les trois villes: „Lourdes“; 1896 erschien „Rome“, 1898 im März „Paris“. Wenn der neue Zyklus an Bändezahl auch gering ist, überragt er doch durch eine gewisse Einheit des Helden und der Idee den älteren Zyklus bei weitem. Die Rougon-Macquart bieten in Wahrheit nicht die Geschichte einer Familie, sondern nur lose, wenn auch großartige Bilder aus der Zeit des zweiten Kaiserreichs, Schilderungen des äußeren Lebens der verschiedensten Gesellschaftsklassen in Paris und der Provinz. In der Reihe Les trois villes dagegen erscheint in allen drei Romanen derselbe Held, dessen inneres Leben und allmähliche Wandelung als ihr Grundgedanke angesehen werden muß, neben welchem freilich die Darstellung der drei Städte selbst als zweiter Grundgedanke sich ohne weiteres aufdrängt.

Und dieser Held ist nicht ein gewöhnlicher Mann, der an der Stelle, an welche ihn das Schicksal gesetzt hat, seine Pflicht thut oder verletzt, wie alle andern auch, sondern er ist Träger der höchsten Gedanken des Menschengeschlechts: es handelt sich bei ihm um die tiefste Weisheit und die höchsten Güter der Menschen, um alle die Fragen, welche die besten Geister aller Zeiten bewegt und zum Nachsinnen veranlaßt haben: Was ist Gott, die Welt, der

Mensch? Pierre Froment, der katholische Priester, den der kindlich fromme Glaube der alten Zeit nicht mehr befriedigt, sucht, von schweren Zweifeln zerrissen und von Seelenqualen gefoltert, Heilung durch ein Wunder in Lourdes. Aber er findet nicht, was er sucht; und wie er nach Paris zurückkehrt, verschafft er sich auf Veranlassung des Abbé Rose einen Wirkungskreis christlicher Barmherzigkeit unter den Armen, Verlassenen, was das Herz zwar tröstet, aber die Leere der Seele nicht ausfüllt. In dieser geistigen Verfassung lernt er die christlich-sozialen Ideen des Grafen Philibert de la Choue kennen, der durch den Papst und die Kirche die Heilung aller sozialen Not erhofft und herbeiführen möchte. Mit Feuereifer geht Pierre auf diese Ideen ein und giebt ihnen in einem Buche La nouvelle Rome beredten Ausdruck. Aber das Buch wird in Rom verdammt; und wie sehr er sich auch persönlich müht, seinen Gedanken Geltung zu verschaffen und von ihrer versöhnenden und heilenden Kraft zu überzeugen, sein Buch bleibt verdammt, und er muß es widerrufen. Gebrochen und verzweifelnd kehrt er nach Paris zurück.

Er träumt von einer neuen Religion, deren Gesetze Arbeit, Wahrheit und Gerechtigkeit wären und die durch die Wissenschaft heraufgeführt würde. Aber noch ehe er sie gefunden, kommt er nach jahrelanger Trennung mit seinem älteren Bruder, einem Chemiker, zusammen, durch den er in die Welt der Sozialisten und in die moderne Naturwissenschaft eingeführt wird. Hier bietet sich nun dem Dichter Gelegenheit, sich mit der Religion, Philosophie, Politik, Nationalökonomie &c., mit allen Gedanken des modernen Lebens zu befassen und uns seine eigene Welt- und Lebensanschauung mitzuteilen. Hier aber scheitert der Dichter. Der Stoff war so überwältigend, so erdrückend, so wenig noch über den Stand theoretischer Forschung hinaus, daß selbst ein so gewaltiger Darsteller wie Zola ihn nicht genußvoll und interessant gestalten konnte. Was aus den modernen Gedanken werden wird, wie die Gesellschaft der Zukunft sich gestalten wird, das ist jetzt noch Sache der Erwartung, nicht der Erzählung. Darum konnte Zola seinen Helden die große Frage auch nicht lösen lassen, und so kommt er schließlich zu dem zwar sehr wahrscheinlichen, aber

trivialen Ende, daß sein Held heiratet und glücklicher Familienvater wird.

Aus diesen Gründen ist auch der Roman „Paris“ der schwächste der Reihe, der am wenigsten befriedigt. In „Lourdes“ handelte es sich um die Wallfahrten zu der wunderthätigen Grotte im allgemeinen, und im besonderen um den am Glauben verzweifelnden Priester, der dort durch ein Wunder den Glauben wieder zu erlangen hofft. In außerordentlich einheitlicher Komposition giebt uns Zola ein Bild von Lourdes, seinem Werden, Leben und Treiben, wie wir es klarer und eindrucksvoller nicht wünschen können. Auch „Rome“ bietet ein gewaltiges, packendes Gemälde der alten und neuen Stadt, der geistlichen und der weltlichen Seite Roms, darum nicht so einheitlich und klar komponiert wie Lourdes, aber immer noch großartig. „Paris“ dagegen, in welchem man nach den vorausgehenden Romanen eine denkwürdige Schilderung der vielberühmten Stadt erwarten mußte, enthält nur hier und da einige Hinweise auf die Größe der Stadt; aber ihr Wesen und Sein, ihre besonderen Züge und Eigenheiten werden nicht geschildert. Man könnte statt Paris Berlin oder London oder New York setzen, die Personen- und Straßennamen entsprechend ändern, ohne dem Roman irgend etwas von seinem Wesen zu nehmen. Lourdes dagegen ist Lourdes und Rome ist Rome; diese Romane sind besondere Persönlichkeiten, während Paris nichts ist, als das typische Bild der gärenden Gesellschaft irgend einer modernen Großstadt. Führt somit der dritte Roman seinen Namen mit Unrecht, so enttäuscht er weiter durch die Zusammenhangslosigkeit des Stoffes.

Pierres Seelenzustand und allmähliche Wandlung vom katholischen Priester zum Freidenker und glücklichen Ehemann mußte nach den beiden vorausgehenden Romanen der Hauptgegenstand des neuen Werkes sein. Und so setzt Zola auch im ersten Kapitel seines Buches ein. Der Seelenkampf des Priesters, der nicht mehr glaubt, aber dennoch die Obliegenheiten seines Amtes erfüllt, ist mit ergreifender Feder geschildert. Aber gar bald sinkt Pierre in den folgenden Kapiteln zu einer Nebenperson herab, die unser Interesse nur ganz beiläufig in Anspruch nimmt. Er sucht für den todkranken Arbeiter Laveuve Hilfe und Unterstützung zunächst

bei dem Finanzbaron Duvillard, dessen Haus und Familie, Leben und Treiben in breitester Ausführung geschildert werden, während Pierre gegen Schluß des Kapitels mit seinem Anliegen erscheint und an den Journalisten Fonsegue gewiesen wird, den Sekretär des Arbeiter-Invalidenheims, zu dessen Vorstand die Baronin Duvillard gehört. Pierre begiebt sich in das Abgeordnetenhaus, um Fonsegue zu sprechen. Während er wartet, hat er Gelegenheit, die verschiedensten Abgeordneten, sowie die Art der parlamentarischen Arbeit näher kennen zu lernen. Er ist erstaunt darüber, daß während der Sitzung so viele Abgeordnete in den Wandelgängen sich unterhalten, erhält aber bald die Aufklärung, daß ein Abgeordneter eine Anfrage über die Gründung der afrikanischen Eisenbahnen stellen will, zu deren Gunsten zwei Minister und an 30 Parlamentarier von dem Baron Duvillard bestochen worden seien. Fonsegue hat daher auch weder Zeit noch Lust, sich mit Pierres Anliegen eingehender zu befassen, und weist ihn deshalb an die verschiedenen Vorstandsdamen des Arbeiter-Invalidenheims, deren Einwilligung zur Unterbringung Laveuves nötig sei.

Pierre begiebt sich vom Abgeordnetenhause zu der Gräfin de Quinsac, einem Mitgliede des alten Geburtsadels, welcher mit seinen Gedanken und Wünschen sich in die neue Zeit nicht finden kann. Die alte Dame gehört zwar dem Vorstand des Arbeiter-Invalidenheimes an, hat sich aber nie darum gekümmert und kann Pierre daher auch nur sagen, daß sie seinen Wünschen kein Hindernis sein will. Er muß daher zunächst die Einwilligung der Baronin Duvillard zu erlangen suchen, die sich voraussichtlich auf der Matinee der Fürstin Harth befindet. Auf dem Wege dahin spricht er bei der Maitresse des Barons Duvillard vor, einer kleinen Schauspielerin von hoher Schönheit, die gern einmal in einer großen Rolle in der Comédie Française auftreten möchte, und erhält hier von dem Baron eine besondere Empfehlung an seine Gemahlin. Aber bei der Fürstin Harth, in deren Salons die vornehme internationale Lebewelt sich drängt, um den Vorführungen mauritanischer Tänzerinnen zuzuschauen, findet er zwar die Kinder der Baronin Duvillard, nicht aber sie selbst, da sie gerade mit ihrem Liebhaber, Gerard de Quinsac, eine geheime

Zusammenkunft hat. Mißmutig verläßt Pierre das glanzvolle Haus und kommt gegen vier Uhr an der Madeleine vorbei, wo Monseigneur Martha gerade seine dritte Predigt über den neuen Geist hält, der die Wissenschaft, die Republik, die Demokratie mit der Kirche versöhnt. Pierre tritt ein und trifft hier den Abbé Rose, von dem er hört, daß Laveuve tot sei. Da erfaßt ihn ein namenloser Schmerz, er sieht das, was ihn bis dahin aufrecht erhalten hatte, die werkthätige, christliche Liebe, an der ungeheuren Aufgabe scheitern, Not und Elend zu lindern, und es will ihm scheinen, daß nicht die Liebe, sondern die Gerechtigkeit allein dem Elend steuern kann. Gebrochen verläßt er die Kirche und irrt zweck- und ziellos in den Straßen der Stadt umher, als ihm auf einmal der Arbeiter Salvat zu Gesichte kommt, den er zuerst am Morgen in dem Hause Laveuves getroffen und dann mehrmals im Laufe des Tages, offenbar Arbeit suchend, wieder gesehen hat. Sein Bruder Guillaume spricht mit dem Arbeiter, der dann plötzlich in die offene Vorhalle des Palastes Duvillard springt und hier durch eine Bombe gräßliche Verwüstungen anrichtet. Guillaume, der geahnt hat, was der Arbeiter wollte, ist ihm nachgesprungen, um die Lunte der Bombe zu löschen; zu spät: er wurde von den Splittern an dem Handgelenk schwer verletzt und von seinem Bruder Pierre nach Neuilly gebracht. Das einzige Opfer des Attentats ist ein junges Mädchen, welches der Baronin eben aus einem Modegeschäft einen neuen Hut bringen wollte.

So läßt sich der Inhalt des ersten Buches des Romanes bei der Inhaltsangabe notdürftig unter einen einheitlichen Gedanken bringen; in Wirklichkeit aber verschwindet dieser rote Faden der Erzählung unter der ungeheuren Fülle des Nebenwerkes. Es kam dem Dichter offenbar vielmehr darauf an, ein Bild des Lebens und Treibens der vornehmen Pariser Welt zu geben als die weiteren Schicksale Pierres zu schildern.

Das zweite Buch befaßt sich noch weniger mit Pierre; es handelt der Hauptsache nach von Guillaume, Pierres Bruder, und den verschiedenen sozialistischen Ideen. In dem elterlichen Hause zu Neuilly, welches Pierre mit einer alten Dienerin bewohnt, findet Guillaume eine Zuflucht, um seine Wunden zu heilen. Er

wird von dem berühmten Chemiker Bertheroy, dem Freunde der Familie von alters her, der an dem Abende gerade vorspricht, verbunden und verweilt dann mehrere Wochen bis zu seiner gänzlichen Wiederherstellung bei seinem Bruder. Während dieser Zeit sieht er manche alte Freunde, den Gemeinderat Bache, der 1871 der Kommune angehört hatte, den deutsch-russischen Chemiker Jansen, den man für einen Nihilisten hält, Theophile Morin, einen Landsmann und Anhänger Proudhons, und Nicolas Barthes, den Märtyrer der Freiheit, der wegen seiner republikanischen Ideale 50 Jahre lang eingekerkert war; und er findet reichlich Gelegenheit, mit diesen ihre sozialistischen oder anarchistischen Ideen zu besprechen. Wegen des Bombenattentats ist er in einiger Sorge, da der Arbeiter Salvat den Explosionsstoff ihm gestohlen hat und er dadurch leicht in Mitverdacht geraten kann. Er liest daher eifrig die Zeitungen, sendet durch Pierre seiner Familie Nachricht, wo er sich befindet, und läßt in der Familie Salvats nach dessen Aufenthalt nachfragen. Inzwischen hat man auf dem Schauplatze des Verbrechens einen Meißel gefunden mit dem Namen des Fabrikbesitzers Grandidier darauf, bei welchem Salvat gearbeitet hatte. So kommt die Polizei dem Bombenwerfer auf die Spur. Gute Freunde aber beherbergen und verbergen den Gesuchten, der nach seiner eigenen Auffassung kein Verbrecher, sondern Vorläufer der sozialen Revolution ist. Er bedauert daher auch außerordentlich, daß Guillaume verwundet und in Mitleidenschaft gezogen ist, und erscheint eines Abends in Neuilly, um diesen seinen Gefühlen Ausdruck zu geben. Pierre gerät über den Mann, seine Empfindungen und Gedanken in die größte Erregung und gesteht seinem Bruder, daß auch er eine soziale Revolution träume und den christlichen Glauben schon lange verloren habe. Da öffnet auch Guillaume sein Herz und spricht über seine Erfindung, ein neues Pulver, das Frankreich zum Siege gegen Deutschland verhelfen und damit es zum Herrscher der Welt machen sollte, und daß dann von ihm alle Wissenschaft und Gerechtigkeit ausstrahlen würde.

Während so das zweite Buch in die Welt der sozialen Reformer einführt und ganz beiläufig durch die Familie Salvats uns einen Blick in die Arbeiterwelt und ihre Not thun läßt, kehrt

das dritte Buch zu den vornehmen Kreisen zurück. Bei dem Baron Duvillard findet ein Wohlthätigkeitsbazar zum Besten des Arbeiter-Invalidenheims statt; und während die uns schon bekannten aristokratischen Gäste hin- und herwogen, zanken sich Mutter und Tochter um denselben Mann, den Liebhaber der Mutter und Geliebten der Tochter. Das folgende Kapitel ist eine Art Verlegenheitskapitel; es sucht die verschiedenen Fäden, die der Dichter gesponnen hat, einen Schritt weiter zu bringen, ohne daß diese irgendwie zusammenhängen. Bei dem Abbé Rose sehen wir die selbstlose Wohlthätigkeit, die im Geheimen wirkt; bei der Gräfin de Quinsac bespricht man die Heirat Gerards mit dem Fräulein Duvillard; im Café anglais giebt der Baron Duvillard seiner Maitresse und mehreren Lebemännern ein Festessen, nach welchem sie sich in ein Tingeltangel, das Cabinet d'horreur, begeben, wo allabendlich das Lied La Chemise das größte Aufsehen erregt; auf der Straße vor dem Tingeltangel erfährt Pierre, der auf einem Wohlthätigkeitsgange begriffen ist, daß man Salvat auf der Spur sei. Das dritte Kapitel dieses Buches führt uns in das Amtszimmer des Ministers des Innern, Monferrand, bei welchem zuerst der Polizeichef mit der Mitteilung erscheint, daß Salvat sich im Bois de Boulogne verborgen halte und dort in den nächsten Stunden verhaftet werden würde; dann kommt der Minister Barroux, der in der Kammer erklären will, daß er von Duvillard nicht bestochen sei, sondern die 200,000 Francs für Staatszwecke verwandt habe; dann Duvillard und Fonsegue, welche mit dem Minister über die Bestechungsangelegenheit beraten und zu dem Entschlusse kommen, daß man den geständigen Minister Barroux soll fallen lassen; dann Pierre, welchem der Minister rät, den alten Verschwörer Barthes möglichst rasch aus Frankreich zu entfernen; endlich Monseigneur Martha. Das folgende Kapitel schildert die Verfolgung und die Gefangennahme Salvats im Bois de Boulogne, eine großartige Darstellung in Zolascher Manier und zum Schlusse des dritten Buches kommt die Kammersitzung, in welcher Barroux gesteht, Monferrand aber leugnet und einen großartigen Erfolg erzielt.

Das vierte Buch trägt einen einheitlicheren Charakter, da es der Hauptsache nach von Guillaumes Heim, in das er zurück-

gekehrt ist, von seinen Söhnen und seiner Braut Marie handelt. Pierre, den kein Beruf, keine Lebensaufgabe in Neuilly zurückhält, erscheint häufig, bald täglich im Hause seines Bruders; er arbeitet mit Thomas, seinem Neffen, in der großen Werkstatt des Hauses; er legt seine Soutane ab, um bei der Arbeit nicht behindert zu sein; er sieht und spricht mit Marie, die einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hat; er fährt mit ihr Rad, und schließlich liegt es offen vor Guillaumes Augen, daß Pierre und Marie sich lieben und zusammengehören müssen. In weiser Erkenntnis und edler Selbstaufopferung verzichtet er auf die Hand Maries und giebt den beiden Liebenden seine Zustimmung. In diesen geschlossenen Rahmen ist die gerichtliche Verurteilung Salvats eingefügt, bei welcher Pierre und Guillaume sich im Zuhörerraum befinden.

Das fünfte Buch bringt den Abschluß der verschiedenen Romane, aus denen sich „Paris" zusammensetzt: Salvat wird hingerichtet — Camille Duvillards Hochzeit mit Gerard de Quinsac wird in der Madeleine mit großartigem Pomp gefeiert — die Maitresse Duvillards tritt in der Comédie Française mit großem Erfolge auf — Guillaume, der sein Glück zu Gunsten seines Bruders aufgegeben hat, fühlt sich unglücklich und will an der Welt ein Exempel statuieren, indem er die Kirche Sacré-Cœur in die Luft sprengt; er befindet sich bereits in ihrer Krypta zu einer Zeit, wo eben 10000 Pilger auf den Segen warten, wird aber von Pierre noch rechtzeitig von seinem Vorhaben abgebracht — Pierre endlich ist glücklich in der Ehe mit Weib und Kind.

In diesen außerordentlich vielseitigen und vielgestaltigen Stoff hat der Dichter ein gut Teil seiner Lebensanschauung und Erfahrung eingeflochten. Er spricht über die Gesinnungslosigkeit und Bestechlichkeit der Minister, Beamten und Abgeordneten; über die Journalisten, die ohne Glauben und Überzeugung für Geld schreiben und nur die eine Pflicht kennen, das Publikum zu unterhalten; über die verschiedenen sozialen Theorien, die eine Neugestaltung des Staates erstreben; über die neue Religion, die aus der Wissenschaft allmählich im Laufe der Jahrhunderte hervorwachsen werde, die an Stelle der Liebe die Gerechtigkeit auf den Schild erheben und damit aller Not und allem Elend auf einmal ein Ende machen

werde; über die Lehrer und ihre Ausbildung, über die Frauen und ihre Stellung in der Gesellschaft, über Fahrräder und Motoren ꝛc. Aber wie seine Charaktere oft über das menschliche Maß hinausreichen, so weichen auch seine politischen, religiösen ꝛc. Ansichten oft von der goldenen Mitte ab und erscheinen stark pessimistisch gefärbt. Und dennoch, trotz aller Mängel, gehört „Paris" zu den großen Romanen unserer Zeit.

2.

Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft. (K.)

In dieser Abteilung wurden am 20. Mai 1898 Illustrationen zu dem Werke „Des Reiches Fahnen und Zeichen" von F. Knörk (†) vorgelegt.

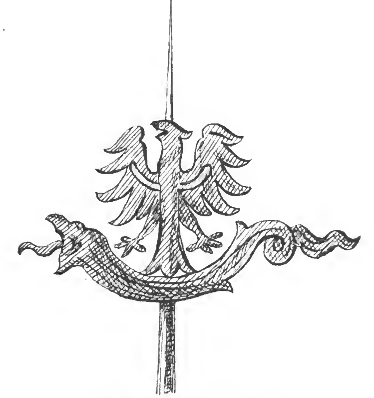
* * *

Die in Nachstehendem bezeichneten Abbildungen gehören einem Werke an, dessen Text infolge des vorzeitigen Todes seines Verfassers nicht in allen Teilen gleichmäßig durchgebildet werden konnte. Von einer vollständigen Veröffentlichung ist deshalb abgesehen worden. Die Handschrift befindet sich als selbständiges Werk unter obigem Titel in der Bibliothek des heraldischen Vereins „Herold" zu Berlin und ist dort der wissenschaftlichen Benutzung zugänglich.

1. Älteste Abzeichen.

1. Rote Fahne. Codex aureus zu St. Gallen.
2. Drache als Germanenzeichen. Ebenda.
3. Drache mit Adler aus Heilbronn.
4. Drache als Germanenzeichen, Rom.
5. Darstellung des heiligen Michael zu Byzanz.
6. Zweizipflige Fahne vom Siegel Konrads I.
7. Blutfahne. Cod. Ottos III zu Aachen.
8. Blutfahne. Sachsenspiegel, Heidelberg.
9. Blutfahne bei Belehnungen. Rolandslied, Heidelberg.

10. Blutsfahne bei Belehnungen, nach Kulpis, 1693.
11. Blutfahne. Gebetbuch, Leipzig.
12. Lehensfahne. Goldene Bulle, Wien.



Drache mit Adler aus Heilbronn. 1552.

13. Blutfahne der Landsknechte, Ostendorfer, Türkenkrieg. Albertina, Wien.
14. Bildsäule des heiligen Michael am Dom zu Bamberg.

2. Ältere Abzeichen.

15. Schirm mit den päpstlichen Farben. Richenthal, Moskau.
16. Rot-gelbe Fahne. Eneidt, Berlin.

17. Rot-gelbe Fahne der Kaiserin Beatrix, Ebulo. Bern.
18. Rotgelbe Wimpelfahne. Cod. Bald. trev., Coblenz.
19. Alte Fahnenformen. Hortus delic.

3. Heilige Lanze.

20. Alte Abbildung der heiligen Lanze, Königl. Bibliothek, München.
21. } Abbildungen nach dem Original, Wien.
22. }

4. Kreuzzeichen.

23. Kreuzfahne von den Eggsternsteinen.
24. Kreuz auf karolingisch-sächsischen Münzen, 900—1000.
25. Weißes Kreuz in Rot, Siegel von Meißen, 1156.
26. Dasselbe auf schlesischem Siegel.
27. Dasselbe nach Matthäus Parisius, London.
28. Goldenes Kreuz in Rot, nach Ebulo, Bern.
29. Kreuzfahne, Münze Heinrichs VI.
30. Dasselbe. Sachsenspiegel, Oldenburg.
31. Weißes Kreuz in Rot, Minnesinger, Heidelberg.
32. Kreuz im Schilde, Grabmal Friedrichs III, Wien.
33. Georgenfahne nach Dürer.
34. Dasselbe nach Amann, Belagerung von Ingolstadt.
35. Dasselbe nach Hegenberg, Bologna.
36. Rotes Kreuz in Gelb. Ebulo, Bern.

5. Figürliche Adler.

37. Adlerszepter, Siegel Konrads II, Berlin.
38. Szepter Richards von Cornwallis. Aachen.
39. Adler auf dem Reichsapfel. Cod. Krakau.
40. Adlerszepter aus Cod. des Ekkehard von Aurach.
41. } Figürlicher Adler auf sächsischen Münzen.
42. }
43. Imperatorenadler, Münze Friedrichs II.
44. Dasselbe, Sekretsiegel Ludwigs des Bayern.
45. Dasselbe, Karls IV.
46. Adlerszepter Ottos III. Königliche Bibliothek, München.

47. Figürlicher Adler. Bild Heinrichs II, Bamberg.
48. Adlerszepter. Evangeliar Heinrichs IV, Bremen.
49. Dasselbe. Evangeliar Heinrichs V, Krakau.
50. Adler auf dem Reichsapfel. Evangeliar Heinrichs III, Berlin.

6. Widersehende Adler.

51. Sekretsiegel Ludwigs des Bayern.
52. Fahne zu Würzburg.

7. Ornamentale Adler.

53. Von den Schuhen Karls des Großen.
54. Kaisermantel. Metz.
55. Kaiserliche Handschuhe. Wien.

8. Ältere Adler.

56. Aus dem Cod. Bald. trev. Coblenz.
57. Schildadler vom Kaiserschwert. Wien.
58. Dasselbe vom Karlsschrein zu Aachen.
59. Siegel des Stadtschultheißen zu Frankfurt.
60. Siegel Herzog Heinrichs von Österreich.
61. Münze Ottos IV.
62. Aus den Annalen des Caffarus, Paris.
63. Aus der Chronik des Otto v. Freising, Jena.
64. Barbarossamünze.

9. Adler des 13. Jahrhunderts.

65. Siegel Friedrichs II.
66. Adler Ottos IV, Braunschweig.
67. Kaiserliches Ceremonienschwert, Wien.
68. Aus Histoire de St. Graal, Paris.
69. Aus dem Sachsenspiegel, Heidelberg.
70. Wappen des Heinrich Raspe. Parisius, London.
71. Wappen Ottos IV. Ebenda.
72. Grabplatte Kaiser Rudolfs, Speyer.

10. Adler des 14. und 15. Jahrhunderts.

73. Aus der Zürcher Wappenrolle.
74. Aus den Minnesingern, Heidelberg.
75. Vom Denkmal Günthers von Schwarzburg, Frankfurt.
76. Donaueschingen.
77. Königliche Bibliothek, Brüssel.
78. Vom Kaufhaus zu Mainz.
79. Von der Stola. Wien.
80. Schatzkammer, Wien.
81. Siegel Kaiser Sigmunds.
82. Dasselbe Friedrichs III.
83. Nach Dürer.
84. Friedenssiegel Kaiser Ludwigs.
85. Goldene Bulle. Frankfurt.
86. Friedenssiegel König Wenzels.
87. Sachsenspiegel, Oldenburg.
88. Aus Mühlhausen.
89. Siegel Friedrichs III.
90. Siegel Maximilians I.
91. Wappen Ferdinands I als römischer König. Wien.


Kaiserlicher Schutzadler.
Leonhardskirche,
Frankfurt a. M.

11. Neue einköpfige Reichsadler.

92. Reichsadler 1870. Hohenzollernmuseum, Berlin.
93. Reichsadler 1871—89.
94. Neuester Reichsadler.

12. Doppeladler.

95. Schild Friedrichs II, Matth. Parisius, London.
96. Judensiegel, Augsburg.
97. Goldmünze Ludwigs des Bayern. Berlin.
98. Kaiserlicher Schutzadler. Leonhardskirche, Frankfurt.
99. Aus Cod. Bald. trev. Coblenz.

100. Siegel Kaiser Sigmunds (Aquila Ezechielis).
101. Vom Prunkwagen Friedrichs III. Graz.
102. Aus dem Cod. Kirchberg, Schwerin.
103. Aus dem Cod. Grünenberg.
104. Vom Rententurm zu Frankfurt.
105. Aus dem Weißkunig.
106. Aufsteckadler am Krönungsbaldachin. Frankfurt.
107. Brunnenadler bei den Krönungen. Frankfurt.
108. Ein Reichshumpen.
109. Brunnenadler. Frankfurt.
110. Am Heroldsgewand. Ostendorffer: Türkenkrieg.
111. Frankfurter Münze 1734.
112. Thaler von 1606.
113. Nova moneta 1695.
114. Krönungsmünze 1740.
115. Marzipanform 1634. Nürnberg.
116. Amtsadler 1626.
117. Siegel Josephs I.
118. Siegel Karls VI.
119. Vom Krönungsbaldachin. Frankfurt.
120. Siegel Karls VII.
121. Siegel 1816.
122. Münze des Reichsverwesers, 1848. Frankfurt.
123. Thaler 1848. Frankfurt.
124. Reichsministerialsiegel 1848. Frankfurt.
125. Kleines Wappen des Kaisers von Österreich.

13. Fahnen des alten Reiches.

126. Adlerfahne auf einer Münze Philipps von Schwaben.
127. Vom Siegel des Herzogs von Österreich.
128. Aus der Bibliothek von San Marco, Venedig.
129. Aus dem Sachsenspiegel, Oldenburg.
130. Aus Wilhelm von Oranse, Kassel.
131. Aus Cod. Kirchberg, Schwerin.
132. Aus dem Rathaus zu Siena.
133. Aus Cod. Richenthal, Konstanz.

134. Aus dem Bellifortis, Göttingen.
135. Aus Cod. Fierabras, Hannover.
136. Adlerfahne mit rotem Schwenkel. Bibliothek Royale, Brüssel.
137. Aus dem Württembergischen Wappen.
138. Fahne Karls V. Armeria real, Madrid.
139. Fahne Kaiser Sigmunds. Frankfurt.
140. Fahne der Kaiserlichen Kürassiere. Hegenberg.
141. Fahne nach Kulpis.
142. Zweizipflige Fahne mit Doppeladler. Mittelalterl. Hausbuch.
143. Reichsständische Fahne. Belagerung von Ingolstadt.
144. Einzipflige Fahne. Grabmal Ulrichs, Stuttgart.
145. Landsknechtsfahne. Wappenbuch von Köbel.
146. Großer Doppeladler Karls V. Armeria, Madrid.
147.–148. Kaiserstandarten der Augsburger. Bayrisches Armeemuseum, München.
149. Fahne des schwäbischen Kreises. Armeemuseum München.
150. Fahne der Bamberger Kürassiere. K. k. Arsenal, Wien.
151. Fahne des Kaiserlichen Oberbefehlshabers 1703. München.
152. Fahne Karls VI mit Flammenrand. Arsenal, Wien.
153. Österreichische Infanteriefahne, 1748. Arsenal, Wien.
154. Fahne Karls VII mit blauweißem Rande. München.
155.–156. Quartiersfahnen für Kaiserhuldigungen zu Frankfurt. Städtische Sammlung.
157. Vikariatsfahne Karl Theodors, 1790. München.
158. Jetzige Österreichische Kaiserstandarte.
159. Neudeutsche Kaiserstandarte.
160. Feldstandarte des deutschen Kaisers.
161. Kaiserliche Fahne der Judenschaft zu Prag. Alt-Neuschule.
162. Deutschherrnfahne, Adler im Kreuz.
163. Fähnlein von 1387.
164. Stadtfahne von Straßburg.
165. Kaiserliche Fahne des Bürgerkorps zu Wiener-Neustadt.
166. Marschallsfahne der Grafen von Pappenheim.

14. Reichs-Hoffarben.

167. Teppich beim Krönungsmahle. Cod. Bald. Coblenz.

168. Prunkfahne Karls V. Armeria, Madrid.
169. Krönungsbrücke, Krönungsdiarium Karl VII.

15. Schwarz-rot-gold.

170. Farben der Lützower. Zeichnung von Meckel, 1813.
171. Band des Württembergischen Verdienstordens, 1815.
172. Burschenschaftsfahne. Jena.
173. Fahne der Nationalversammlung 1848.

16. Schwarz-weiß-rote Fahnen.

174. Nationalflagge der deutschen Schiffe.
175. Kriegsflagge der Kriegsschiffe.
176. Kaiserliche Marineverwaltung.
177. Reichspost.
178. Auswärtiges Amt.
179. Für die übrigen Verwaltungen.
180. Standarte des Armeekommandos.
181. Dieselbe des Divisionskommandos.
182. Dieselbe des Armeekorpskommandos.

3.

Abteilung für Soziale Wissenschaften (SzW).

a) Sektion für Jurisprudenz (J).

Die Sektion beschäftigte sich auch in der Zeit vom 1. Mai bis 30. September 1898 mit der Exegese des Bürgerlichen Gesetzbuches. In den Sitzungen vom 9., 16., 23. Mai und 6. Juni referierten die Herren Dr. Geiger, Dr. Neumann, Dr. Gieser und Dr. Ebenfeld.

4.

Abteilung für Mathematik und Naturwissenschaften (N).

In dieser Abteilung sprach am

14. September Herr Dr. H. Dobriner über „Tetrazyklische Koordinaten".



III. Bericht des Akademischen Gesamt-Ausschusses über seine Thätigkeit 1897/98.

Wie die in den „Berichten des Freien Deutschen Hochstiftes" niedergelegten Mitteilungen es darthun, haben auch im vergangenen Jahr der Akademische Gesamt-Ausschuß und die ihm unterstellten Fachabteilungen ihre Thätigkeit satzungsgemäß ausgeführt. Im besonderen ist im Anschluß an Satz 4 der Satzungen folgendes hervorzuheben.

A. Der auf Grund des von der Hauptversammlung genehmigten allgemeinen Lehrplanes (vergl. Jahrgang I, S. 69 ff.) ausgearbeitete besondere Lehrplan für den Winter 1897/98 umfaßte folgende Lehrgegenstände und Lehrkräfte:

1. Herr Professor Dr. D. Schäfer aus Heidelberg: Geschichte des deutschen Seehandels.
2. Herr Professor Dr. C. Cornill aus Königsberg: Die israelitische Dichtung.
3. Herr Professor Dr. J. Werner aus Frankfurt: Die Sturm- und Drangperiode in der deutschen Litteratur.
4. Herr Dr. M. Banner aus Frankfurt: Das französische Theater der Gegenwart.
5. Herr Professor G. Steindorff aus Leipzig: Altägyptische Kultur und Kunst.
6. Herr Geheimrat Professor Dr. H. A. Köstlin aus Gießen: Die Deutschen in der Tonkunst.
7. Herr Professor Dr. M. Weber aus Heidelberg: Börsenwesen und Börsenrecht.
8. Herr Dr. Robert Fritzsche aus Gießen: Die Philosophie in der Dichtung.

Die Lehrgänge sind Dank der unermüdeten Thätigkeit und freudigen Hingebung an die Sache von Seiten der das Hochstift in seinen Bestrebungen freundlichst unterstützenden Herrn Dozenten von auswärts und von hier entwurfgemäß zur Ausführung gelangt, und wir freuen uns diesen Herren auch hier den Dank des Hochstiftes auszusprechen. Die Teilnahme des Publikums ist stetig eine bedeutende geblieben. Dank den in den Vorjahren getroffenen Einrichtungen konnten die wirklichen Interessenten stets Platz finden. Nachdem sich so die neuen Bestimmungen für den Zutritt bewährt haben, sind sie auch im letzten Winter beibehalten worden, nur mit der Maßgabe, daß der Preis der Platzkarte auf eine Mark für den einzelnen Lehrgang, also auf 20 Pfennige für den einzelnen Vortrag, herabgesetzt wurde. Es ist dadurch jedermann das Mittel geboten, sich um einen sehr geringen Preis für Lehrgänge, auf deren Besuch er besonderen Wert legt, einen festen Platz zu sichern. Dieser muß jedoch bis 7 Uhr eingenommen sein. Falls dies nicht geschieht, steht nach 7 Uhr der Platz der Verwaltung zu anderweiter Besetzung zur Verfügung. Es liegt in der Natur der Sache, aber es sei hier wiederholt darauf hingewiesen, daß das Recht der Mitglieder auf Teilnahme an den Vorträgen nur soweit geht, wie der zur Verfügung stehende Raum es gestattet, nicht aber ein absolutes ist: ein solches ist nicht möglich, da der Saal, der dem Hochstift durch die Freundlichkeit der Administration des Dr. Hoch'schen Konservatoriums mietweise zur Verfügung steht, nicht nur unter den möglicherweise zu erlangenden Sälen der größte ist, sondern auch thatsächlich in den weitaus meisten Fällen vollständig ausreicht. Ist aber ein besonderer Andrang vorauszusehen, so ist das Mittel, sich durch Erwerbung einer Platzkarte den Zutritt zu sichern, ein sehr einfaches und durch seine Billigkeit leicht zu erreichendes. Sobald der Saal und die Galerie, die einzigen zur Verfügung stehenden Räume — das in jeder Beziehung minder günstige Podium ist ausschließlich für die Angehörigen der drei Ausschüsse bestimmt — gefüllt sind, darf der weitere Zutritt nicht gestattet werden: es ist dies nicht nur eine von Seiten der Administration verlangte und von uns streng einzuhaltende Vertragsbestimmung, sondern auch eine im Interesse der Sicherheit des

Publikums von Seiten der polizeilichen Aufsichtsbehörde gemachte Vorschrift. Stehplätze an der Seite des Saales einzunehmen ist nicht gestattet. Die Ausführung dieser Bestimmungen von Seiten der Hochstiftsverwaltung entspringt somit lediglich der pflichtmäßigen Aufrechterhaltung der Vertragsbestimmungen, ohne welche der Saal überhaupt nicht zur Verfügung steht. Die die Lehrgänge besuchenden Mitglieder und die etwa sonst kommenden Besucher — Karten an Nichtmitglieder werden nur ausgegeben, wenn der Besuch eines Vortrages seitens der Mitglieder die Möglichkeit einer solchen Erweiterung gestattet — werden daher dringend ersucht, die Verwaltung in der Erfüllung ihrer Verpflichtungen freundlichst unterstützen zu wollen.

B. Die Unterstützung und Förderung wissenschaftlicher, litterarischer und künstlerischer Bestrebungen ist auch in diesem Jahre eingetreten. Das Hochstift hat sich mit einem größeren Beitrage an der hochwichtigen Südpolarexpedition beteiligt, die von Deutschland aus unternommen werden soll. Es hat fernerhin die Wiederherstellung des von Moritz v. Schwind 1844 bei der Feier der Enthüllung des Goethedenkmals geschaffenen Transparentes veranlaßt. Das Transparentgemälde Schwinds selbst ist verloren gegangen: es existieren nur noch einige Entwürfe des Künstlers. Da hat es in dankenswertester Weise Herr Professor Otto Donner-von Richter auf Ersuchen des Akademischen Gesamt-Ausschusses unternommen, das schöne Werk, bei dessen Ausführung er als Schüler Schwinds 1844 teilgenommen hatte, in der Art seines Meisters als Wandbild wiederherzustellen: das treffliche Werk, das so entstanden und vorzüglich gelungen ist, „Die Geburt Goethes“, schmückt jetzt als ein sehr wertvoller Besitz die Eingangswand des Goethemuseums des Freien Deutschen Hochstiftes. Eine weiter zur Verfügung stehende Summe wurde für eine zur Feier des 150jährigen Geburtstages Goethes im Jahre 1899 beabsichtigte Festschrift zurückgestellt, um die Kosten eines solchen Werkes mit decken zu helfen.

Sonst hat das Hochstift auch im letzten Winter wieder durch einen größeren Beitrag die Bestrebungen des „Ausschusses für

Volksvorlesungen" unterstützt. Die infolge der Ausbreitung der Thätigkeit dieses Ausschusses wachsende Zahl von Vorlesungen ist zum Teil gerade durch Mitglieder des Hochstiftes ermöglicht worden. Freilich können bei diesem Wachstum die Mittel von Vereinen nicht genügen: schon haben die städtischen Behörden ihren Beitrag etwas erhöht, und Privatleute sind durch teils einmalige, teils regelmäßige Beiträge einer guten und unterstützungsbedürftigen Sache zu Hilfe gekommen. Indessen werden hier feste Hilfsmittel gesichert werden müssen, wenn der große Aufschwung der Veranstaltung, mit welcher Frankfurt der jetzt überall in Deutschland eingetretenen Bewegung auf dem richtigen Wege vorangegangen ist, ohne die Ziele solcher Bestrebungen über das rechte Maß hinauszuführen, als eine bleibende Errungenschaft lebendig erhalten werden soll. Außer Geldbeiträgen ist ganz besonders auch die persönlich thätige Anteilnahme erwünscht: in welcher Weise der „Ausschuß für Volksvorlesungen" sich das denkt, ergiebt sich aus folgendem Schreiben, das von Seiten des Akademischen Gesamt-Ausschusses durch ein Rundschreiben den Mitgliedern der Akademischen Abteilung bereits zugegangen ist. Zu noch größerer Verbreitung sei es hier nochmals für alle Mitglieder mitgeteilt. Es lautet: „Wir verstehen diese thätige Teilnahme nicht nur dahin, daß wir die Hilfeleistung solcher Herren suchen, die geneigt sind, hier oder auswärts Vorträge zu halten, sei es, daß sie sich zu einem Zyklus von Vorträgen oder Lehrkursen erbieten, sei es, daß sie nur zu einzelnen Vorträgen in Gewerkschaften oder Vereinen geneigt sind. Wir sind aber neben den Vorträgen auch darauf angewiesen, Hilfe für unsere Verwaltungsarbeiten selbst in Anspruch zu nehmen. Es könnte jemand, der z. B. die Frage der Offenhaltung der Museen an Sonntagen in die Hand nehmen, das hierüber von uns gesammelte Material aus anderen Städten bearbeiten und der Öffentlichkeit zugänglich machen, die Verhandlungen mit den hiesigen Museen führen wollte u. s. w., sich ein wirkliches und weittragendes Verdienst erwerben. Desgleichen ein Herr, der etwa speziell sich mit den beschreibenden naturwissenschaftlichen Vorträgen befassen wollte und deshalb mit den Herren Lehrern an den höheren Schulen sich benehmen würde, um die Veran-

staltung von Führungen durch die naturwissenschaftlichen Museen und speziell von Vorträgen aus den Gebieten der beschreibenden Naturwissenschaft zu fördern. Ebenso würde unserm Sekretär eine Hilfe z. B. bezüglich Veranstaltung der Experimental-Vorträge oder der Exkursionen sehr erwünscht sein. Es würde jemand, der die Verbindung unseres Ausschusses mit den bestehenden Lesehallen regelmäßig pflegte, und z. B. durch regelmäßige, persönliche Bemühungen dafür Fürsorge träfe, daß die Lesehallen stets die auf unsere Vorträge bezüglichen Werke auslegten, oder jemand, der speziell den musikalischen Darbietungen sein Augenmerk zuwendete, eine sehr nützliche Wirksamkeit entfalten können, da es ja unmöglich ist, daß diese sämtlich sich täglich mehr und mehr verzweigenden Arbeiten von unserem Sekretär erledigt werden. Wie nützlich es wäre, wenn den Arbeitern, die sich so oft über mangelndes Entgegenkommen der Gelehrten und der besitzenden Klassen beklagen, der Gegenbeweis immer aufs neue geliefert würde, wenn den Ortschaften der weiteren Umgebung, die von den hier getroffenen Veranstaltungen keinen Nutzen haben, auch wenigstens ab und zu Anregungen der von uns angestrebten Art gegeben werden könnten, bedarf nicht des Hinweises."

Vorträge sind auf Veranlassung des Ausschusses für Volksvorlesungen folgende gehalten worden:

I. Stadthalle.

1. Herr Redakteur L. Baer-Homburg v. d. H.: „Gounods Konzertwerk Polyxena" (einleitender Vortrag zum Volkskonzert am 9. Juni 1898),
2. Herr Redakteur L. Baer-Homburg v. d. H.: „Beethovens Fidelio" (einleitender Vortrag zur Volksvorstellung am 7. Februar 1898),
3. Herr Dr. H. Becker: „Die Steinkohle" (2 Vorträge mit Lichtbildern),
4. Herr J. Benario: „Ausgewählte Kapitel aus dem Gebiete der Fabrik-, Gewerbe- und Industriehygiene" (3 Vorträge),
5. Herr Zahnarzt E. Fenchel-Hamburg: „Die Zahnverderbnis, ihre Verhütung und Heilung" (mit Lichtbildern),

6. Herr Professor Dr. M. Freund: „Luft und Wasser" (3 Vorträge mit Experimenten),
7. Herr Dr. B. Hanauer: „Private und öffentliche Wohnungshygiene" (2 Vorträge),
8. Herr D. E. Hübner: „Hygiene der Ernährung" (2 Vorträge),
9. Herr Forstmeister A. Rörig: „Der Wald im Haushalte der Natur",
10. Herr Dr. G. Schnapper-Arndt: „Lehrjahre, Fahrten und Abenteuer eines Handlungsgehilfen vor 200 Jahren",
11. Herr Oberlehrer E. Sittig: „Werden und Vergehen im Weltall" (3 Vorträge),
12. Herr Dr. J. Tempel (†): „Die Jugenddramen Schillers" (3 Vorträge),
13. Herr Musikdirektor H. Winkelmann: „Haydns Jahreszeiten" (einleitender Vortrag zum Volkskonzert am 12. Dezember 1897).

II. Bockenheim.

1. Herr Dr. H. Dobriner: „Die Anfangsgründe der Astronomie" (3 Vorträge),
2. Herr Dr. F. Fries: „Lionardo da Vinci, sein Leben und seine Werke" (2 Vorträge),
3. Herr Oberlehrer Dr. H. Grebe: „Die Steinkohle" (1 Vortrag),
4. Herr Dr. B. Hanauer: „Ernährung des Menschen mit besonderer Berücksichtigung der Volksernährung" (3 Vorträge),
5. Herr Dr. O. Heuer: „Goethe und seine Vaterstadt" (3 Vorträge),
6. Herr Zeichnen-Lehrer G. Knebel: „Griechische und römische Baukunst" (1 Vortrag),
7. Herr Professor J. Merz: „Amerika" (3 Vorträge),
8. Herr Oberlehrer A. Velde: „Der Weltverkehr im 19. Jahrhundert" (2 Vorträge).

III. Bornheim.

1. Herr Dr. G. Biedenkapp: 1. „Lehrreiches von der Sprache" (1 Vortrag), 2. „Ein Blick auf die altindische Kultur" (1 Vortrag),

2. Herr Schriftsteller W. Holzamer-Heppenheim a. d. B.: „Moderne deutsche Dichter und ihre Schöpfungen" (2 Vorträge),
3. Herr Professor Dr. W. König: „Über das Wetter" (2 Vorträge),
4. Herr Oberlehrer Dr. M. Levy: „Die tierischen Schmarotzer mit Berücksichtigung der für den Menschen wichtigsten" (2 Vorträge),
5. Herr Professor Dr. A. Mannheimer: „Freiligrath und Geibel" (3 Vorträge),
6. Herr Kunstmaler E. Jos. Müller: „Die Malerei des 19. Jahrhunderts" (3 Vorträge),
7. Herr Dr. W. Schauf: „Der Quarz" (1 Vortrag),
8. Herr Dr. H. Schlesinger: 1. „Die Ernährung des Menschen" (3 Vorträge), 2. „Über Hausmittel und Hausapotheken" (1 Vortrag).

Außerdem wurden in den einzelnen Gewerkschaften und Fachvereinen 36 Vorlesungen gehalten.

Hieran schlossen sich 14 Führungen durch das städtische historische Museum, 4 durch das Städelsche Kunstinstitut und 2 durch das Goethehaus und das Goethemuseum.

Im Schauspiel- und im Opernhause fanden 6 Volksvorstellungen statt.

Mit der Ausdehnung der Vorlesungen auf die Umgegend und der Einrichtung von Lehrkursen wurden erfolgreiche Anfänge gemacht.

C. Erwerbung wissenschaftlicher Werke, Kunsterzeugnisse und Belehrungsmittel. An dem Ausbau der Spezialbibliothek unserer klassischen Litteraturperiode wurde auch in dem verflossenen Geschäftsjahre rüstig weitergearbeitet.

Am 1. November 1897 trat Herr Dr. Robert Hering aus Leipzig als Volontär bei der Bibliothek ein, an der er auch zur Zeit noch thätig ist.

Mit Eifer, Fachkenntnis und regem Interesse hat er seine Kraft in den Dienst unserer ja immer noch rastlose Arbeit erfordernden Sammlungen gestellt, die andrerseits dem Litterarhistoriker schon jetzt ein reiches Material zum Studium bieten, wie es kaum eine Universität für diese Epoche in gleicher Fülle zu gewähren vermag.

Durch seine Mitarbeit wurde es möglich, neben der regelmäßigen Vermehrung der Bestände auch noch einige der im vorjährigen Berichte als wünschenswert bezeichneten Aufgaben in Angriff zu nehmen und zu fördern.

Der Zuwachs der Bibliothek betrug in diesem Jahre 1750 Bände, die sich auf die verschiedenen Gruppen ziemlich gleichmäßig verteilen.

Unter den Erwerbungen für die Faustschriftensammlung ist besonders ein Exemplar des höchst seltenen Spießischen Volksbuchs, in der zweiten Originalausgabe von 1588, hervorzuheben, wodurch die Reihe der Volksbücher vom Doktor Faust jetzt vollständig geworden ist.

Die Abteilung der Zeitschriften erfuhr durch die vollständige Serie des „Morgenblattes für die gebildeten Stände“ eine höchst notwendige Vermehrung: doch wird diese Gruppe noch recht bedeutenden Kostenaufwand erfordern, bis sie die unerläßliche Vollständigkeit erreicht.

Auch die Porträt- und Kunstblättersammlung wurde nach Möglichkeit vermehrt, so z. B. durch eine vollständige Reihe der Rothnagelschen Radierungen, in schönen und vom Künstler selbst in verschiedener Plattenschwärzung ausgeführten Abdrücken.

Außer diesen meist antiquarischen Ankäufen und ihrer Verarbeitung handelte es sich besonders um die Inangriffnahme der völligen Neuordnung der Bibliothek.

Für die wichtigste und umfangreichste Abteilung, die der eigentlichen Goetheschriften, ebenso für die Gruppen Schiller und Herder ist die Arbeit durchgeführt.

Ein neues System zahlreicher koordinierter Gruppen wurde entworfen, die Neuaufstellung danach vorgenommen und dann längere Zeit hindurch praktisch erprobt, bevor die definitive Neusignierung erfolgte. Das System ist, den Bedürfnissen unserer ja bis ins Einzelnste gehenden, Spezialbibliothek angepaßt, nach denselben leitenden Gesichtspunkten aufgebaut, die für die von Herrn Professor Ebrard so erfolgreich durchgeführte Neuordnung der Stadtbibliothek maßgebend waren.

In der praktischen Erprobung bewährt es sich so, daß, wenn die Umsignierung zu Ende geführt ist, in einem besonderen Bericht eine eingehende Darstellung erfolgen kann.

Auch für den wissenschaftlichen Realkatalog wurden die Vorarbeiten fortgesetzt.

Die unserer Bibliothek im Laufe des Jahres zugegangenen Geschenke sind unter den Einsendungen verzeichnet. Den Herren Einsendern sei auch an dieser Stelle unser Dank ausgesprochen.

D. Anschaffung und Auflegung von Zeitschriften. Im Bestande der im Lesesaal aufliegenden Zeitschriften hat sich im Laufe des Geschäftsjahres keine bedeutende Veränderung ergeben. Ihre Gesamtzahl beträgt 145, davon aus dem Gebiete der Bibliographie 11, der Geschichte und ihrer Hilfswissenschaften 23, der Philosophie und Pädagogik 3, der Litteraturgeschichte 8, der Sprachwissenschaft 11, der Kunstwissenschaft und Archäologie 13, der Mathematik und Naturwissenschaft 13, der Geographie 4, der Heilkunde 2, der Jurisprudenz 9, der Volkswirtschaft 14, der Technik 5. Die Vermehrung der kleinen Handbibliothek wird fortwährend im Auge behalten.

E. Gesamtsitzungen mit Vorträgen. Es fanden die zwei von den Satzungen (Satz 7) vorgeschriebenen Feiern statt: Schillers Geburtstag wurde durch einen Vortrag des Herrn Dr. Julius Ziehen aus Frankfurt a. M. „Über Schillerdenkmäler" begangen; er ist, unter Beigabe einer größeren Zahl von Abbildungen, in diesen Berichten (Bd. 14, S. 19*–43*) abgedruckt. Am Geburtstag Goethes sprach Herr Professor M. von Waldberg aus Heidelberg über „Goethe und die Empfindsamkeit"; dieser Vortrag kommt in Bd. 15, S. 1* ff. zum Abdruck. Bei der Goethefeier wirkte auch diesmal in altgewohnter trefflicher Weise der Sängerchor des Lehrervereins mit, dessen vortreffliche Ausführung edlen Quartettgesanges als köstlicher Schmuck die Feier umrahmte.

F. Die „Berichte" haben die ihnen gestellte Aufgabe, „über die geistige Wirksamkeit der Anstalt und die Thätigkeit der Mit-

glieder, sowie über Anschaffungen, Geschenke und Ähnliches" die Mitglieder in Kenntnis zu setzen, in gewohnter Weise erfüllt, wie der fertig vorliegende Band 1898 nachweist. Das die Benutzung des Bandes wesentlich erleichternde ausführliche Register wird Herrn Dr. Hering verdankt. Auch für diesen Band wie für alle früheren ist eine Einbanddecke hergestellt worden, die durch die Kanzlei für jeden Jahrgang zu Mk. 0,50 bezogen werden kann.

G. Die Pflege wechselseitiger Beziehungen zu anderen verwandte Zwecke verfolgenden Vereinen findet nach wie vor statt. Besonders ist der Zusammenhang mit der Goethegesellschaft ein bleibender geworden. Weimar selbst stand in diesem Jahre unter dem Stern der Feier des achtzigsten Geburtstages seines Landesherrn, den auch das Hochstift als Protektor verehrt. Carl Alexanders ehrfurchtheischende Persönlichkeit verbindet noch Goethe mit unserer Nachwelt nicht nur durch den persönlichen Verkehr mit dem Dichter, sondern vor allen Dingen durch den Ernst und die Begeisterung, mit der er die Tradition der klassischen Zeit aufrechterhält und mit der er es als seine Aufgabe betrachtet, alle Bestrebungen gleicher Richtung wirksam zu unterstützen und zu fördern. Das Hochstift beteiligte sich an der Feier des 24. Juni durch ein Glückwunschschreiben. Als bleibendes Andenken bewahrt es in der Goethebibliothek die nur in hundert Exemplaren gedruckte Festschrift „Zum 24. Juni 1898", von der ein Exemplar auf Befehl des Großherzogs dem Hochstift übersandt worden ist; sie ist von dem Direktor des Goethe-Nationalmuseums, Geh. Hofrat Dr. Ruland, dem Oberbibliothekar Geh. Hofrat Dr. von Bojanowski und dem Direktor des Staatsarchivs Dr. Burkhardt verfaßt.

Im Rückblick auf seine mannigfaltige, durch die Mitglieder des Hochstiftes stets unterstützte Thätigkeit des letzten Jahres, darf der Akademische Gesamt-Ausschuß seinen Bericht mit der Hoffnung schließen, daß auch das kommende Jahr ein gedeihliches für die wissenschaftliche Thätigkeit des Hochstiftes sein werde.

Der Akademische Gesamt-Ausschuß.

IV. Bericht der Goethehaus-Kommission an die Hauptversammlung über ihre Thätigkeit während des Verwaltungsjahres 1897/98.

Die Wirksamkeit der Kommission erstreckte sich im abgelaufenen Jahre im wesentlichen auf die weitere Ausstattung der nach Vollendung des Neubaues und Schaffung des Museums frei gewordenen Räume des Goethehauses.

In erster Linie ward die Wiederherstellung des Gemäldekabinets des Herrn Rat, im Mittelzimmer des zweiten Stockes durchgeführt.

Unter den nicht geringfügigen privaten Bildersammlungen, die Kunstliebhaberei und Sammelfleiß in Frankfurter Bürgerhäusern des vorigen Jahrhunderts vereint hatte, nahm das Kabinet des Herrn Rat Goethe eine beachtenswerte Stelle ein.

Es zeichnete sich durch eine besondere Eigenart aus. Während die übrigen Sammlungen die älteren Meister mit Vorliebe pflegten, und man in ihnen neben den Italienern und Franzosen, neben Dürerschen Werken besonders die Holländer reich vertreten fand, vereinigte der Herr Rat in seinem Gemäldezimmer die besten Schöpfungen der damals lebenden Frankfurter Künstler.

Durch Goethes Schilderung in Dichtung und Wahrheit ist den Seekatz, Hirth, Schütz, Trautmann, Junker die Unsterblichkeit gesichert, die ihnen ihre Werke, obwohl tüchtige künstlerische Leistungen darunter sind, nicht erworben hätten.

Außer den Nachrichten, die der Sohn uns von den Gemälden im Besitze des Vaters giebt, haben wir eine ziemlich ausführliche Beschreibung des Gemäldekabinets aus dem Jahre 1780 in Hüsgens „Nachrichten von Frankfurter Künstlern und Kunst-Sachen".

Auch das Ausgabebuch des Herrn Rat giebt einige willkommene Auskünfte über die Erwerbung von Bildern.

Mit sorgsamer Benutzung aller dieser Anhalte hat die Kommission es nun unternommen die Sammlung, die seit mehr als 100 Jahren in alle Winde zerstreut ist, soweit als möglich wieder herzustellen.

Heute grüßen wieder von den Wänden des mit getreuer Nachahmung der alten Nothnagelschen Wachstuchtapeten versehenen Gemaches, Trautmannsche Brandstücke, Auferweckungswunder, Genreszenen, Schützsche Landschaften und Architekturstücke, Schöpfungen des Hausfreundes Seekatz in ihren verschiedenen Gattungen; Kircheninnere von Stöcklin und Morgenstern fehlen nicht, auch Hirth ist vertreten.

Alle die Bilder sind in die einfachen schwarzen Rähmchen mit schmalem Goldstab gefaßt, wie sie der Herr Rat ausnahmslos anwendete.

So ist ein schöner Anfang gemacht die Umgebung, von der der junge Goethe seine ersten künstlerischen Anregungen empfing, wiedererstehen zu lassen. Die Vorarbeiten dazu reichen schon eine Anzahl Jahre zurück, da passende Stücke äußerst selten und kostspielig sind. Trotzdem ist das Unternehmen noch nicht völlig abgeschlossen. An Stelle der mehr als 70 Bilder, die das Kabinet zählte, können wir deren erst etwa 40 aufweisen, die herrlichen, farbenprächtigen Frucht- und Blumenstücke von Justus Junker, die Ovidischen Darstellungen von Tischbein fehlen noch ganz, ebenso Werke von Fiedler; auch von Seekatz' vielseitiger Thätigkeit gewinnen wir noch kein vollständiges Bild.

Wie die Kommission bei der Herstellung des bis jetzt Geschaffenen sich hilfreicher Förderung durch Geschenke einiger kunstsinniger Herren erfreuen durfte, so hegt sie den Wunsch und die Hoffnung, daß auch in Zukunft die allmähliche Vollendung des Kabinets durch Stiftung passender Bilder wesentlich unterstützt werden möge.

Im Goethehause wurde ferner die Ausstattung des Staatszimmers mit den alten Sesseln ins Auge gefaßt, im nächsten Jahre hoffen wir über die Vollendung dieser Arbeit berichten zu können.

Das Goethemuseum wurde durch den Ankauf einiger wertvollen Stücke, unter denen Prellers zweite Originalzeichnung „Goethe auf dem Todtenbett" und eine Originalsilhouette „Goethe in ganzer Figur" hervorzuheben sind, vermehrt.

An Geschenken hat das Museum höchst wertvolle Bereicherungen erfahren.

In erster Linie gebührt unser Dank der Frau Marie Eggers in Hannover, die, als Enkelin Lotte Kestners, eine große Anzahl aus deren Besitze stammender Erinnerungsgegenstände dem Museum überwies. Neben dem eigenhändig geschriebenen Notenbuch, das seinen Platz auf dem, bereits früher von derselben Dame geschenkten Spinett Lottens hatte, finden sich Schmuckgegenstände, Fächer, zierliche Kästchen, rührende Zeugen jener längst verklungenen Zeit.

Von Wichtigkeit für Goethes Kunstanschauung ist die von Rabl in Gouache meisterhaft ausgeführte Wiedergabe der von Fuentes geschaffenen Dekoration zur Palmyra, die Goethe 1797 in seiner Vaterstadt sah, und die einen so nachhaltigen Eindruck auf ihn machte. Dieses interessante Bild verdanken wir Herrn Oberstlieutenant von Portatius.

Einen besonderen Schmuck erhielt das Museum ferner durch das von Herrn Professor O. Donner-von Richter nach dem Transparente Schwinds von 1844 ausgeführte Gemälde „Goethes Geburt" (vgl. den Bericht des AGA).

In die dekorative Ausschmückung des Saales fügt sich das Bild der Gerbermühle, der Erinnerungsstätte an Goethes und Mariannens Wechselgesang, als Superport passend ein, das der Maler Herr von Hoven schuf und dem von seinem Vater Herrn Franz von Hoven erbauten Museum zum Geschenk machte.

Herr Oberforstrat Graner hat das große meisterhaft nach dem Leben ausgeführte Porträt des Schöff von Ohlenschlager, der so vielfach mit Goethes Jugendzeit verknüpft ist, als Depositum überlassen.

Ebenfalls als Depositum ist uns seitens des Magistrats ein der Stadtbibliothek gehöriges Exemplar von Goethes Straßburger Doktorthesen zugewiesen.

Der kgl. Konservator, Herr Dr. Pallmann, München, schenkte in Rötelzeichnung ausgeführte Originalporträts des Dichters Miller nebst Gattin.

Herr Geheimrat Herman Grimm hat die nur in wenigen Exemplaren hergestellte Photographie der ihm von Ihrer Majestät der Kaiserin zum 70. Geburtstage gewidmeten, meisterhaft in Kupfer getriebenen Nachbildung des Jagemannschen Goethekopfes gestiftet.

Zwei der alten Golddruckbilderbogen, wie sie Goethe als Knabe besessen, bilden ein Geschenk des Herrn Sanitätsrat Dr. J. Schmidt, hier. Eine bisher unbekannte Goethesilhouette, die sich im Besitz des Herrn Speck in Haberstraw, Nordamerika befindet, ist durch dessen Güte in getreuer Nachbildung dem Museum einverleibt.

Unter den Aufgaben, die unser Goethemuseum sich gestellt hat, ist auch diejenige, die Entwickelung der Frankfurter Denkmäler Goethes klar vor Augen zu stellen. Der Entwurf zu dem nicht zur Ausführung gekommenen Säulenbau auf der Maininsel ist in der Originalzeichnung vorhanden, ebenso die Entwürfe der Bettina, wie das Rauchsche Modell. Mit besonderem Danke ist es daher zu begrüßen, daß durch die Güte der Herren Carl Rinz und G. Schmitt jetzt auch die Schwanthalersche Statue die Reihe vervollständigt und zwar in einer schönen 1,25 Meter hohen, vom verstorbenen Bildhauer von Kreß modellierten Wiedergabe.

Das Gemäldekabinet des Herrn Rat erfuhr auch in diesem Jahre durch Herrn V. Moessinger wertvolle Bereicherung durch drei Bilder, unter ihnen ein Junkersches Küchenstück und ein Morgensternsches Kircheninneres. Demselben Herrn verdanken wir, wie auch Herrn C. Mylius hier schätzbare Beiträge zur Küchen- und Eßzimmereinrichtung.

Herr Wilhelm Metzler stiftete fünf meisterhafte, im Stile der Veithschen Schule entworfene und zart ausgeführte Bleistiftzeichnungen von G. R. Elster, die dem Sitzungszimmer der Akademischen Fachabteilungen zur Zierde gereichen.

Allen Geschenkgebern sei auch hier der herzlichste Dank ausgesprochen.

V. Einsendungen.

Vom 1. Mai bis 30. September 1898 wurden nachstehende Schriften dem Hochstift eingesendet. Allen Herren Einsendern sei an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Die mit † bezeichneten Schriften werden im Austausche gegen die Hochstiftsberichte geliefert, die mit * bezeichneten sind Geschenke; ist der Geber nicht besonders angeführt, so ist es der Verfasser, beziehungsweise Verein, Hochschule u. s. w.

Das Verzeichnis der regelmäßig im Austausch eingehenden Zeitschriften wird mit Schluß des Kalenderjahres gegeben.

Litteratur.

*Zum 24. Juni 1898, Festschrift von P. von Bojanowski, C. Ruland, H. Burkhardt. Geschenk Sr. Kgl. Hoheit des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen.

*Ruland, C. Das Goethe-Nationalmuseum in Weimar. 1898.

*Schmidt, Erich. Uhlands Märchenbuch des Königs von Frankreich. S.-A. a. d. B. d. Berl. Akad. 1897.

*Scheidemantel, Ed. Zur Entstehungsgeschichte von Goethes Torquato Tasso, Weimarer Progr. 1896.

*Rick, G. Goethes Vater als Gießener Doktorand. 1898.

Kunst.

*Boetticher, Fr. von. Malerwerke des 19. Jahrhunderts, Bd. 2. 1898.

Philosophie.

*Gießler, C. M. Die Atmung im Dienste der vorstellenden Thätigkeit, Leipzig 1898.

Programme, Berichte etc. von Hochschulen, Schulen, Instituten und Vereinen.

Universitäten. Freiburg. Personalbestand S.-S. 1898.
— — Vorlesungsverzeichnis W.-S. 1898/99.
Gießen. Personalbestand W.-S. 1897/98 und S.-S. 1898.
— — Vorlesungsverzeichnis S.-S. 1898, W.-S. 1898/99.
— Jena. Personalbestand S.-S. 1898.
— — Vorlesungsverzeichnis W.-S. 1898/99.
Leipzig. Personalbestand S.-S. 1898.
— Vorlesungsverzeichnis W.-S. 1898/99.
— Goettingen. Ad praemiorum renuntiationem. Analecta Plautina. De figuris sermonis II scripsit Fr. Leo. 1898.
Heidelberg. Vorlesungsverzeichnis W.-S. 1898/99.
— Tübingen. Vorlesungsverzeichnis W.-S. 1898/99.
— Innsbruck. Vorlesungsverzeichnis W.-S. 1898/99.
— Prag. Personalbestand 1898/99.
— — Vorlesungsverzeichnis. W.-S. 1898/99.
Technische Hochschulen. Braunschweig. Programm für 1898/99.
— Darmstadt. Programm für 1898/99.
Bürgerverein zu Sachsenhausen, 1848—1898.
Ferner gingen eine größere Anzahl Bonner, Jenenser und Göttinger Dissertationen ein.

VI. Veränderungen im Mitgliederbestande

in der Zeit vom 1. Mai bis 30. September 1898.

A. Neu eingetreten:

(Beitrag, wenn nicht besonders bemerkt, Mk. 8.—, bei Auswärtigen Mk. 6.—, Mehrbeträge werden dankend besonders verzeichnet.)

1. Dr. Eduard Hupertz, Ober-Staatsanwalt, hier.
2. Eduard Schluë, Telegraphen-Direktor, hier. (Mk. 12.—.)

B. Gestorben:

1. Konstantin von Ettingshausen, Professor Dr. med., Graz.
2. David Hochstaedter, Fabrikant, hier.
3. Jakob Schneider, Professor Dr. phil., Cleve.

21 Mitglieder haben ihren Austritt erklärt.



I. Berichte aus den Akademischen Fachabteilungen.

1.

Abteilung für Sprachwissenschaft (SpW).

a) Sektion für Alte Sprachen (AS).

Dieser Sektion wurde in dem Zeitraum vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1898 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen mit Wahlrecht:

Herr Dr. phil. C. Hahn, hier.

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorstandes ergab als 1. Vorsitzenden Herrn Dr. F. Bölte, als 2. Vorsitzenden Herrn Dr. W. Knögel und als Schriftführer Herrn Dr. Ludw. Ziehen.

In dieser Sektion sprach am

9. November Herr Dr. C. Hahn über „Dio von Prusa".

* * *

Der eingesandte Bericht lautet:

Dio von Prusa, ein Wanderprediger aus der Zeit des jüngeren Kynismus. Von Dr. C. Hahn.

Dio von Prusa oder, wie ihn schon die Alten nannten, Chrysostomus, ist eine der bedeutendsten litterarischen Erscheinungen aus der Zeit der flavischen Dynastie, nicht nur als Redner und Schriftsteller sondern auch als Mensch im Altertum hoch geschätzt, der aber heute, selbst unter den Philologen, wenig bekannt ist.

*

Dies hat seinen Grund einmal darin, daß wir bis vor kurzem keine genügende Ausgabe seiner Schriften hatten, und zweitens darin, daß die philologische Wissenschaft sich nur sehr spärlich und an wenigen Punkten mit ihm beschäftigt hatte. Eine Darstellung des Lebens Dios, eine Untersuchung der einzelnen Reden nach Inhalt, Zweck, Abfassungszeit u. s. w. fehlte, wenn auch einzelne Ansätze dazu vorhanden waren, und somit war auch eine richtige Beurteilung des Mannes unmöglich. Diesem Mangel abzuhelfen gilt seit einer Reihe von Jahren die Arbeit H. v. Arnims. Ihm verdanken wir eine auf Grund umfassender neuer Kollationen hergestellte Textausgabe[1]), der sich im vorigen Jahre eine Darstellung des Lebens und der Werke Dios anschloß.[2]) Außerdem sind in den letzten Jahren, meist angeregt durch v. Wilamowitz-Moellendorff, eine Anzahl Einzelabhandlungen über diesen Gegenstand erschienen. Arnims Verdienst ist es nun, für die weitere Forschung, der noch ein reiches Feld lohnender Thätigkeit offen bleibt, den Boden bereitet und die Grundlinien einer Biographie Dios festgelegt zu haben. Dies war um so schwieriger, als wir für die Kenntnis von Dios Leben fast ausschließlich auf seine eigenen Schriften angewiesen sind, bei denen außerdem Reihenfolge und Abfassungszeit meist nur annähernd festgestellt werden können. Ich will nun an der Hand der Arnimschen Darstellung in großen Zügen den Lebensgang unseres Autors zu schildern versuchen.

Dio wurde ungefähr in der Mitte des ersten Jahrhunderts n. Chr. zu Prusa in Bithynien geboren. Sein Vater war ein reicher und weit über seine Heimat hinaus angesehener Mann, der also in der Lage war, dem Sohn eine sorgfältige Erziehung angedeihen zu lassen. Der Bildungsgang des jungen Dio war der gewöhnliche: er lernte Grammatik, Rhetorik, Philosophie und suchte zu diesem Zweck auch die größeren Bildungscentren der damaligen Zeit auf, wo er die modernen Deklamatoren und praktischen Rede-

[1]) Dionis Prusaensis quem vocant Chrysostomum quae exstant omnia edidit, apparatu critico instruxit J. de Arnim. 2 voll. Berolini 1893 et 1896.

[2]) Leben und Werke des Dio von Prusa. Mit einer Einleitung: Sophistik, Rhetorik, Philosophie in ihrem Kampf um die Jugendbildung, von H. v. Arnim, Berlin 1898.

lehrer hörte. War er auch ernster wissenschaftlicher Thätigkeit und echter Gelehrsamkeit abhold, so war er doch durchglüht von warmer Verehrung des Altertums und suchte früh seine Kräfte im Dienste des Hellenismus zu bewähren.

Gegen die Schulphilosophie mußte er so in scharfen Gegensatz treten, aber die Popularphilosophen und Epideiktiker, die mehr zur Unterhaltung als zur Belehrung auftraten — manchmal im Theater, neben Musikanten — waren ebensowenig nach seinem Sinn, und die Kyniker, die allein von allen Philosophen der Zeit eine größere Wirksamkeit in die Breite ausübten, aber durch ihr Lasterleben sich alle besseren Kreise entfremdeten, waren ihm vollends zuwider. Nur in der Sophistik fand er die intellektuelle, praktische und ästhetische Vollkommenheit so, wie er sie wollte.

Dem damaligen Sophisten ist nun der ideale Mann mit dem Rhetor identisch; dazu gehörte die ἐγκύκλιος παιδεία, die bekannten artes. War ein Mann in deren Besitze, so war er als Redner in allen Sätteln gerecht. Wir können heute schwer die Wertschätzung begreifen, deren sich die Prunkreden und Improvisationen der Sophisten bei dem Publikum jener Zeit zu erfreuen hatten. Wer es verstand, sich und die Hörer in eine Phantasiewelt hoher Gesinnung und großer Worte hineinzureden, wer nur recht begeistert Marathon und Salamis und jene längst entschwundenen Zeiten schildern konnte, der schmeichelte der nationalen Eitelkeit und war des Erfolges sicher. Eigene schaffende Kraft hatte Dios Zeit nicht mehr.

In seiner ersten Lebensperiode war Dio also reiner Sophist. Er blieb nicht in der Heimat, denn die Ehrenlaufbahn, die ihm dort möglich gewesen wäre, genügte dem höher Strebenden nicht. Vielmehr hielt er sich an verschiedenen Orten auf, unter anderem auch in Rom, wo er durch seinen Vater, der gleich wie er das römische Bürgerrecht besaß, vornehme Verbindungen und auch Beziehungen zum Hofe der Flavier hatte. Mag ihm auch Rom durch seine Pracht imponiert haben, so ist er innerlich doch stets Grieche geblieben. So ist er auch nicht dauernd von Prusa abwesend gewesen, sondern hat wohl von da aus seine Reisen unternommen, wobei er denn bald hier, bald dort als Redner auftrat. Aber er

ist nicht ausschließlich Prunkredner gewesen, sondern hat sich, wie wir noch sehen werden, eifrig an der Verwaltung der Stadt Prusa beteiligt.

Von den Werken dieser sophistischen Periode Dios nenne ich folgende, die jedoch nicht alle erhalten sind:

Zwei Reden, mit dem Titel Melancomas (28. und 29. Rede), vielleicht im Auftrage des Titus verfaßt. — Melancomas war der berühmteste Faustkämpfer seiner Zeit.

Gegen die Philosophen, im Zusammenhang mit der Philosophenvertreibung des Jahres 71 geschrieben. Dio gehörte zu den Hauptwortführern gegen die Philosophie, die damals in der Opposition gegen das Regiment der Flavier stand.

Lob des Papageien und Lob der Mücke. Beide Reden gehörten zu den damals sehr beliebten ἄδοξοι ὑποθέσεις, an denen die Sophisten gerne ihre Gewandtheit zeigten.

Die 3 Philoctete (Aesch. Soph. Eur., 52. Rede), eine der ebenfalls damals beliebten συγκρίσεις. Dio beurteilt die drei Dramen vom Standpunkte des Rhetors aus; es klingt aber seine Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen und seine Begeisterung für die alte Kultur, die sich am reinsten in der Tragödie des Äschylus zeigt, deutlich hindurch.

Troiana (11. Rede), „ein Prunkstück sophistischer Sagenbehandlung", worin die poetisch-mythische Überlieferung von der Einnahme Troias widerlegt wird. Die Rede ist jedoch nicht ernst zu nehmen, sondern „es war dem Verfasser lediglich um Darstellung seines eignen rednerischen Könnens und Unterhaltung des Publikums zu thun".

Noch der sophistischen Periode zuzurechnen ist die Rhodiaca (31. Rede), wenn sich auch hier schon starke Spuren des moralphilosophischen Denkens finden, das für Dios zweite Lebensperiode charakteristisch ist.

Diese beginnt mit Dios Verbannung. Hierüber giebt er uns selbst in der 13. Rede (περὶ φυγῆς), die sein Selbstbekenntnis enthält, Aufschluß. Er wurde verbannt wegen seiner Freundschaft mit einem hochstehenden Manne, der Domitian unbequem war; es muß ein Verwandter des Kaisers gewesen sein, vielleicht T.

Flavius Sabinus, der im Jahre 82 hingerichtet wurde. Die Verbannung war in perpetuum verhängt und erstreckte sich auf Italien und Bithynien, ein harter Schlag für Dio, der doch selbst keinerlei Schuld auf sich geladen hatte. Zwar durfte er seinen reichen Besitz in Prusa behalten, aber er hatte durch die dauernde Entfernung aus der Vaterstadt seinen natürlichen Wirkungskreis verloren.

Seine Erbitterung gegen Domitian, sein Stolz als Sophist und Rhetor, auch sein bürgerliches Standesbewußtsein hinderten ihn, den Weg niedriger Schmeichelei vor dem Kaiser zu betreten, wodurch er sich vielleicht hätte retten können. Sein Haß gegen den Tyrannen ging so weit, daß er ihm Vermögen und äußeres Wohlleben opferte. Um sich die Freiheit des Wortes gegen ihn wahren zu können, mußte er möglichst unauffällig leben, er durfte weder seinen Reichtum zeigen, noch als oppositioneller Redner in der Öffentlichkeit auftreten. Er zog also unerkannt und arm von Ort zu Ort, oft bettelnd oder mit eigner Hände Arbeit sich sein Brot verdienend. Für einen feingebildeten, reichen und vornehmen Mann, wie Dio, war dies gewiß kein leichter Entschluß; er setzt vielmehr eine bedeutende Charakterstärke voraus. Dio beschreibt uns nun in der genannten Rede, wie er als Landstreicher herumzog und wegen seiner Tracht hier Bettler, dort Philosoph genannt wurde. Da hätten ihm denn die Leute bald diese, bald jene moralphilosophische Frage vorgelegt, und weil er hierdurch gezwungen wurde, über die Sache nachzudenken, sei er allmählich Philosoph geworden. Wir dürfen jedoch annehmen, daß neben dem äußeren Anstoß auch gewiß innerer Trieb ihn der Philosophie in die Arme geführt hat, veranlaßt durch das Unglück, das ihn eben betroffen hatte. Die Wandlung seiner Lebensanschauung ist also aus den praktischen Erlebnissen hervorgegangen. Er begann an dem Werte der höheren Kultur zu zweifeln und lernte die Scheinbildung seiner Zeit verachten. In den unteren Schichten des Volkes, in denen er sich jetzt bewegte, herrschte zur Zeit Domitians größere individuelle Freiheit, blühte ein vielfach glücklicheres Dasein als in den oberen Schichten der Gesellschaft. Das erzeugte in Dio den Trieb nach Rückkehr zur Natur und führte ihn so zum Kynismus, zumal dieser mit der politischen Opposition vielfach verbunden war.

Dem entspricht nun auch während der Dauer des Exils Dios Lehrweise. Das Gefühl der eigenen Unfertigkeit, das er zunächst noch hatte, und die Rücksicht auf seine persönliche Sicherheit veranlaßten ihn, Festversammlungen und größere öffentliche Gelegenheiten zu meiden, ganz im Gegensatz zu der Art, wie er früher gelebt und gelehrt hatte. Er wählt oft, wenn der Kreis der Hörer klein ist, die dialektische Methode des Sokrates, oft auch hält er einer größeren Zahl von Zuhörern einen popularphilosophischen Vortrag. Von diesen Gesprächen und Ansprachen, die im Tone schlichter Natürlichkeit gehalten sind, finden wir in der überlieferten Schriftensammlung eine ganze Reihe, die ich nicht alle aufzählen will.

Zu den interessantesten gehören die 4 Diogenesreden (Rede 6, 8, 9, 10), in denen eine Menge alter Überlieferung aus der ersten Blütezeit des Kynismus steckt; hier predigt Dio gewissermaßen das Evangelium von Diogenes, den er seinen Hörern als das Muster eines durch seine Anspruchslosigkeit freien und glücklichen Menschen preist. Der Anschluß an die älteren Kyniker, Antisthenes, Diogenes, Crates, ist hier ein sehr enger; meist sind die Worte dem Diogenes selbst in den Mund gelegt. Die übrigen διαλέξεις behandeln allerhand Fragen der praktischen Moral, ebenfalls in genauerer oder freierer Anlehnung an ältere Quellen. Der Standpunkt in allen diesen Vorträgen ist der stoisch-kynische; inhaltlich zeigen sie meist die größte Einfachheit; eigentliche Philosophie ist in ihnen nicht zu finden, sondern nur die bekannten Gedanken der sokratischen Moral, wie sie durch die nachsokratische Philosophie popularisiert worden sind.

Dios Verbannung dauerte 14 Jahre, bis zum Tode Domitians. Nun ist er aber nicht während der ganzen Zeit ruhelos umhergeschweift, sondern wir müssen annehmen, daß er auch hie und da vorübergehend seßhaft gewesen sei, zum Zwecke philosophischer Studien, ohne die sich trotz aller Einfachheit seine Reden nicht denken lassen. Gegen Ende der Exilszeit faßte er den Plan, eine große Reise in das Land der Geten zu unternehmen, um deren Sitten kennen zu lernen; galten doch die nordischen Barbaren vielfach den Griechen als Muster natürlich und sittenrein lebender

Menschen; seine Erfahrungen dort hat er in einem Werke Γετικά niedergelegt, das aber nicht erhalten ist. Auf der Rückreise aus dem Getenlande hielt er sich unerkannt eine zeitlang im römischen Heerlager bei Viminacium an der unteren Donau auf. „Sein Bestreben, das Volk in allen seinen Schichten kennen zu lernen, das Vergnügen, welches er im Verkehr mit dem gemeinen Manne empfand, weil sich nirgends eine bessere Gelegenheit zur Ergründung der menschlichen Natur darbot, mußten ihm das Soldatenleben zum anziehendsten Schauspiel machen.“ Dort im Lager traf ihn die Nachricht von der Ermordung Domitians, der bald auch die Aufhebung des Verbannungsdekrets folgte.

Mit dem heimatlosen Vagantenleben, zu dem ihn die äußeren Verhältnisse gezwungen hatten, war es nun vorbei; Dio konnte wieder in seine Heimat zurückkehren, wo ihn, den berühmten Redner und Freund des neuen Herrschers, jubelnder Empfang erwartete. Seinen Besitz, der, wie erwähnt, nicht eingezogen war, fand er in schlimmer Verfassung vor, und sofort ging er mit Eifer an die Ordnung seiner Verhältnisse. Auch seine politische Thätigkeit nahm er ungesäumt wieder auf und war dabei seinen Landsleuten ein um so schätzbarerer Mitbürger, als er durch seine Freundschaft mit dem Kaiser sich gut zum Vermittler zwischen Bürgerschaft und Reichsregierung eignete. Als solcher unternahm er im Jahre 100 in städtischen Angelegenheiten eine Gesandtschaftsreise an den kaiserlichen Hof. Den Aufenthalt in Rom nutzte er zugleich aus, um als Redner und Philosoph aufzutreten; bei dieser Gelegenheit hat er wahrscheinlich vor dem Kaiser die 1. Rede „über die Königsherrschaft“ gehalten. Dieser lud ihn ein, nach Erledigung seiner Geschäfte in der Heimat zu längerem Aufenthalt nach Rom zurückzukehren. Einige Jahre später folgte Dio dieser Einladung und zwar um so lieber, als sich mittlerweile sein Verhältnis zu Prusa stark getrübt hatte. Die Ordnung seines Besitzstandes hatte ihn in unangenehme Verwickelungen geführt, die bedeutende Rolle, die er in der Stadt spielte, hatte ihm Neider erstehen lassen, seine Amtsführung, besonders in der Leitung großer von ihm angeregter städtischer Bauten, war der Gegenstand heftiger Anfeindungen geworden, kurz, er hatte durch die Undankbarkeit seiner Mitbürger

schlimme Erfahrungen gemacht, so daß er sich von Prusa wegsehnte. Die Reden, die während dieser Zeit von Dio gehalten sind, geben einen überaus interessanten Einblick in diese Verwickelungen und sind zugleich für die Kenntnis des Lebens in den damaligen Provinzialstädten von großer Bedeutung.

In den Jahren 103 bis 105 treffen wir Dio wieder in Rom, und zwar am Hofe Trajans, wo er eine sehr wichtige Stellung eingenommen haben muß. Hier hielt er die 3 übrigen Reden περὶ βασιλείας, deren Inhalt die Verherrlichung des idealen Monarchen bildet. Hierin könnte man einen Abfall von seinen früheren tyrannenfeindlichen Anschauungen sehen; jedoch man bedenke, daß sein Haß nur dem Mißregiment Domitians gegolten hatte. „Wenn er jetzt auf die monarchische Gesinnung seiner früheren Mannesjahre zurückgriff, so kann ihm daraus umsoweniger ein Vorwurf gemacht werden, als der Kynismus neben seiner Tyrannenfeindschaft für die Verherrlichung des idealen Königs, des Hirten der Menschheit, Raum ließ."

Im Jahre 105, nach dem Ausbruch des Dakerkrieges, verließ Dio Rom und nahm seine Wirksamkeit als Wanderredner in den Städten der östlichen Reichshälfte wieder auf. Genaue Kunde über diese letzten Jahre seines Lebens haben wir nicht. Wir wissen nur aus einem Briefe des jüngeren Plinius, daß er im Jahre 111 in Prusa war. Sein Verhältnis zur Heimatstadt war nicht besser geworden. Trotzdem widmet er noch als Greis seine Kräfte dem Wohle seines engeren Vaterlandes. Wann er gestorben ist, wissen wir nicht.

Dios Reden aus der Zeit nach dem Exil tragen einen von den früheren ganz verschiedenen Charakter. Zwar waren seine ethischen Grundsätze dieselben geblieben, wie vor seiner Restitution, in der formalen Kunst jedoch griff er zurück auf seine frühere, sophistische Epoche. Er war ja nun nicht mehr der umherschweifende Bettelphilosoph, dessen Rede sich nur an die unteren Schichten des Volkes wandte; jetzt war er wieder der reiche, vornehme Mann, der weit über Bithynien hinaus geachtet und geehrt wurde, er stand groß da, und dem entsprach sein Wirkungskreis. Seine Predigt geht nun an alle.

So finden wir in Dio jetzt drei verschiedene Seiten seines Wesens sich gegenseitig durchdringen: Er ist 1) sophistischer Epideiktiker, 2) kulturfeindlicher Kyniker, 3) praktischer Stadt- und Provinzialpolitiker. Je nach dem die eine die oder andere Seite mehr hervortritt, ergeben sich die Unterschiede der einzelnen Reden. Durch Wortpomp und alle möglichen sophistischen Kunststücke ausgezeichnet ist z. B. die dritte Königsrede. Lebendigste Beredsamkeit, bis zur Erhabenheit gesteigert, kennzeichnet die Olympika (12. Rede), vielleicht die bedeutendste der uns erhaltenen Reden. An solchen Reden sieht man, wie Dio große Massen durch sein Wort zu beherrschen wußte. Nüchterne, logische Behandlungsweise wissenschaftlicher Probleme wäre hierzu nicht am Platze gewesen, und sie war auch nicht Dios Stärke. Er ist kein philosophischer Kopf, bei dem wir nach eignen Gedanken suchen dürften. Aber er versteht es meisterhaft, die Gedanken der großen Philosophen, die vor ihm waren, zu popularisieren, und da es ihm mit Religion und Moral ernst ist, verfehlt seine Rede auch nicht die Wirkung auf die Herzen der Hörer.

Am sympathischsten berührt uns sein Vortrag, wenn er ohne rhetorische Mittel schlicht und einfach zu uns spricht. Dies ist am meisten der Fall in der 7. Rede, der Euboika, die nicht nur unter den Reden Dios, sondern in der ganzen späteren griechischen Litteratur eine hervorragende Stellung einnimmt. In anmutigster Erzählung giebt uns hier Dio ein Bild von dem anspruchslosen, natürlich unschuldsvollem Leben zweier Jägerfamilien auf Euboia, das noch anschaulicher wird durch die Schilderung der Eindrücke, die der eine der Jäger gelegentlich eines Besuchs der nächsten Großstadt dort empfangen hatte. Es wird uns dabei u. a. eine Volksversammlungsszene vorgeführt, voll köstlicher Satire auf das Demagogentum in den Städten, wobei Dio wohl Erlebnisse aus der Zeit seiner eigenen politischen Thätigkeit vorschwebten.

Ich würde gerne einige Proben aus dieser Rede geben, aber einmal ist die Zeit zu kurz, und dann, glaube ich, verdient wohl Dio, daß man ihn selbst in die Hand nimmt. Er ist ein Schriftsteller, dessen Lektüre uns nicht nur erfreut, sondern auch durch die überaus interessanten Einblicke in das geistige Leben der damaligen Zeit unsere Kenntnisse bedeutend zu erweitern vermag. Und was

ihn uns noch anziehender macht, ist, daß er nicht hinter seinen Werken verschwindet; wir gewinnen vielmehr beim Lesen der Reden das Bild einer individuell ausgeprägten Persönlichkeit, und zwar eines Mannes, der zu den Besten seiner Zeit gerechnet zu werden verdient. Seitdem uns das oben angeführte Buch Arnims in den Stand setzt, die Person Dios und seine Reden besser als früher zu verstehen und zu genießen, darf kein Philologe mehr an diesem Autor vorbeigehen.

Und auch unsern Primanern sollte Gelegenheit geboten sein, die eine oder die andere Rede in der Privatlektüre kennen zu lernen. Dazu wäre freilich eine griechische Prosaanthologie notwendig, die wenigstens Teile aus den Königsreden (1.—4.), der Borysthenitika (36.), der Olympika (12.), den Diogenesreden (6., 8., 9., 10.) und vor allen der herrlichen Euboika (7.) enthielte.

---

b) Sektion für Neuere Sprachen (NS).

Dieser Sektion wurde in dem Zeitraum vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1898 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen ohne Wahlrecht:

Herr E. Schimmelpfeng, Candidat des höheren Schulamts, hier.

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Dr. H. Junker, als zweiten Vorsitzenden Herrn Oberlehrer H. Müller und als Schriftführer Herrn Dr. F. Koerbs.

In dieser Sektion sprachen am

2. November Herr Dr. J. Caro über „Die neuesten englischen Lehrbücher“;

30. November Herr Direktor Max Walter über „Methodische Schwierigkeiten beim neusprachlichen Unterricht“.

2.

Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft. (K.)

Dieser Abteilung wurde in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis zum 31. Dezember 1898 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen mit Wahlrecht:

Herr Felix Dessoff, Numismatiker, hier.

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorstandes ergab als 1. Vorsitzenden Herrn Prof. Dr. V. Valentin, als 2. Vorsitzenden Herrn Prof. O. Donner-v. Richter und als Schriftführer Herrn Moritz Sondheim.

Es sprachen in dieser Abteilung am

17. Oktober Herr Gymnasiallehrer C. Blümlein über „Delft und seine Faiencen";
21. November Herr Professor Dr. Heinr. Weizsäcker über „Die Rembrandt-Ausstellung in Amsterdam";
12. Dezember Herr Professor O. Donner-v. Richter über „Die Kreuzesgruppen auf dem Domhof und dem Peterskirchhof".

* * *

Die eingesandten Berichte lauten:

1. **Delft und seine Faiencen** von Gymnasiallehrer C. Blümlein.[1])

Schon ein flüchtiger Blick in den Salon eines vornehmen modernen Hauses, noch mehr aber die jährlich immer höher, oft bis ins Unglaubliche getriebenen Preise für Erzeugnisse älterer Kunsttechnik beweisen, wie sehr die Liebhaberei für künstlerisch bearbeitete Gegenstände aus Metall, Holz oder Thon von Jahr zu Jahr zu-

[1]) Der ganze Vortrag, zu ausführlich, um hier mitgeteilt zu werden, erschien in der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausg. von Virchow und Holtzendorff N. F. Heft 309. Das hier über die Geschichte der Faience Gegebene führt das dort nur andeutungsweise Gebotene weiter aus.

nimmt und sich schon jetzt in Kreisen verbreitet, die sich bisher mit modernen Kunstwerken, oft auch mit wertlosen Imitationen und mit Schablonenarbeit begnügten. Von den Arbeiten in Thon sind es neben dem Porzellan, dem die Sammler schon früher ihr Augenmerk zuwendeten, vor allem die Faiencen, welche in den letzten Jahrzehnten sich einer immer noch steigenden Wertschätzung zu erfreuen haben, nicht bloß von seiten des Publikums, sondern auch der Gelehrten, die sich, nicht in letzter Linie zum Nutzen der modernen Technik, der Geschichte dieser Industrie und ihrer verwandten Zweige gewidmet haben. Was die Delfter Faience betrifft, die uns im folgenden beschäftigen soll, so hat sie in Havard[2]) und Ris-Paquot[3]) fleißige Bearbeiter gefunden. Schon der stattliche Umfang ihrer Werke verrät, welch eine Fülle von Material für die Geschichte dieses Industriezweiges von ihnen verarbeitet worden ist. Und doch zeigt ein flüchtiger Vergleich mit den im letzten Jahrzehnt durch den Fleiß holländischer Gelehrter zugänglich gemachten Urkunden, daß auch das Wissen jener Forscher in vielen Punkten nur „eitel Stückwerk" ist, und daß besonders das Werk von Havard, das man als einen endgiltigen Abschluß der Forschungen begrüßte und betrachtete, überall der Ergänzung oder der Berichtigung bedarf. Vor allem ist es die Ansicht von der Entstehung der Delfter Faience, die vor der eingehenden Kritik nicht bestehen kann, so einleuchtend auch die von dem französischen Gelehrten, dessen Verdienste um die Kunst wir keineswegs in Abrede stellen wollen, vorgebrachten Hypothesen erscheinen mögen.

Havard denkt sich die Erfindung der Faience folgendermaßen. Wir haben keine Stücke Delfter oder holländischer Faience, die eine Marke oder ein Datum trügen, welche uns das Recht gäben, ihre Entstehung vor 1600 anzusetzen. Um diese Zeit lebte in Delft Herman Pietersz, der an der Spitze der mit der Herstellung von Faience sich beschäftigenden Mitglieder der St. Lukasgilde zu Delft steht: er muß also wohl der älteste und bedeutendste sein. Er ist der erste Plateelbacker, der überhaupt in Delft erwähnt wird.

[2]) Histoire de la faience de Delft, Paris 1878.

[3]) Histoire générale de la faience ancienne française et étrangère.

Ihm hat die Delfter Faience ihr Entstehen zu verdanken; er hat jahrzehntelang um die Wende des 16. Jahrhunderts Versuche angestellt, bis es ihm gelang, zwischen 1600 und 1610 die Faience in der Vollkommenheit herzustellen, in der sie sich zwei Jahrhunderte fast ohne weitere Vervollkommnung erhalten hat. Zwei Belegziegel sind mit annähernder Sicherheit als Arbeit aus der Fabrik des Herman Pietersz anzusehen.

Richtig ist, daß wir mit Bestimmtheit kein Stück Delfter Faience als vor 1600 entstanden nachweisen können, richtig ist auch, daß Herman Pietersz an der Spitze der Plateelbacker steht, aber die daraus gezogenen Schlüsse dürften als unbedingt bindend nicht angesehen werden.

Was die Thatsache betrifft, daß wir kein Delfter Stück besitzen, das ein vor 1600 liegendes Datum trüge, so müssen die von Demmin und anderen gegen diese Behauptung angeführten Zahlen auf Delfter Faiencefabrikaten als irrig verworfen werden; denn wir haben hier keine Jahreszahlen vor uns, sondern Fabrikationszahlen: so habe ich selbst Stücke gesehen, welche die Zahl 1361 trugen, in welche Zeit selbst kein Laie die hochvollendeten Erzeugnisse der Delfter Keramik hinaufrücken dürfte. Umgekehrt fand ich auf nachweislich aus dem 17. Jahrhundert stammenden Stücken Zahlen wie 1729, ein Beweis, daß wir es bei diesen Angaben nicht mit Jahreszahlen zu thun haben. Natürlich soll damit nicht in Abrede gestellt werden, daß auch auf vielen Stücken Jahresangaben vorkommen, sie erscheinen aber fast ausnahmslos mit der Fabrikmarke und der Fabrikationsnummer. Vor 1600 ist ein so datiertes Stück nicht nachzuweisen. Da aber auch bis jetzt vor 1634 — hier finde ich eins von Gerrit Hermannsz, gezeichnet 16 G H 34 DEN 2 M — keine datierten Exemplare nachzuweisen sind, so läßt sich nicht, wie Havard will, ohne weiteres der Schluß ziehen, daß die Faience erst um 1600 aufgekommen wäre, sondern nur der, daß die Sitte, die Stücke zu datieren, in den ersten 30 oder 40 Jahren nicht gebräuchlich war und erst später allgemeiner geworden ist, vornehmlich im 18. Jahrhundert. Es steht also nichts im Wege anzunehmen, daß auch schon vor 1600 in Delft Faience angefertigt worden ist.

Ebensowenig durchschlagend scheint uns die Ansicht, Herman Pietersz müsse der Erfinder der Delfter Ware gewesen sein, weil er an der Spitze der Fabrikanten in der Liste der St. Lukasgilde stehe. Mit ebendemselben Recht könnte man für jene Stellung das Alter geltend machen — er kam um 1584 nach Delft und wurde am 31. Januar 1616 begraben — oder seine angesehene bürgerliche Stellung — er besaß drei Häuser und hatte in eine wohlhabende Familie geheiratet. — Er konnte also auch aus diesen Gründen den Vorrang vor seinen Kollegen, meist unbedeutenden Handwerkern, beanspruchen. Wenn er in dem Steuerverzeichnis zuerst als Plateelbacker erwähnt wird, so folgt daraus nicht, daß er überhaupt der erste Plateelbacker in Delft gewesen wäre. Wir können sogar nachweisen, daß vor oder gleichzeitig mit Pietersz wenigstens noch ein Plateelbacker in Delft ansässig war. In dem Register von dem haertsteedegelt zum Jahre 1600 steht nämlich als Plateelbacker vor Pietersz ein Hendrick Gerritsz. Nachträglich ist der Name durchstrichen worden, wahrscheinlich weil Gerritsz verzogen oder gestorben ist.[4]) In demselben Verzeichnis wird ein Lieferant von Töpfererde erwähnt, den Havard als Pietersz' Lieferanten bezeichnet. Aber soll er seine Erde an diesen allein geliefert haben? Es werden doch noch andere Abnehmer vorhanden gewesen sein, darauf führt schon der Umstand, daß am 29. Mai 1613 bereits acht Plateelbackermeister in Delft vorhanden sind.

Havard weiß wohl, daß in anderen Plätzen des Landes schon im 16. Jahrhundert sogenannte Plateelbacker vorkommen, aber er thut diese für seine Hypothese unbequeme Thatsache mit der Bemerkung ab, das seien nur einfache Töpfer gewesen. Wenn aber der Delfter plateelbakker ein Faiencefabrikant war, warum sollen denn nicht auch diese die feinere Ware fabriziert haben? Übrigens heißt der Verfertiger von groben Thonwaren durchgängig pottebakker[5]), der plateel- oder geleybakker aber stellt seine Thon-

[4]) Havard sagt, der Name sei durchstrichen, „presque immédiatement après avoir été tracé“. Woher weiß er das? Und wenn auch — was beweist das?

[5]) Er ist in der Regel wie die steen- und pannebakker Verfertiger von kunstloser Stückware. Daneben giebt es noch estrikbakker, die unglasierte

waren her, so wird z. B. 1642 in Middelburg geleyert werckmaecker, omdat hy het schildert, d. h. bemalt, in der Lukasgilde den Feinschilders, d. h. den Kunstmalern beigerechnet, und nicht den pottebakkern, obschon sie gleich jenen der Gilde angehören und wie sie mit Thon arbeiten.[6]) Solche Plateelbacker finden wir in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, also vor der Zeit, in welche Havard das Aufkommen der Delfter Faience setzt, zahlreich in Haarlem, einer Stadt, in welcher damals wie auch im Verlauf des folgenden Jahrhunderts mehr als an irgend einem anderen Platze die Kunst gepflegt und ausgeübt wurde; ganze Familien widmeten sich ihrer Pflege, es sei nur an die Hals, die Wouverman, die Ostade und die de Bray erinnert. So werden auch die Plateelbacker, die ihre Ware mit bildlichen Darstellungen schmückten, sich dem veredelnden Einfluß der in hoher Blüte stehenden Malerei nicht haben entziehen können. In der That erfahren wir bereits im 16. Jahrhundert von hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der Faiencefabrikation, die Havard völlig ignoriert, die aber schon allein genügen, um seine Hypothese über den Ursprung der Delfter Faience als unmöglich zu erweisen.

Wir finden ausführliche Mitteilungen über jene Leistungen in dem berühmten Schilderboek des Carel van Mander von 1604.[7]) Er erzählt von dem um 1550 in Haarlem lebenden Kornelis Henricksen, einem Bildschneider, er habe einen 1566 geborenen Sohn Henrick Cornelissen Vroom gehabt; er begaf hem tot de Const van Plateelen oft Porceleynen te maken: en also hy in de Teycken-const ervaren was, bracht wonder te wege van vreemde drinckvaten, daer men niet wist waer den mont aenstellen, en derghelycke versieringhen, uytnemende in zyn

---

Flurziegel herstellten; die steentjesbakker verfertigen feine weiße oder bemalte Wandkacheln.

[6]) Auch zu der Lukasgilde zu Delft gehören „Alle degenen, die haar generen met de schilderkunst hetzy met pencelen of andersints, in olye of waterverven, als oock glaseschryvers, platteelbakkers“ u. s. w.

[7]) Das mit handschriftlichen Vermerken versehene Exemplar auf der Kgl. Bibliothek im Haag, das ich benutzen konnte, scheint das Handexemplar des Verfassers gewesen zu sein.

dinghen en couleuren wesende. Er fertigte also auch sogenannte pots à surprise an.[8]) Nu Vroom, alsoo den Stief-vader hem tot het Plateel-schilderen vast drong, daer hy alree veerdigh in was, en dat zynen lust verder streckende was, te weten, tot schilderen, hem vindende nyt zyn vaders huys, versocht hier en daer by Meesters te comen, dickwils hem gheneerende met Plateel-schilderen, gelyck als dat ter noot de toevlucht was, hebbende altyt den sin scheepkens te maken, so op de Plateelkens oft anders. Seine Wanderlust führte ihn nach Sevilla, wo er Plateelmaler bei einem Italiener war, von da nach Italien: er weilte in Livorno, Florenz, Rom, Venedig, wo er thätig war aen de Majoolkens oft Porceleynen; dann kam er nach Mailand, Genua und Arbizziolo (Arbissola), om Porceleyn zu malen. Er stirbt 1640, überlebt also die Ausgabe des Manderschen Buches eine ganze Reihe von Jahren.[9])

Weiter berichtet der gleiche Gewährsmann von Jan Floris, dem Bruder des bekannteren Malers Frans Floris, er sei ein so berühmter Gleys-potbacker gewesen, „daß niemals in den Niederlanden seines Gleichen war“. Um seiner Kunst willen wurde er nach Spanien gerufen, wo er in die Dienste König Philipps trat; er starb dort jung. Mander sagt von ihm, daß er sehr geschickt war, „auf das aerdwerck oft (oder) Porceleynen zu zeichnen und zu malen allerlei Geschichten und Bildchen“.[10]) Wir sehen, auch hier erläutert van Mander den Ausdruck aerdwerck durch den Zusatz „oder Porzellan“, ein deutlicher Beweis, daß Floris ebensowenig wie der ersterwähnte Haarlemer Meister fabricants des faiences grossières waren, wozu Havard alle plateelbakker vor Pietersz stempeln möchte. Beide gingen sichtlich von dem Bestreben aus, in ihren keramischen Erzeugnissen etwas dem damals viel eingeführten, aber teueren indischen Porzellan oder der italienischen

[8]) v. D. Willigen, Les artistes d'Haarlem p. 354, ist der Ansicht, daß C. H. diese pots à suprise zuerst hergestellt habe.

[9]) Die Teppichweber Delfts, wo die Gobelinweberei in hoher Blüte stand, benutzten seine Vorlagen schon vor 1600.

[10]) Weiteres über sein Leben in der von H. Heymans veranstalteten französischen Ausgabe des Schilderboeck, S. 335, Anm. 3.

Majolika Ebenbürtiges zustande zu bringen[11]), und daß wir hier keine Pfuscharbeit vor uns haben, bezeugt die Bemerkung des vielerfahrenen Mander, daß er selbst im Hause von Jans Bruder Frans mancherlei Stücke gesehen habe, die „weerdigh te sien" waren. Und Jan Floris kam schon 1550 in die Gilde von St. Lukas, zu einer Zeit, wo Pietersz anscheinend noch nicht geboren war, und zwar wurde er als geleyspotbakker aufgenommen![12])

In Haarlem also wurde bereits vor 1600 die Kunst, feine Thonwaren herzustellen und kunstvoll zu bemalen, ausgeübt, und nichts hindert uns, auch von den andern in jener Zeit erwähnten Haarlemer Plateelbackern anzunehmen, daß auch sie die feineren keramischen Erzeugnisse herstellten.[13]) So erwähnt Amzing in seiner

[11]) Dem Bestreben, „das holländische Delfter" nachzuahmen, ist die Herstellung des Porzellans durch Böttger zu verdanken.

[12]) In Antwerpen gründete noch vor 1548 Guido Savino aus Duranta eine Faiencefabrik, die von seinen Söhnen weiter geführt wurde. O. v. Falke (Majolika S. 173) macht auf ein Erzeugnis dieser Werkstatt aufmerksam, das im Steen zu Antwerpen vorhanden ist. Es ist ein Fliesengemälde, datiert 1547, auf weißem Grund in Grün, Blau, Hell- und Ockergelb sowie Manganviolett ausgeführt. Die Ornamente, Putten und Grotesken, teils blau auf gelb, teils weiß auf blau, tragen ganz niederländischen Charakter. Daneben erwähnt er ein Fliesenfeld des 16. Jahrhunderts, das die Fabel vom Fuchs und dem Kranich darstellt. — W. Chaffers, Marks and Monograms, S. 346, führt von 1580 einen van Dommelaar an, der chinesische Landschaften, Drachen, Bäume, Schmetterlinge u. s. w. in Gold, Rot und Gelb malte. Auch nennt er Delfter Stücke „representing fruit, fisch etc., lik that of Nuremberg, bear the date 1540, and the style was introduced into Holland from thence. Many of the early Delft pieces have German inscriptions, one was found at Middleburgh, dated 1546. . . . . . Ter Fehn, 1590, a sculptor, produced statuettes, cupids and mythological figures very much of the Della Robbia character". Hier scheinen doch verschiedene Unklarheiten vorzuliegen. Auch Wheatly A handbook of art industries in pottery S. 58 berichtet Ähnliches, das noch der Aufklärung bedarf: The stanniferous glazed earthenware de Delft. . . . is supposed to owe its origin directly to Italy. . . Specimes of Delft ware appear to have been introduced into England from the time of its first manufacture, and in 1506 some "immense Delft ware dishes" were given by Philipp of Austria, Governor of the Nederlands, to Sir Thomas Trenchard.

[13]) Merkwürdig ist die Resolutie de Staten-General vom 4. April 1614, worin Claes Jansz Wytmans zu Rotterdam das Privileg verliehen wird, für die Zeit von 5 Jahren „zu machen oder machen zu lassen allerlei Porzellane,

*

Beschreibung der Stadt Haarlem aus dem Jahre 1572 einen Adrian Bogaert, geleyer plateelbakker, als einen der 57 Bürger der Stadt, welche durch Herzog Alba vom Pardon ausgeschlossen waren. Auf der Rolle der Schutterey wird 1596 Jan Nanningxz geleybakker genannt, 1600 hören wir von Jakob Jansz plateelbakker, 1603 von Cornelis Dirkxz, 1611 von Gerrit Janß plateelbakker und Rogier Dodicot, Engelsman, seinem Knecht; 1615 stirbt Laurens Jansz plateelbakker. 1625 war Willem Janß de Rue of Jansen Verstraten porceleyn of geleybakker.[14]) Noch 1694 standen die Haarlemer Fabriken in Blüte.

Von Haarlem aus mag die Fabrikation der Faience auch nach anderen Städten verpflanzt worden sein, so vor allem nach Delft, mit dem Haarlem schon während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zahlreiche künstlerische Beziehungen hatte: ich erinnere nur an Vrooms Entwürfe für Gobelins, die in Delft hergestellt wurden.

Interessant ist, daß jener Herman Pietersz, den Havard als den Erfinder der Delfter Faience ausgiebt, selbst ein Haarlemer

---

von ihm erfunden, die in Malerei und Erde ziemlich gleich sollen sein den aus weiten fremden Ländern kommenden Porzellanen". Am 27. April 1629 verleiht ihm und seinem Sohne die Behörde das Privileg auf 6 Jahre „alleen binnen deser stadt . . . te backen witte banket schotelen, gecontrefeyte porceleynen, ende deergelycken". W., von Hause aus Glasmaler — er lieferte unter anderm für die Kirchen in Gouda und Haastrecht — scheint ein sehr unternehmender Mann gewesen zu sein. Nicht viel später — 16. 12. 1616 — bittet Jan Gerritsz van Overmeer den Rat von Utrecht um die Erlaubnis zur Errichtung einer Mühle und eines Ofens, „um zu backen verschiedene Sorten von irdnen Schüsseln und dergleichen (auch auf die Weise von Porzellan)" u. s. w. Hierhin gehört auch das Privileg, das Nataniel Evens in Amsterdam am 21. März 1650 für 9 Jahre bekam, „alleen te mogen maecken, practiseren ende te wercke stellen sekere syne nieuwe inventie van verscheyden cleyn posteleinwerck, bestaende in Kannetgiens, flessen als anders". Von einem Privileg aber, das sich Pietersz wohl nach den zahlreichen analogen Fällen genommen haben würde, wenn er eine nieuwe inventie gemacht hätte, wissen wir nichts.

[14]) Von ihm sagt Amzing S. 374:

En of ik hier ook sprak van't schild'ren der plateelen,
Soll niemand dat mit recht verdrieten of vervelen?
Hier is een backery van zo een suyv're hand,
Als ergens wezen mag in ons geheele land!

ist. Er kam anfangs der achtziger Jahre nach Delft, wo er, bereits Witwer, 1584 eine Delfterin Anna Cornelisz heiratete. Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß dieser Pietersz, der in Haarlem die Kunst, die Faience herzustellen und zu bemalen, kennen gelernt, nun in seiner neuen Vaterstadt eine Faiencefabrik gründete: das steht dokumentarisch fest. Aber es läßt sich noch nicht beweisen, daß er der erste war, der in Delft jene feinen keramischen Produkte fabrizierte. Dagegen spricht einerseits der Umstand, daß wir bereits zu Beginn des 17. Jahrhunderts eine ganze Reihe von Plateelbackern in Delft kennen, so vor 1614 mindestens acht verheiratete. Die Bestimmungen der Gildebücher lassen annehmen, daß ein großer Teil dieser Männer selbständige Fabrikanten gewesen sind. Von dem Hendrick Gerritz ist schon die Rede gewesen.

Andererseits findet sich nirgends auch nur die leiseste Andeutung, daß Pietersz von seinen Landsleuten als der Erfinder der Delfter Faience betrachtet worden wäre, nirgends ein Hinweis darauf, daß sich sein Fabrikat merklich von dem seiner Vorgänger unterschieden hätte. Auch läßt sich keines der erhaltenen Stücke mit einiger Sicherheit auf Pietersz zurückführen; was Havard hierüber angiebt, ist lediglich Vermutung ohne irgend einen Schein des Rechtes, und selbst wenn diese Fliesen echt sind, unterscheiden sie sich von den älteren Arbeiten — es sind uns ja in Antwerpen solche des 16. Jahrhunderts erhalten — so sehr, daß man mit ihnen eine neue Epoche der Faience und speziell die Geburt der Delfter Faience bezeichnen dürfte? Auch findet sich nirgends die Mitteilung irgend eines Versuches, den Pietersz gemacht hätte, um sich irgend eine Neuerung auf keramischem Gebiet, wie wir es ja in der Folgezeit so oft sehen, durch Verleihung eines Privilegs sichern zu lassen. Damit soll nicht ausgeschlossen sein, daß nicht vielleicht gleichzeitig oder schon vorher auch an anderen Plätzen des Landes Faience hergestellt worden ist. Das Verzeichnis der Lukasgilde in Delft hat uns die Namen der ersten Faienciers aufbewahrt. Es sind dies:

1. Herman Pietersz.

Geboren zu Haarlem, kommt um 1584 nach Delft und wohnt hier auf dem Verwersdyck; er ist Witwer und heiratet am

1. September 1584 Anna Cornelisz. 1600 ist er als Plateelbacker im Register van't haertsteedegelt als Eigentümer eines Hauses auf der Ostseite des Oosteindes zwischen dem groote Broerhuissteg und dem Langendyck eingeschrieben.[15]) Hier ist seine Fabrik. Außerdem besaß er noch ein Haus auf der Nordseite des groote Broerhuissteg, wo ein Böttcher Pieter Jansz wohnte, und eins im Oosteinde zwischen Broerhuissteg und der Blaeupoort. Um 1610 assoziiert er sich mit Egbert Huygensz und errichtet ein zweites Etablissement auf beiden Seiten des Dronckensteegs. Dieses zweite Geschäft kam nach seinem Tode — er wurde am 31. Januar 1616 begraben — an seine Enkelin Vrontgen Gerrits. Von den anderen Häusern erhielt das eine sein Sohn Gerrit Hermans, die zwei anderen verblieben der Witwe, die das Geschäft fortführte.

2. Pouvels Bourset oder Bourseth.

Wohnt im Oosteinde, wo er drei Häuser besitzt. Seine Frau Debora Lucas begraben am 19. 2. 1615.

3. Cornelisz Rochus van der Hoeven (nicht Hoeck).

Er hatte seine Fabrik bei der Rotterdamsche Poort. Um 1615 heiratet seine Schwester den Egbert Jansz. Nach 1620 verläßt er die Stadt. Havard meint, daß dieser Hoeven einem alten Patriziergeschlecht angehöre; ich glaube das ebensowenig, wie von den anderen Hoeven, die als Handwerker in dem Verzeichnisse vorkommen.

4. Egbert Huyghens.

Im Oosteinde, verliert ein Kind 7. 1. 1597, Kompagnon von H. Pietersz. Seine Witwe wird als Eigentümerin eines Hauses auf der Nordseite der Oudedelft angegeben.

5. Michiel Routs (nicht Rocets),

wohnt auf der Südseite des groote Broerhuissteg, 1611 als Plateelbacker erwähnt, begraben am 22. 2. 1615. Sein Sohn Servaes Routsz wird Meister am 29. 10. 1627.

---

[15]) Nach Soutendam wohnte er selbst auf der Westseite des Oosteindes im 5. Haus.

6. Thomas Jansz,

ein Engländer, kommt als Soldat von der Kompagnie des Kapitäns Hamwout nach Delft; er wohnt Nieuwelagerdyck. 19. 9. 1599 heiratet er Fijtje Louis, die Witwe von Jakob Pietersz. Später verläßt er die Stadt. Eine Platte, das jüngste Gericht darstellend, mit über 400 Personen, schreibt ihm Havard zu. Sie ist signiert TOMESWA, das er Tomes, Weduvenar, Angelsman, auflöst. Ein Analogon, daß ein Faiencier seinen Witwerstand und seine Herkunft auf seinen Fabrikaten verewigt, ist nicht vorhanden.[16])

7. Abraham Dauitsz,

wohnt schon 1612 op ten Hoeck van den Nieuwenlangerdyck. Ein Kind von ihm wird begraben 1612, seine erste Frau am 9. 12. 1612, ein anderes Kind 1618. Eine Tochter Judith wird getauft 1620, ein Sohn David am 22. 2. 1623. Sein Nachfolger ist Cornelisz Hermansz.

8. Simon Thonisz,

von Havard nicht erwähnt. In dem Verzeichnis der Lukasgilde mit der Bemerkung „aus der Stadt" versehen.

9. Egbert Jansz,

fremd; in die Lukasgilde als Meister eingetragen am 1. 6. 1613, Besitzer zweier Häuser, verheiratet mit Lysbeth Rochusz; zwei Kinder starben 1616 und 1622. 1621 heiratet er Geertje Barents, von der er vier Kinder hat; sie wird begraben am 22. 8. 1626. Darauf nimmt er eine dritte Frau, Grietgen Jansz. In den Begräbnisbüchern wird sein Begräbnis auf den 16. 3. 1636 angegeben. Damals wohnte er naest de Ham.

10. Hans de Windt,

aus Antwerpen stammend, läßt sich um 1590 als Verfertiger von Spießen zu Delft nieder, wo er Gasthuislaan wohnt. Am 22. 8. 1592 heiratet er Neeltje Lambrechtsz aus 's Hertogenbosch, die

---

[16]) Etwas anderes ist es natürlich, wenn z. B. 1764 die Witwe van der Briel ihres Gatten Geschäft übernimmt und dann offiziell signiert: W. v. D. B.

Witwe von Claes Wouters aus Breda. Meister der Plateelbacker in der Gilde am 1. 7. 1613, mit ausdrücklicher Erlaubnis des Bürgermeisters „als niet den behoorlycken tyt aent ambacht geweest hebbende.“

11. Gherrit Hermansz.

Sohn von Herman Pietersz, heiratet Beliltje Jans; 1614 stirbt ihm ein Sohn, 1616 und 1620 weitere Kinder. 1620 stirbt seine Frau. Er heiratet Maertgen Marcus, von der er drei Kinder hat (1621, 1624, 1628), bei der Taufe des letzten fügt er seinem Namen Gherrit Hermansz bei „van Est“. Am 2. Juni 1614 wird er Meister. Er wohnt im Oosteinde, denn von dort wird er am 1. 5. 1626 begraben. Seine Witwe setzte das Geschäft fort.

12. Franchois du Boys Joly (auch Bosely),

wird am 28. 7. 1614 mit Erlaubnis des Bürgermeisters als Meister aufgenommen; er ist erst verheiratet mit einer Landsmännin des Planches, wird dann Witwer und heiratet Maertje Thonis. Eine Tochter Susanna ist 1630 gestorben.

13. Leendert Jansz (auch Leenaert),

Delfter Bürger, wird Meister am 19. 11. 1614. Von seiner Frau Sara Jansz hat er einen Sohn, der 1614 starb. Nach den Delfter Begrafenisboeken ist er beerdigt von der Molslaen aus am 30. 10. 1624. Nach Havard heiratet er zum zweiten Male Maertgen Pietersz, aus welcher Ehe eine Tochter 1634 erwähnt wird. Vielleicht liegt hier eine Verwechslung mit einem andern gleichen Namens vor. Ein Plateeldreher L. J. wird z. B. 1650 erwähnt. In dem Register der Lukasgilde ist bei jenem die Bemerkung beigefügt, daß er die Stadt verlassen habe.

14. Claes Thonusz,

wohl identisch mit dem Claes Mattheeusz, der als Bürger am 9. 3. 1615 Meister wird. Verläßt ebenfalls die Stadt.

15. Heynderick Bokelsfoon.

Bürger, Meister am 11. 1. 1616, verheiratet mit Catalina Pauwels, eine Tochter Maertje davon 4. 6. 1621. Zum zweiten Mal ver-

heiratet mit Jorisyna Aaryens am 13. 8. 1623. Ein Kind wird am 14. 8. 1628 begraben. Weiter wird erwähnt ein Sohn Beuckel Hendrykzs van der Burch, Plateelbacker, der am 18. 5. 1654 Meister wird und das väterliche Geschäft übernimmt, und eine Tochter Annetje, die Frau des berühmten Malers Pieter de Hooch, bei dessen Sohn er 1655 Pate ist. Ein Etablissement an der Binnenwaterslootjepoort.

16. Gerrit Pieterssoon.

Bürger, Meister am 11. 1. 1616, wohnhaft an der Molslaen, heiratet am 20. 5. 1618 Lysbet Cornelis.

17. Meynaert Garrebrantsz.

Ein Fremder, wird 8. 2. 1616 Meister. Nach seinem Tode setzt die Witwe, die Henderick Janszoon heiratet, das Geschäft fort.

18. Heynderick Janssoon.

Bürger, am 28. 3. 1616 Meister. Verläßt die Stadt. Bei seinem Namen der Zusatz: buckverc. Da in der Gilde auch boekvercooper — so ist dieses aufzulösen — Meister werden konnten, so ist J. wohl erst nach seiner Verheiratung mit der Witwe des vorigen unter die Plateelbacker gegangen.

19. Cornelisz Echerssoon.

Sohn von Egbert Huygens, wird am 25. 10. 1616 Meister, wohnhaft auf der Oude-Delft, verheiratet 1615 mit Jorisgen Dircksz, später mit Ariantje Claes. Vier Kinder werden genannt. Er wird begraben am 6. 4. 1638 vom Rietveld aus.

20. Jan Gerritsoon.

Ein Fremder, Meister am 4. 7. 1616, verläßt die Stadt. Ein J. G. wird am 30. 11. 1624 begraben.

21. Gerrit Echerssoon.

Sohn von Egbert Huygens, des Associes von Pieters, wird Meister am 25. 10. 1616; heiratet in diesem Jahre Geertgen Jacobsz, die ihm eine Tochter Anna (1617) und einen Sohn Jacob (1620) schenkt. Er verläßt die Stadt eine Zeitlang (am Rand des Gilden-

registers steht: desen is vereijst). Seine Mutter, später seine Witwe setzen das Geschäft fort.

22. Aderjaen Houdekoete.

Er kommt 1613 als waterschilder, 1621 als plateelschilder in der Gilde vor.

23. Cornelis Harmensz.

Sohn von Herman Pietersz, tritt als Malermeister am 22. 10. 1615 in die Gilde, heiratet Grinpge Cornelis, von der er zwei Kinder (1617, 1619) hat; 1617 wird er Meister als Plateelbacker. 1621 übernimmt er die Plateelfabrik von Abraham Davidts. Sein Haus lag im Oosteinde.

24. Jan Loeckenier, öfter Loocquefier.

Der Sohn des Gedion Loeckenier, eines Bürgers, wird Meister am 9. 10. 1617; er wohnt in der Kerkstraat. In den Begräbnisbüchern wird ein Kind am 25. 7. 1632, eine Frau am 7. 11. 1635, eine weitere Frau am 11. 2. 1643 erwähnt. Bei Havard finden sich andere Angaben über seine drei Frauen. Auch wird im Register ein J. Looquefierte van Rysburgh erwähnt, der eine Fabrik in Delfshaven hatte.

25. Leendert Pietersz.

Nach Havard wohnte er am Bagyneusteeg, eine Zeitlang auch in der Molenstraat. Er heiratet Dingman Claes, die ihm eine Tochter gebiert.

26. Cornelis Jansz de Graaf.

Meister am 29. 3. 1621, Delfter Bürger; heiratet Maertje Phillips. 3 Kinder. 1623 verläßt er die Stadt, scheint aber bald zurückgekehrt zu sein.

27. Aryen Pietersz.

Bürger, Meister am 29. 3. 1621, wohnhaft an der Susterlaen, heiratet am 28. 10. 1623 Magdalena Pouske, begraben am 27. 5. 1644.

28. Cornelis Cornelisz.

Mit dem Beinamen der Schipper, Bürger, besitzt ein Haus in der Cruysstraat, wird Meister am 14. 10. 1628, heiratet am 11. 10. 1649

Martgen Jaspers; ein Sohn Hendrik wird 1656 erwähnt. Damals wohnt er Bastiaensvest.

29. Evert Jansz van West.

29. 8. 1633 wird er Meister. 1650 und 1651 „Hoofdman“ der Lukasgilde. Wohnt um 1636 im Oosteinde; in demselben Jahre ist ihm ein Kind gestorben.

30. Pieter Jeronimusz.

Bürger, wird Meister am 31. 7. 1634.

31. Hermaenus Outhuesden.

Delfter Bürger, Meister am 1. 9. 1636.

32. Dirck Jeronimusz,

mit dem Beinamen van Kessel. Bürger, Meister 20. 12. 1638. Wohnt um 1641 by de Ham; in diesem Jahre stirbt ihm ein Kind. Ein Sohn Steven Dircksz van Kessel wird Meister als Plateelbacker am 30. 5. 1661. Ein anderer Sohn war Mediziner. 1655 und 1656 war er Deken der Gilde.

33. Esaias de Lindt,

fremd, wird Meister am 25. 10. 1641, wohnt in Delfshaven. Am 18. 3. 1641 wird an Esaias Michyelsz de Lindt die Erlaubnis gegeben, in Delfshaven eine Tegel- und Plateelbakkerey zu errichten. 1662 bestand sie nicht mehr. Im Verzeichnis von 1650—1714 steht „E. d. L. plateel op delfshaven“ unter den schilders.[17])

34. Aelbrecht Cornelisz de Keiser,

fremd, wird Meister am 11. 11. 1642. Von seiner Frau Lisbeth Willems hat er 6 Kinder. 1643 wohnt er in der Cruysstraat. 1649, 52, 53, 57, 62 ist er Deken der Gilde. † 1668. Sein Sohn Cornelis und seine beiden Schwiegersöhne Jakob Pynacker und Adrian e Pynacker setzen das Geschäft fort.

35. Jan Hanse de Milde.

Delfter, Sohn von Hans Jansz de Mylde und Syburch Ariens; heiratet am 5. 6. 1643 Claertyen Cornelis van der Graef, wird

[17]) Damit erledigt sich auch Havard's Bedenken, S. 227.

Meister am 12. 12. 1643 „zahlt 1 fl. bleibt 5 schuldig, wofür er Cornelis v. d. Graef als Bürgen stellt". Damals wohnte er bei seinem Vater am Cromstraetsteeg. Sein Sohn Johannes de Milde wird getauft am 28. 3. 1644 und Meister am 23. 6. 1692.

36. Ghisbrech Lambrechse Kruck,

Meisterssohn, wird Meister am 3. 4. 1645. Heiratet 22. 7. 1646 Annatje Wouters v. d. Leth; wohnt um 1648 an der Molslaen, in welchem Jahre ihm ein Kind stirbt. 1651—54, 62, 63, 69, 80 ist er Deken. † 1681.[18])

37. Arent Jacobse Cosyn,

Meistersohn, als Meesterknecht am 4. 5. 1648 aufgenommen, ist beschäftigt bei Abraham de Cooge und Joppe Oosterlaen, die in jenem Jahre eine Fabrik errichteten. Wohnt in der Molslaen, heiratet 16. 5. 49 Gertruyt v. d. Brugge. Seine Witwe heiratet nach Havard 1654 den Abraham v. Noorden. Ein anderer Arent Cousyn „in der Rose an der Oude Delft" wird am 2. 11. 1680 in der Oude Kerk beigesetzt; er wurde erst am 12. 8. 1675 Meister als Plateelschilder.

38. Jan Gerritsz von der Hoeve.

Delfter Bürger, wird Meister am 25. 5. 1649, heiratet 1637 Jannetje Cornelis v. Valkenhoven, die ihm einen Sohn Cornelis und zwei Töchter schenkt. 1654 und 1664 ist er Deken.

Soweit die Namen des ersten Verzeichnisses der „Neuen Meister" der St. Lukasgilde, das von 1613—1649 reicht. Die einzelnen Daten sind ergänzt aus den Kirchenbüchern und den Steuerlisten. Bei der Ähnlichkeit der Namen und der stets sich wiederholenden gleichmäßigen Bildung der Patronymika ist es oft schwer oder unmöglich, eine urkundliche Angabe irgend einer bestimmten Persönlichkeit unter mehreren gleichen Namens zuzuweisen.

---

[18]) Das Begräbnisbuch giebt G. L. van der Feuyck, wohl verlesen. Aus einer Rotterdamer Urkunde vom 12. 10. 1650 erhellt, daß seine Frau aus Rotterdam gebürtig war. Sie erbt hier ein Haus an der Südseite der Hoogstraat auf dem Oosteinde.

Diese Schwierigkeit macht sich besonders bei den nach 1650 erwähnten zahlreichen Namen der immer häufiger werdenden Faienciers geltend. Es sei noch bemerkt, daß die Lukasgilde zu Delft erst 1833 aufgelöst wurde. In jene Verzeichnisse der Gilde, die den Namen Meesterboek führten, wurden die Namen der Meister und ihre Abgaben an die Gilde eingetragen; so zahlte beim Meisterwerden ein Eingeborener 3, ein Fremder 12, ein Meisterssohn 3 und ein Schilder Zonder Kunstoefening 1,5 Gulden. Die stets größer werdende Zahl von Meistern zeigt, wie die Fabrikation feiner Thonwaren in Delft immer mehr zunimmt.[19]) Doch werden ähnliche keramische Erzeugnisse u. a. auch in Utrecht, Dordrecht, Gouda, Middelburg, Amsterdam und Rotterdam hergestellt. Es ist bis jetzt noch nicht versucht worden, diesen Plätzen bestimmte Sorten von Waren zuzuweisen, es wird das bei dem Mangel an sicheren Merkmalen wohl auch nur in beschränktem Maße durchgeführt werden können.[20]) Daß schon 1613 die Feintöpferei in hoher Blüte stand, beweist der Umstand, daß, als in diesem Jahre dem Sultan der Türkei zur Besserung und Sicherung der Handelsbeziehungen mit der Levante von den Staaten eine Auswahl von spezifisch holländischen Produkten im Wert von 20000 fl. übersandt wurde, auch Delfter und anderes holländisches „Aardewerk“ beigefügt wurde, darunter große Schlüsseln zu 10 fl. das Stück, feine Butterdosen zu 54 Stuiver, weiß und blaue Schalen, Näpfchen, Fruchtschalen,

[19]) Doch ist es jedenfalls übertrieben, wenn Demmin in seinem Guide de l'amateur de faiences S. 75, meint, Delft habe damals an 10000 Keramisten gehabt. Es hatte nur 24000 Einwohner. Volkmann (Neueste Reisen 1783, S. 185) sagt, es seien gegen 4000 Männer, Weiber und Kinder beschäftigt gewesen; wenn er aber von 7000 spricht, die ehemals in der Faience-Industrie thätig gewesen seien, so scheint auch er zu irren.

[20]) Bleyswyk (Beschryvinge der stadt Delft 1667) II. 736, dem sich anscheinend Havard anschließt, schreibt, die von Haarlem, Gouda und Rotterdam machten wohl auch irdenes Geschirr, aber es sei grob. Ähnlich Boitet (Beschryving der stadt Delft 1729, S. 650): „Ich will nicht leugnen, daß anderswo in diesen oder jenen Städten auch viel gutes Porzellan gemacht wird, doch daß dieses mit dem Delftschen nicht wetteifern kann, wird niemand in Zweifel ziehen.“ Man muß wissen, daß weder Bleyswyk noch Boitet hier unverdächtige Zeugen sind, da sie, in eigner Sache redend, das Lob ein wenig stark auftragen und anderes verkleinern.

Trinkgefäße zu $9^1/_2$ St. Daneben gab es dann auch Edamer Käse, Butter, Geneverbranntwein u. a.

Hohen Persönlichkeiten wurden mit Silber beschlagene „Delffche porcelein-werke“ als „köstliche Verehrung“ geschenkt. So erhält 1667 Wouter Eenhorn 378 fl. 10 St. für derartige gelieferte Ware, Daniel de Berg für gelieferte silberne Kannendeckel 148 fl. Auch nach dem Ausland wanderten holländische Kunsttöpfer aus: so ließen sich solche 1642 in Fulham und Lambeth nieder, um Delfter Ware zu fabrizieren. In Frankfurt gründeten um 1650 niederländische Kaufleute eine Faiencefabrik, bald darauf auch in Hanau, die Franzosen ahmten Delfter Ware und sogar Delfter Fabrikmarken nach.[21])

Rund hundert Jahre dauerte diese Blütezeit,[22]) aus der eine Fülle von Namen, Marken und keramischen Erzeugnissen oft von sehr hohem Werte vorhanden ist; hierauf können wir an dieser Stelle nicht näher eingehen. Es sei nur an Namen wie Abraham de Cooge und Aelbrecht de Keizer erinnert, dessen Sohn Cornelis und dessen Schwiegersöhne, die beiden Pynacker, Vorzügliches leisteten. Daneben sei auf die Hoppestein, Jakob Kool, van Frytom, die Eenhoorn, Kam und van der Hoeve hingewiesen. Ihre Stücke sind meist mit ihren Marken versehen, doch ist die Signierung selbst kein untrüglicher Beweis für die Authentizität der Stücke, da in Bezug auf die Marken ein flotter unlauterer Wettbewerb getrieben wurde, insofern als die kleineren Fabrikanten unbedenklich die Signierung berühmter Firmen auf ihre Waren setzten, um sie zugkräftiger zu machen. Am 9. Juni 1764 erläßt der

[21]) 1677 beklagen sich die Meister, daß viele Arbeiter die Stadt verlassen. Um die zurückbleibenden zu halten, verordnen die Bürgermeister, daß der, welcher die Stadt verläßt, keine Arbeit mehr erhält, wenn er wiederkehrt. Der Meister, der einen solchen Arbeiter wieder aufnimmt, muß 50 fl. Strafe zahlen. Den Kindern und Frauen der ausgewanderten Arbeiter wird jede Unterstützung versagt. Diese Bestimmungen wurden später noch mehrmals erneuert. Eine Aufhebung wurde 1784 beantragt.

[22]) Nach 1723 rühmt Savary des Bruslons in seinem Dictionnaire Universel de Commerce: „Les plus belles faiences qui se fassent en France sont celles de Nevers, Rouen et St. Cloud, mais elles n'approchent ni pour les dessins, ni pour la finesse, ni pour l'émail de celles d'Hollande.“

Magistrat eine Verordnung „Keure tegen het Namaaken der Teeckens of Merken der Plateelbakkeryer“, wodurch jedem Fabrikanten oder Händler untersagt wird, einen Namen oder eine Marke eines andern auf seinen Fabrikaten anzubringen, bei Strafe von 600 Gulden; ebensowenig dürfen die Marken ohne Erlaubnis verändert werden. Die Marken selbst sind in ein Buch einzuzeichnen mit Angabe ihres Besitzers. Damals ließen sich 25 eintragen. Doch konnte das der Industrie, die damals bereits im Verfall begriffen war, nicht mehr aufhelfen. Auch das Einfuhrverbot fremder Waren und hohe Schutzzölle vermochten den völligen Niedergang ebensowenig aufzuhalten, wie der 1778 geschlossene Trust der 14 Delfter Fabrikanten, durch den die Preise aufs genaueste normiert wurden. Die teuren Arbeitskräfte, die Konkurrenz des englischen Steinzeuges und des holländischen, deutschen und französischen Porzellans, die Einfuhrzölle fremder Länder, die Liebhaberei der Holländer für fremde Ware[23]) gaben der einheimischen Industrie langsam den Todesstoß. 1794 waren noch 10, 1808 noch 8 Fabrikanten thätig. Im November 1853 wurde die letzte Fabrik, de drie Klokken, geschlossen. Erst in den achtziger Jahren haben Jooft Thooft und Labouchere in Delft eine neue Fabrik errichtet, die altes Delft nachahmt und auch neue Erzeugnisse auf den Markt bringt. Die Beliebtheit der Delfter Ware sichert der Fabrik einen großen Absatz.

* * *

2. **Die Rembrandt-Ausstellung in Amsterdam.** Von Prof. Dr. H. Weizsäcker.

Die Bedeutung von Leihausstellungen, welche dazu bestimmt sind, Leben und Wirken einzelner hervorragender Künstler in geschichtlich übersichtlicher Form zur Anschauung zu bringen, ist seit der Dresdener Holbeinausstellung des Jahres 1872 zu verschiedenen Malen mit Erfolg erprobt worden. Keine unter den

[23]) Göcking, Journal v. u. f. Deutschland 1785, S. 8, erwähnt, daß Obersachsen und Mainz viel Porzellan nach Holland schicke. — Die in Holland beliebte „Mainzer Ware“ wurde aber nicht in Mainz, sondern in Höchst hergestellt, dessen Porzellanfabrik vom Kurfürsten von Mainz gegründet war.

so ins Leben gerufenen Veranstaltungen ist aber wohl von günstigeren Auspizien begleitet gewesen, als die Ausstellung von Werken Rembrandts, welche im September und Oktober 1898 in Amsterdam aus Anlaß der Huldigungsfeier für die junge Königin der Niederlande, Wilhelmine, zur Ausführung gelangt ist. Die außergewöhnliche Veranlassung brachte es mit sich, daß eine Reihe von fürstlichen Sammlungen und Sammlungen aristokratischer Familien, namentlich in England, die sonst wohl kaum zu einem derartigen Unternehmen ihre Pforten geöffnet haben würden, bereitwillig und in Menge hergaben, was sie an Rembrandtischen Bildern beizusteuern hatten. Man konnte es daraufhin sogar wagen, auf die Zusammenbringung eben dieser Schätze das Hauptgewicht zu legen und von der Hinzuziehung derjenigen Werke des Künstlers ganz abzusehen, welche in größeren öffentlichen Sammlungen außerhalb Hollands vorhanden sind. War dies allein schon ein Ergebnis, um das sich das ausführende Komitee von jeder anderen Ausstellungsleitung beneiden lassen durfte, so lag ein weiterer Gewinn in dem überaus einheitlichen und umfassenden Gesamtbilde von Rembrandts Thätigkeit verbürgt, das die Ausstellung dem Künstler, wie dem Kunst- und Geschichtsfreunde bot. Dieser zweite Gewinn darf ganz wesentlich auf Rechnung der intensiven wissenschaftlichen Arbeit gesetzt werden, welche die kunstgeschichtliche Forschung der letzten zwanzig Jahre der Erkenntnis von Rembrandts Person und Lebenswerk gewidmet hat. Es ist in dieser Zeit sowohl durch die Ausbeutung der holländischen Notariatsarchive im besonderen, wie im allgemeinen durch die Fortschritte der vergleichenden Denkmälerkunde außerordentlich viel gerade für Rembrandt geschehen, und die Ausstellung konnte förmlich als eine Art von Rückblick auf die Summe dieser Arbeit angesehen werden. Natürlich ist bei solchen Anlässen auch der Kritik Thür und Thor geöffnet, und nicht am wenigsten wird immer die Echtheitsfrage bald bei dieser und bald bei jener Schöpfung einer mehr oder minder argwöhnischen Beurteilung unterliegen. Auch in Amsterdam sind gegen die Authentizität zahlreicher Bilder Zweifel erhoben worden, jedoch konnten nur wenige vor einer ernstgemeinten Prüfung standhalten. Gerade einige der am meisten angefochtenen Gemälde waren zweifel-

los echt, so die „Ehebrecherin vor Christus“ von 1644 aus dem Besitz des Konsuls Weber in Hamburg, der „Haman vor Esther und Ahasver“ aus der Sammlung des Königs von Rumänien, der letzten Lebenszeit des Künstlers um 1668 angehörig, allerdings leider stark restauriert, ferner zwei Studienköpfe aus der in Paris befindlichen Sammlung von Jules Porgès, beide nur von Weitem an Maes erinnernd, ein aus Edinburg gesandtes Frauenporträt von 1635, das unbegreiflicherweise von einigen für Hals in Anspruch genommen wurde u. a. m. Auch eine lebensgroße Studie nach einer alten Frau, die sich die Nägel schneidet, 1658 datiert, aus dem Besitz von Rudolf Kann in Paris, wurde Rembrandt abgesprochen. Und hier konnte man angesichts eines etwas fremdartigen Fleischtons und einer minder soignierten Gewandbehandlung, die an dem Bild auffielen, die Bedenken verstehen, die erhoben wurden, wie denn überhaupt zugegeben werden muß, daß nicht alle die angezweifelten Werke künstlerisch auf gleicher Höhe standen: „quandoquo bonus dormitat Homerus“. Aber auch dieses zuletzt genannte Bild mußte schließlich für echt genommen werden: es ist tadellos bezeichnet und damit sein Ursprung so gut beglaubigt, wie nur möglich ist.

Ein ernstliches Fragezeichen konnte man wohl nur an dem Studienkopf eines alten Mannes aus der Schweriner Galerie anbringen, dessen etwas äußerliche Behandlung in der That nicht allzuviel von der Hand des Künstlers selbst an sich zu tragen scheint, und ein ungelöstes Rätsel mußte außerdem eine an sich sehr ansprechende, flotte Ölskizze bleiben, eine „Weinprobe“ in einem Keller, aus dem Besitze des bekannten Malers Léon Bonnat in Paris, der auch seine prächtige Sammlung von Handzeichnungen Rembrandts der Ausstellung überlassen hatte. Etwas wie diese Skizze hat Rembrandt, wenn sie von ihm ist, nicht wieder gemalt. Es ist schlechterdings unmöglich, irgend eine Analogie aus anderen Gemälden seiner Hand zu finden, durch die sein Anrecht auf diese eigenartige Improvisation sich verteidigen ließe, und doch fragt man sich vergeblich, wer in seiner Zeit und Umgebung außer ihm mit einer solchen Klarheit der inneren Anschauung und einer solchen Keckheit des Vortrags die an sich nicht leichte Aufgabe bewältigt haben sollte.

Noch wertvoller als durch die Anregung derartiger Einzelfragen der vergleichenden Kritik erwies sich die Ausstellung dadurch, daß sie einige Grundzüge von Rembrandts künstlerischer Persönlichkeit mit einer Anschaulichkeit und einer Lebhaftigkeit vor Augen führte, wie sie anders, als in einer solchen die gesamte Lebensarbeit des Künstlers von Anfang bis zu Ende umfassenden Zusammenstellung vergebens gesucht werden dürfte. Es war zugleich die Bestätigung einer alten Erfahrungsthatsache, wenn sich dabei zeigte, daß in der Person dieses Künstlers, wie in der von anderen gleich hoch zu stellenden Meistern älterer Zeit, die wesentlichen Charakterzüge der reifen Jahre vorgebildet schon in den Werken der ersten Jugend erscheinen.

Eine durchdringende psychologische Beobachtungsgabe und, damit zusammenhängend, ein auf den Ausdruck des dramatischen Affektes vorzugsweise gerichteter Darstellungstrieb, diese beiden Eigenschaften, die Rembrandt durch sein ganzes Leben begleitet haben, treten schon in frühester Zeit bei ihm auf. Und zwar sind es von Anbeginn alle Kategorien der ästhetischen Gefühlsbestimmung, vom Lächerlichen bis zum Erhabenen, die sein lebhafter Geist umfaßt, ja sogar an Gegenständen von ausgesprochen tragischer Färbung versucht er sich schon mit einigen seiner Erstlingsschöpfungen. Das eminente Pathos, das ihm bei solchen Gelegenheiten zu Gebote steht, und das in einer der Arbeiten seiner letzten Jahre, dem von Schwermut ergriffenen Saul, vor dem David die Harfe spielt (jetzt im Besitze von Dr. Bredius im Haag), in der Ausstellung lebhaft zu Tage trat, erschien am gleichen Ort auch in einigen Jugendwerken in voller Stärke ausgeprägt, so in dem „reuigen Judas" von 1628, dessen Eigentümer Baron Arthur von Schickler in Paris ist, und in dem Bilde der Emmausjünger, um 1633 gemalt, das Madame André-Jacquemart in Paris gesandt hatte.

Dasselbe Verhältnis besteht zwischen den Werken der früheren und der späteren Zeit hinsichtlich der Prinzipien der koloristischen Behandlung, der für Rembrandt sprichwörtlich gewordenen Helldunkelmalerei. Und ebenso erstreckt sich dieses Bildungsgesetz, wenn man es so nennen darf, auf seine eigentümliche Vorliebe für bestimmte Farbenzusammenstellungen, in denen ein intensives Gelb,

dem heute gebräuchlichen Cadmium gleichwertig, und ein brennendes Rot, reiner Zinnober, wie tiefere, durch Krapplack oder verwandte Farbstoffe erzeugte Töne die vorherrschenden Roten bilden. Es war in der Ausstellung wohl nur ein Zufall, aber ein lehrreicher Zufall, daß gerade vier der bedeutendsten Bilder aus den vier Jahrzehnten, über die sich Rembrandts Thätigkeit im wesentlichen erstreckt, insgesamt, wenn auch mit Variationen, auf dieses Thema zurückführten. Aus gelben und hochroten Stoffen setzt sich die farbige Wirkung des großen Doppelbildnisses aus Buckingham-Palace, des sogenannten „Pancras und seiner Frau“ zusammen, das noch der früheren Zeit, um 1635, angehört; auf gelb und rot gestimmt erschien eine lebensgroße Studie nach einer alten Frau mit der Bibel auf dem Schoße, aus Pariser Privatbesitz, um 1649; das häufig in den Zeitungen erwähnte Bild eines polnischen Reiteroffiziers aus den fünfziger Jahren, das vor nicht allzulanger Zeit auf einem Gute in Galizien aufgefunden worden ist, enthält dieselben Grundtöne im Kostüm des Dargestellten, diesmal durch das Weiß des Schimmels gehoben, den er reitet, und in vollster Sättigung zeigte sie endlich das schon erwähnte Bild der letzten Zeit „Haman, Esther und Ahasver“ aus dem Schlosse Sinaia in Rumänien.

Auf die Darstellungsgegenstände Rembrandts in ihrer überaus vielgestaltigen Mannigfaltigkeit übergehend, verweilte sodann der Vortragende eingehender bei den Porträtdarstellungen des Künstlers. Das Bildnisfach nimmt in Rembrandts Thätigkeit einen außerordentlich breiten Raum ein. Dem entsprach es auch, wenn jüngst in Amsterdam mehr als die Hälfte von rund hundertfünfundzwanzig ausgestellten Bildern aus Porträten oder Porträtstudien bestand. Der Einblick in die sozialen Verhältnisse von Rembrandts Zeit und Heimat, den seine Porträtdarstellungen gewähren, gab sodann Veranlassung zur einer eingehenderen Betrachtung seiner „Regentenstücke“, insbesondere der beiden in die Ausstellung aufgenommenen großen Bilder der „Staalmeesters“, der Vorsteher der Tuchmacherinnung von Amsterdam aus dem Jahre 1661 und der „Nachtwache“ von 1642. Diese letzte hat in der Ausstellung besonders viel von sich reden gemacht, nicht nur um ihrer einzigartigen künstlerischen Bedeutung willen, sondern auch wegen

eines im wesentlichen gelungenen Versuches, der gemacht war, dem Bilde in seitlich einfallender Beleuchtung eine etwas günstigere Wirkung zu verschaffen, als ihm für gewöhnlich in einem Oberlichtsaale des niederländischen „Rijksmuseums" vergönnt ist. Derselbe Zusammenhang von Rembrandts Bildnisdarstellungen führte weiterhin auf die zum Teil etwas auffallenden gesellschaftlichen Beziehungen des Künstlers, die erst durch neuere archivalische Publikationen genauer bekannt geworden sind, die aber, namentlich in Verbindung mit seinen wenig geordneten häuslichen Verhältnissen, nicht immer einwandfrei erscheinen. Für die Beurteilung, die Rembrandt von der mit ihm lebenden Generation zu Teil wurde, scheinen diese persönlichen Angelegenheiten weniger von Belang gewesen zu sein als eine gewisse Schroffheit der Selbstbehauptung, mit der er, übrigens keineswegs mit Unrecht, als Künstler seinen prinzipiellen Standpunkt vertrat. Die Nachwelt wird sich vorbehalten dürfen, zu unterscheiden zwischen der zuweilen rätselvollen ethischen Eigenart des außerordentlichen Mannes und seiner künstlerischen Wirksamkeit als solcher. Von dieser letzten aber ist gewiß, daß sie der niederländischen Schule für das von ihr verfolgte Ideal einen höchsten und bleibenden Ausdruck gegeben hat.

* * *

3. **Die Kreuzigungsgruppe auf dem Domkirchhof und auf dem Kirchhof der alten St. Peterskirche zu Frankfurt a. M.**
Von Herrn Professor Donner-von Richter.

Aus seinen archivalischen Studien, aus der genauen Erörterung der geschichtlichen Umstände, unter welchen beide Gruppen entstanden sind und aus der Vergleichung ihrer charakteristischen künstlerischen Eigenschaften wies der Vortragende nach, daß beide Gruppen aus der Werkstatt eines und desselben Künstlers hervorgegangen sind, nämlich aus jener des Meisters Hans Backoffenn von Sultzpach, Bildhauers und Bürgers zu Mainz. Wir können uns hier auf diese kurzen Andeutungen beschränken, da inzwischen eine ausführliche Darstellung dieses Gegenstandes seitens des Vortragenden in dem Werke: „Baudenkmäler in Frankfurt a. M.", Band II, S. 366 ff. erschienen ist.

Doch sei hier noch die Mitteilung des Vortragenden erwähnt, daß in einem ihm bis nach Abschluß dieser Arbeit unbekannt gebliebenen Artikel des Feuilletons der Frankfurter Zeitung Herr Pfarrer Battenberg schon die gleiche Ansicht ausgesprochen hat, nachdem er zuvor in seinem Werke „Die alte und die neue Peterskirche zu Frankfurt a. M." diesen Gedanken als nicht statthaft abgelehnt hatte. Besonders rühmend hob der Vortragende die vortreffliche Restauration beider Gruppen durch Herrn Bildhauer Carl Rumpf zu Frankfurt a. M. hervor. Der Vorsitzende, Herr Professor Valentin berichtete im Anschluß hieran über den traurig verwahrlosten Zustand der dritten hierher gehörigen Gruppe in Wimpfen, der einer Wiederherstellung von sachkundiger Hand vergeblich entgegensieht: nach Anschauung einer dort maßgebenden Persönlichkeit erweckt ein zertrümmertes Kunstwerk nur solange künstlerisches Interesse, als es den Anblick einer Ruine bietet! Näheres hat er im „Deutschen Wochenblatt" 1898 No. 26 in der der Abhandlung „Wimpfen" dargelegt.

3.

Abteilung für Soziale Wissenschaften (SzW).

a) Sektion für Jurisprudenz (J).

Dieser Sektion wurde in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1898 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen mit Wahlrecht:

Herr Referendar W. Rothschild, hier.

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Dr. P. Neumann, als zweiten Vorsitzenden Herrn Landgerichtsrat O. Creizenach und als Schriftführer Herrn Dr. Rud. Geiger.

Die Thätigkeit der Sektion war auch in dem abgelaufenen Vierteljahre ausschließlich der Exegese des „Bürgerlichen Gesetz-

buches" gewidmet. Es fanden 8 Sitzungen, am 24., 31. Oktober, 7., 14., 21., 28. November, 5., 19. Dezember statt, in denen die Herren: Dr. Gans, Dr. Blau, Dr. Zirndorfer, Referendar Hirschler und Dr. Lehmann die Referate übernommen hatten.

---

b) Sektion für Volkswirtschaft (V).

Dieser Sektion wurden in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1898 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr Regierungsrat G. Hoeppener, hier,

ohne Wahlrecht:

Herr Referendar W. Rothschild, hier.

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Dr. Schnapper-Arndt, als zweiten Vorsitzenden und Schriftführer Herrn J. H. Epstein.

In dieser Sektion sprachen am

5. Oktober Herr Stadtrat Dr. Flesch über „Soziale Spannungen zwischen Stadt und Land, insbesondere die Lage der Arbeiter und der Arbeitermangel auf dem Lande";

23. November Herr Dr. O. Priester über „Frankfurter Wohnungsverhältnisse im letzten Jahrzehnt".

* * *

Die eingesandten Berichte lauten:

1. Soziale Spannungen zwischen Stadt und Land, insbesondere die Lage der Arbeiter und der Arbeitermangel auf dem Lande von Stadtrat Dr. Flesch.

Der Sitzung wohnte der Chef des statistischen Büreaus der Stadt Pest, Herr Köröśy, bei.

Der Vortrag hatte ungefähr folgenden Inhalt:

Der Gegensatz zwischen der sozialen Lage, den Bedürfnissen und den Ansprüchen der städtischen und der ländlichen Bevölkerung, der sich durch alle Zeiten verfolgen läßt, ist in Deutschland in den letzten Jahren ganz besonders scharf hervorgetreten. Er besteht selbständig und unabhängig von dem wirtschaftlichen Gegensatz zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern, der selbst wieder, wie das noch in den letzten Tagen auf dem Kongreß der Sozialdemokratie bei der Beratung über die Agitation in der Stadt und auf dem Lande fast allseitig anerkannt worden ist, in der Stadt und auf dem Lande ganz verschiedene Formen annimmt, die eine ganz verschiedene Art des Vorgehens für die sozialdemokratische Partei in der Stadt und auf dem Lande bedingen. Die beiden Punkte, welche hauptsächlich den sogenannten Klassengegensatz hervorrufen, sind die Erbitterung der Arbeiter darüber, daß sie durch die Verschiedenheit der Besitzverhältnisse thatsächlich nicht in der Lage sind, von der formell bestehenden rechtlichen und sozialen Gleichheit Gebrauch zu machen, und ferner, daß ihre materielle Lage selbst eine so viel ungünstigere ist, als die der Besitzenden. Das erste bedingt die politische, das andere die wirtschaftliche Gegnerschaft der Arbeiter gegen die Besitzenden. Man kann nun vielleicht sagen, daß zwischen den vermögenden Klassen in der Stadt und den vermögenden Klassen auf dem Lande mehr der politische, und zwischen der ländlichen Bevölkerung im Ganzen und den Städtern mehr der wirtschaftliche Gegensatz hervortritt.

Das erstere, der Kampf des „liberalen Bürgertums“ gegen die „Junker“, die „ostelbischen Agrarier u. s. w.“ kommt hauptsächlich daher, daß die Städter sich darüber beschweren, daß die Gutsbesitzer auf dem Lande, trotz der bestehenden Rechtsgleichheit, infolge unserer politischen Einrichtungen thatsächlich bevorzugt seien; das letztere zeigt sich darin, daß die ländliche Bevölkerung und zwar die Vermögenderen, die Gutsbesitzer u. s. w. an der Spitze, die Städter etwa so betrachten, wie die Arbeiter die Kapitalisten. Sie werfen ihnen Mangel an Opferwilligkeit für das hilfsbedürftige Land und mühelose Anhäufung von Reichtümern infolge

der günstigen, wirtschaftlichen Position und auf Kosten des flachen Landes vor.

Insbesondere die Verhandlungen der Provinziallandtage, der Kreistage u. s. w., wo es sich um die Kosten der Vizinalwege, der Kleinbahnen u. s. w. handelt, bieten Belege genug für diese Anschauung. Umgekehrt ist man auch in den Städten sehr geneigt, die Nachteile hervorzuheben, welche der Zuzug der ärmeren Bevölkerung vom Lande für die Städte hat, und die Bestrebungen, welche sich in den Städten zum Wohl der unbemittelten Bevölkerung geltend machen, haben vielfach gerade mit der Befürchtung zu kämpfen, daß man durch Wohlfahrtseinrichtungen, gemeinnützige Veranstaltungen, Stiftungen u. s. w. doch schließlich nur die ärmere Bevölkerung zum Anzug veranlasse und die begüterten Kreise der ländlichen Bevölkerung, die, wenn sie in den Städten wohnten, zu den Kosten der erwähnten Dinge herangezogen werden würden, entlaste, bezw. in ihrem Mangel an Opferwilligkeit bestärke.

Gerade dieser Gegensatz hat sich in den letzten Jahren vertieft, seitdem in den Städten die sozialpolitische Thätigkeit sich auf den verschiedenen Gebieten (Wohnungswesen, Arbeitsnachweis, Lesehallen, Unterhaltungssäle u. s. w.) gesteigert hat, während auf dem Lande, wo dergleichen Dinge freilich noch schwieriger in die Wege zu leiten sind, als in den Städten, in all diesen Beziehungen seitens der Begüterten fast nichts geschehen ist, und während die ländliche Arbeiterbevölkerung selbst sich nicht etwa, wie die städtische, um Verbesserung ihrer kulturellen Lage bemüht, sondern einfach durch Wegzug vom Lande der Vorteile, die der Aufenthalt in der Stadt bietet, teilhaftig zu werden sucht. Es genügt also nicht, wie es gewöhnlich geschieht, und z. B. noch vor kurzem auf der Arbeitsnachweis-Konferenz zu München geschehen ist, wenn behauptet und zu beweisen versucht wird, daß die Arbeitsbedingungen auf dem Lande thatsächlich nicht so schlecht seien, wie gewöhnlich behauptet wird; daß sogar, wenn man den Naturallohn, die billigeren Wohnungen, die gesündere Arbeit u. s. w. richtig berücksichtige, die Arbeitsbedingungen auf dem Lande so günstig seien, daß in ihnen ein Grund zum Wegzug nicht läge und daß den Gutsbesitzern, welche Lohnsteigerungen u. s. w. nicht zugestehen, kein Vorwurf gemacht werden könne.

Auch wenn dies richtig wäre, was hier nicht untersucht werden soll, ist nicht nur die Durchführung unserer sozialen Gesetzgebung, sondern vor allem die gesamte Lage der sozialen Verhältnisse in der Stadt speziell für den Arbeiter soviel günstiger als auf dem Lande, daß der Zug nach der Stadt erklärlich und das hieraus natürlich folgende Anwachsen des Gegensatzes zwischen Stadt und Land fast unvermeidlich ist.

Im einzelnen mag zunächst nur an das Armenwesen erinnert werden. Die Anknüpfung der Unterstützungspflicht an den Wohnort, die beim Unterstützungswohnsitz-Gesetz wie bei dem Bayerischen Heimatrecht besteht, veranlassen fortwährend die kleinen Gemeinden und die Gutsbezirke den Unbemittelten den Aufenthalt unmöglich zu machen, mag dies durch Versagen der Wohnung geschehen, wie in Preußen, oder durch Versagen der Verehelichungserlaubnis, wie in Bayern. Die großen Städte könnten — selbst wenn sie wollten — nicht in derselben dem Geiste des Gesetzes hohnsprechenden und unlauteren Art vorgehen.[1]) In einem Dorfe oder auf einem Rittergut kann man den neu Einziehenden nach 2 Jahren die Wohnung versagen, sodaß er wieder wandern muß. Zuflucht findet er mit seiner Familie nur in der großen Stadt. Wenn so die Arbeitskräftigen vielfach von den Vertretern des Landes selbst, den Landbürgermeistern, Rittergutsbesitzern u. s. w. aus Furcht, daß sie der Armenpflege zur Last fallen, in die Städte getrieben werden, so ziehen die Arbeitsunfähigen, die Alten und Siechen und die Arbeitsunlustigen freiwillig dort hin, wo die ausgedehnte Privatwohlthätigkeit in der Fülle von Pflegeanstalten jeder Art in Anspruch genommen werden kann. Wenn nur erst die gefürchteten 2 Jahre bis zum Erwerb des Unterstützungswohnsitzes verstrichen sind! Auch auf dem Lande mag ja Privatwohlthätigkeit geübt werden, obwohl die Bauern wegen ihrer Härte so viel bescholten sind, aber an Organisation der Wohlthätigkeit, an Vereinen, Stiftungen, Anstalten fehlt es naturgemäß. So muß

---

[1]) Die gebrauchten Worte sind nicht zu stark. Um einer Belastung des Armenbudgets zu entgehen, werden fortwährend Arbeiter heimatlos und obdachlos gemacht, an der Gründung einer Familie gehindert; vgl. die Citate in meinem Gutachten über die Wohnungsfrage, Schriften des Deutschen Vereins für Armenpflege VI. S. 126.

auf dem Lande das Gefühl entstehen, als ob die Stadt übermäßigen Reichtum und unbegrenzte Hilfsmittel besitze, die dem Bedürftigen auf dem Lande vorenthalten sind; und umgekehrt glaubt man in den Städten sich gegen die Überflutung durch die Landbevölkerung, gegen die Ausbeutung ihrer Wohlthätigkeitsanstalten zu gunsten der Gemeindekassen schützen zu müssen. Endlich liegt das ganze Feld der höheren Kulturinteressen auf dem Lande für den Mittellosen so gut wie brach. Noch nicht einmal die politischen oder die wirtschaftlichen Bestrebungen, welche dem Arbeiter in der Stadt, in den Vereinen, in Versammlungen, Gewerkschaften so reiche Fülle an geistiger Nahrung zuführen, werden von der ärmeren Landbevölkerung, den kleinen Besitzern und Landarbeitern gepflegt. Für die Erweiterung des Wissens, des geistigen Horizonts, wie sie das Leben in der großen Stadt, mit dem Getriebe auf den Straßen, den Ausstellungen der Läden, den öffentlichen Veranstaltungen mit sich bringt, für die Vermehrung und Vertiefung des Wissens, zu deren Gunsten in den Städten unentgeltliche Volksvorlesungen, Lesehallen rc. bestehen, ist auf dem flachen Lande überhaupt nichts geboten. Kein Wunder, daß gerade die fähigen jungen Leute auf dem Lande nach der Stadt drängen, und daß umgekehrt den Bildungs- und Volksbestrebungen, welche in den großen Städten in immer erfreulicherer Weise sich mehren, der Einwand entgegengesetzt wird, daß dadurch der ungesunde Zuzug nach der Stadt gesteigert werde. Unter diesen Umständen wird den ländlichen Arbeitgebern unbedingt darin recht gegeben werden müssen, wenn sie sich dagegen verwahren, daß alle Schuld an der Entvölkerung des Landes in ihren Arbeitsverträgen liege. Der durch Gesetz oder Gewöhnung festgestellte Inhalt des Arbeitsvertrages ist ja für die Lage des Arbeiters nicht ausschlaggebend; weder in der Stadt, noch auf dem Land. Die Verhältnisse, unter denen die Arbeit vollzogen werden muß, sind mindestens ebenso wichtig, und die ländlichen Arbeitgeber können sich bis zu einem gewissen Grade allerdings darauf berufen, daß sie nicht für alle Übelstände verantwortlich sind, welche die Arbeit auf dem Lande schwerer und lästiger machen, als in der Stadt, und daß umgekehrt ihre städtischen Kollegen in Fabriken und Handwerken gerade zu denjenigen

Dingen, welche für den Arbeiter den Aufenthalt in der Stadt wertvoll machen, den Wohlthätigkeitsanstalten, Wohlfahrtseinrichtungen, Bildungsgelegenheiten fast nichts beitragen, da ja diese Dinge fast alle weit mehr auf den von der Vorzeit übernommenem Stiftungsvermögen und auf der freiwilligen Arbeit der Veranstaltungen beruhen, als auf den Steuern der Arbeitgeber. Es sind also zum großen Teil nicht persönliche Ursachen, weder die Vergnügungssucht der Arbeiter noch die Härte der Arbeitgeber[2]), welche die Flucht der Arbeiter vom Lande veranlassen; und es sind auch nicht lediglich persönliche Ursachen — der Neid der Grundbesitzer gegen den Luxus der Kaufleute, oder die Eifersucht der Groß-Kapitalisten gegen die bevorzugte Stellung der Gutsherrn —, welche den politischen Gegensatz zwischen Stadt und Land hervorrufen, sondern es sind wesentlich soziale Ursachen. Wer den Gegensatz verringern, die Abneigung der Arbeiter gegen die ländlichen Arbeitsverhältnisse vermindern will, der wird freilich die politischen Motive, das berechtigte Streben der Arbeiter nach persönlicher Freiheit nicht außer Acht lassen dürfen; aber er wird auch den sozialen Ursachen Rechnung tragen müssen. Die Umgestaltung unserer Armengesetzgebung, die Begründung von Wohlthätigkeitsanstalten und Wohlfahrtseinrichtungen für das flache Land, die Ausdehnung der Bestrebung zur Beteiligung der Unbemittelten an den höheren Kulturgütern (Volksvorlesungen, Lesehallen, Volksunterhaltungen u. s. w.), die Erziehung der Ärmeren zum Gefühl der persönlichen Gleichheit (Heranziehung zur Selbstverwaltung) sind Dinge, welche mit dazu beitragen müssen, eine allmähliche Linderung des Gegensatzes vorzubereiten.

* * *

2. **Beiträge zur Geschichte der Wohnungs- und Bodenpolitik von Frankfurt a. M. seit 1885** von Herrn Dr. Oscar Priester.

Seit Entstehen des Miquelschen Gesetzentwurfes von 1886, ausgearbeitet in Frankfurt a. M. unter Mitwirkung einer Kommission

[2]) Daß allerdings die Wohnungsverhältnisse, der Inhalt der Dienstbotenordnungen, die Lohnverhältnisse u. s. w. gleichfalls in die Wagschale fallen, versteht sich von selbst.

von Administrativbeamten und Technikern, ist die partikularistische Behandlung der Wohnungsfrage neben der Tendenz ihrer reichsgesetzlichen Regelung durch allgemein anwendbare Mindestbestimmungen auch auf das kommunale Reformprogramm gesetzt worden. Im Dezember 1885 vertrat Miquel, damals noch Oberbürgermeister von Frankfurt a. M., in der Einleitung zu Band XXX der Schriften des „Vereins für Sozialpolitik" betr. die Wohnungsnot der ärmeren Klassen in deutschen Großstädten etwa folgende Ansicht. Das in den letzten Jahrzehnten ununterbrochen fortdauernde rasche Anwachsen der deutschen Städte und der, namentlich in Perioden wirtschaftlichen Aufschwungs, erstarkende Zufluß der arbeitenden Bevölkerung vom Land und den kleinen Städten in die großen Verkehrszentren haben fast in allen großen Städten vorübergehend oder dauernd Wohnungsnot erzeugt. Der Mangel an einer genügenden Anzahl kleiner und mittlerer Wohnungen führte in solchen Zeiten zu einer unverhältnismäßigen Preissteigerung und infolgedessen zu einer Wohnungsverschlechterung, namentlich zu einer gefährlichen Überfüllung der einzelnen Wohnräume, sowie zur Heranziehung von Räumlichkeiten, die zu menschlichen Wohnungen hygienisch durchaus nicht geeignet waren.

Diese Mißstände haben die öffentliche Aufmerksamkeit seit Jahren lebhaft erregt und die verschiedensten Abhilfsvorschläge veranlaßt.

Man suchte den Bau neuer Wohnhäuser zu beleben; wo dies die Spekulation nicht freiwillig unternahm, bildeten sich hier und da gemeinnützige Gesellschaften, namentlich für den Bau billiger mittlerer und kleinerer Wohnungen.

Die Gemeindebehörden, welche im allgemeinen unter der Herrschaft der Freizügigkeit sich dem Übel gegenüber machtlos fühlten, unterstützten wohl solche Bestrebungen und suchten durch Hergabe von Bauplätzen zu billigen Preisen, Gewährung von Darlehen oder indirekt durch Herstellung neuer Straßen, Aufstellung neuer Bebauungspläne, durch Verbesserung der Verkehrsmittel sowie durch Maßregeln der öffentlichen Gesundheitspflege dem Übel entgegen zu wirken.

Die Polizeibehörden verschiedener deutscher Staaten schritten durch Polizeiverordnungen gegen die schreiendsten Konsequenzen

der Wohnungsnot ein und erließen eine Reihe provinzieller oder örtlicher Polizeiverordnungen, namentlich für Wirtschaften und Schlafstellen. War das Übel auf diese Weise einigermaßen gemildert, so verschwand es oft in seiner offensichtlichen peinlichen Äußerlichkeit anscheinend vollständig wieder, wenn Zeiten wirtschaftlicher Reaktion kamen und der Menschenzufluß in die Städte nachließ. Das Übel hörte auf, für die große Menge der Unbeteiligten einen schreienden Charakter zu haben, und mehr und mehr drang dann wieder die Ansicht durch, daß diese Notstände unabänderlich mit dem wirtschaftlichen Leben verbunden und vorübergehender Natur seien.

Hier und da hielt man sogar den Mangel von zu Gebote stehenden Wohnungen und die hohen Mietpreise für die besten Schutzmittel einer übermäßigen Ansammlung wirtschaftlich unselbstständiger Personen in den Städten.

Im großen und ganzen beruhigte man sich mit der Erwägung, daß auch hier das Wechselspiel von Angebot und Nachfrage und die naturgemäße Heranziehung der Privatspekulation zur Herstellung neuer Wohngebäude infolge hoher Mietpreise und der dadurch herbeigeführten Rentabilität der Bauunternehmungen ein sicheres und jedenfalls das einzige Abhilfsmittel sei.

Neuerdings, wo eine immer größere Anzahl von Menschenfreunden sich eingehend und dauernd mit den sozialen Zuständen zu beschäftigen anfängt und planmäßig und konsequent den Lebensverhältnissen der arbeitenden Klassen nachforscht, die Ursachen der gefundenen Übelstände zu ergründen sucht und über die Mittel zu ihrer Heilung nachdenkt, ist die Gournaysche Ansicht des laisser faire, laisser aller mehr und mehr ins Wanken geraten.

Hat sich doch herausgestellt, daß auch in Zeiten wirtschaftlicher Ruhe fast überall in den größeren Städten eine Art Wohnungsmisere besteht, sei es nun Wohnungs*elend*, d. h. Zwang zur Benutzung schlechter, menschenunwürdiger Wohnungen, oder Wohnungs*mangel* d. h. Fehlen neuer, guter und billiger Wohnungen, oder endlich beides zusammen, die eigentliche Wohnungs*not*.

Wie stand und steht es nun in dieser Beziehung mit Frankfurt? Von vornherein müssen wir in Hinsicht des Wohnungswesens für

unsere Kommune das bleibende Verdienst zweier Männer hervorheben, unter deren Zeichen gewissermaßen die Frankfurter Boden- und Wohnungspolitik seit 1886 gestanden: Oberbürgermeister, jetzt Minister Dr. Miquel und Stadtrat Dr. Flesch — daß sich Oberbürgermeister Adickes und Bürgermeister Dr. Heusenstamm mit Erfolg bemühen, ihrem in Theorie und Praxis bewährten Vorgänger zu folgen, bedeutet ein ermutigendes Auspiz für die Weiterentwickelung der städtischen Bodenpolitik.

Miquel konstatiert im Dezember 1885 für Frankfurt vorwiegend Wohnungsmangel — Überfluß an großen und mittleren Wohnungen und sogar zu verhältnismäßig billigen Mietpreisen sei vorhanden, andererseits aber bestehe der größte Mangel an kleineren Wohnungen.[1]) 1885 erörterte Stadtrat Dr. Flesch in seinem dem Verein für Sozialpolitik erstatteten Gutachten[2]) über die Wohnungsverhältnisse in Frankfurt a. M. zwei Fragen: 1) Giebt es hier eine Wohnungsnot? 2) Welches sind, falls sie besteht, ihre Ursachen? Frage 1 gliedert Flesch in die 3 Unterfragen: Wird die Wohnungsnot a) veranlaßt durch ungesunde Beschaffenheit der Wohnungen? wird sie b) durch die geringe Zahl? c) durch die hohen Preise der vorhandenen Wohnungen hervorgerufen bezw. gesteigert? Der Referent gelangt zur Verneinung der ersten, zur Bejahung der beiden anderen dieser Unterfragen; im einzelnen erörtert er: Davon ausgehend, daß die Statistik als überfüllt solche Wohnungen betrachte, in welchen auf 1 Zimmer mehr als 2 Bewohner kommen, berechnet sie für 1882/83 auf 27763 überhaupt benutzte Wohnungen 3304 d. h. nahezu 12% überfüllte Wohnungen, in welchen sich im ganzen 19005 Einwohner d. h. 14,36% der ortsanwesenden Bevölkerung aufhalten; 1/7 von ihr wohnt also in übermäßig angefüllten Wohnungen, welch' letztere 1/9 aller bilden.

[1]) Nach Miquels damals zum ersten Mal in die Öffentlichkeit getretener Ansicht bedarf Deutschland dringend eines Reichsgesetzes über das ungesunde Wohnen, das auf Grund der durch Art. 4 Nr. 13 und 15 der Reichsverfassung gegebenen Kompetenz des Reiches sich in einen zivil- und einen öffentlich-rechtlichen Teil zu scheiden habe. — Einleitung zu Band XXX der Schriften des Vereins für Sozialpolitik S. IX—XXI.

[2]) Ebenda S. 57 f.

Dazu kommt, daß 23,7% sämtlicher Wohnungen kein oder nur ein heizbares Zimmer haben, 22,2% davon 2, die zusammen von über 1/3 der Bevölkerung bewohnt werden; dabei haben 3258 (11,74%) der Gesamtwohnungen keine Küche. Weiter konstatiert Flesch die Zunahme der Wohnungsverschlechterung, theoretisch, insofern die Wohnungsfrage ein willkürlich herausgegriffenes Stück desjenigen Teils der sozialen Frage sei, der sich damit beschäftige, wie den kapitallosen Klassen die ausreichende Befriedigung der unentbehrlichen Lebensbedürfnisse zu ermöglichen sei — eine Besserung der Lage dieser Klassen bewirkende Umstände aber nicht eingetreten seien, praktisch aus der statistisch erwiesenen Tendenz der Grundstücke zur progressiven Steigerung der Bewohnungsdichtigkeit. Überfüllte Wohnungen sind aber auch, da die Höhe der Nachfrage preisbestimmend wirkt, stets teuer, während die Miete nur einen bestimmten Teil des Einkommens, in den ärmeren Klassen 1/6 bis 1/5, in den oberen Klassen[*]) einen geringeren Prozentsatz des Jahreseinkommens absorbieren kann. Für Frankfurt konstatiert unser Gewährsmann sogar die häufige Erscheinung, daß Arbeiter, kleine Beamte u. s. w. bis zu 1/4 ihres Einkommens und mehr für Miete zu verausgaben gezwungen sind.

Die zweite Frage — Ursachen der Wohnungsnot — beantwortet Dr. Flesch dahin, daß hierzu gleichmäßig sowohl Gründe mehr zufälliger, lokaler Art als auch tiefliegende, allgemeine Gründe mitwirkten, die mit der Art der Regelung zusammenhängen, wie sie das in Frage stehende Rechtsverhältnis im Privat-, wie im öffentlichen Rechte gefunden hat.

Betreffs der örtlichen Verhältnisse erörtert Flesch: Wir haben wenig kleine Wohnungen, weil unsere Bauunternehmer keine bauen, und diese bauen keine, weil sie ihre Rechnung weniger dabei finden als bei den größeren. So wenig wie auf irgend einem anderen Gebiet hat es hier also die freie Konkurrenz verstanden, dem faktischen Bedürfnis gerecht zu werden. Beifolgende, nach den Materialien der Baudeputation zusammengestellte Tabelle giebt genau an, wie viel Neu- und Umbauten in den 10 Jahren von 1876—1885

[*]) Das sog. Schwabesche Gesetz.

in Frankfurt stattgefunden haben, bei denen kleine Wohnungen vorgesehen wurden, und wie viele kleine Wohnungen (à 3, 2 und 1 Zimmer) dadurch hergestellt worden sind.

Im Jahr	Zahl von Neu- Bauten	Zahl von Um- Bauten	Mit Wohnungen von 3 Zimmern	2 Zimmern	1 Zimmern	Einwohnerzahl	Baubescheide[4]) für Neubauten ohne Rücksicht auf Zimmerzahl
1876	77	9	265	84	1	103136	
1877	115	9	387	125	2		
1878	26	1	112	25	—		
1879	19	5	81	5	2		
1880	19	3	89	12	—		149
1881	20	1	77	22	2	136 831[5])	154
1882	32	3	177	7	—	139578	183
1883	17	—	82	4	—	143300	188
1884	25	1	125	4	—	—	
1885	11	—	58	2	—	—	

Die geringe Neigung der Bauunternehmer und -Spekulanten zur Errichtung kleiner Wohnungen ist danach ja wohl erklärlich. Häuser mit Wohnungen von 3 Zimmern und weniger verkaufen sich schwerer und verwalten sich mühsamer als solche mit wenigen großen Wohnungen. Dabei haben sich die Wohnungskomfortansprüche in den letzten Jahren auch bei dem Mittelstand in einer Art gesteigert, der in den alten Häusern der Innenstadt nur schwer genügt werden kann; die Stadt selbst hat sich derart ausgedehnt, der Verkehr hat so zugenommen, daß es für eine immer wachsende Personenzahl ein Bedürfnis ist, im Freien, d. h. vor der Stadt zu wohnen.

Das alles bewirkte, daß sich die Baulust in erster Linie neben Villen auf Errichtung von „den Erfordernissen der Neuzeit entsprechenden" Mietwohnungen warf; die durch Lage, Bauart und

[4]) Baubescheide wurden für Neu- und Umbauten von Häusern erteilt in welchen Wohnungen von 3 oder weniger Zimmern eingerichtet werden sollten.

[5]) Diese Steigerung der Bevölkerungsziffer erklärt sich aus der zwischen 1876 und 1881 liegenden Eingemeindung Bornheims.

Bauzustand weniger gesunden und vom Mittelstand weniger gesuchten Wohnungen der Innenstadt wurden für die geringer Bemittelten frei. Je ungesunder hier eine Wohnung war, um so billiger war sie an sich, um so mehr ward sie aber auch gesucht, bis der Umfang der Nachfrage den Preis wieder weit über den wahren Wert in die Höhe trieb. Aftervermietung und Wohnungsteilung bildeten die notwendige Folge, Wohnungselend und -mangel das Schlußergebnis solcher Zustände, wie sie Flesch bereits 1885 vorwiegend für die Altstadt nachweist. „Wer sicher zu sein glaubt", heißt es auf S. 74 des angezogenen Gutachtens, „durch Aftervermietung Mk. 400.— einzunehmen und höchstens Mk. 600.— Miete zahlen will, kann immerhin für eine Wohnung, die Mk. 800.— wert ist, Mk. 1000.— geben: Steigen der Mietpreise; und wenn durch zu starken Mangel kleiner Wohnungen viele Leute genötigt sind, Zimmer abzugeben, muß der Preis der letzteren fallen: Sinken der Aftermietpreise! Vermehrt wird übrigens nach des Referenten Ansicht der Mangel an kleinen Wohnungen durch die Herstellung erleichterter Straßenverbindungen und Aufschließung großer Terrains — in Frankfurt haben die Zeilverlängerung, die Niederlegung der Judengasse, die Straßenanlage an der Obermainbrücke — heute könnten wir diese Beispiele noch sehr vermehren — zahlreiche kleine Wohnungen vernichtet, ohne daß Ersatz geschafft worden wäre.

Zur Entfernung der neben dem Wohnungsmangel vorhandenen Ursachen der Wohnungsmisere bedarf es[6]) — darin resümiert Flesch die Beantwortung der zweiten Unterfrage nach den Ursachen — einschneidender Änderungen des positiven Rechts und unserer volkswirtschaftlichen Anschauungen, vor allem gleichmäßigerer Stellung und rechtlicher Behandlung der konsentierenden Parteien — das unbeschränkte Pfand- bezw. Retentionsrecht des Vermieters bilde eintretendenfalls für den zahlungssäumigen Mieter eine Strafe von unmoralischer Härte und den verderblichsten Wirkungen für den Gestraften sowohl wie für die Allgemeinheit.

Jedes Recht bildet den Niederschlag einer bestimmten Volkswirtschaft, namentlich das römische Recht ist dank dem unver-

[6]) Natürlich gilt dies allgemein, nicht nur für Frankfurt.

gleichlichsten Scharfsinn der römischen Juristen die denkbar genaueste und rücksichtsloseste Formulierung einer auf Angebot und Nachfrage basierten Volkswirtschaft. Dem veränderten Gepräge in der Gegenwart hat somit auch die Rechtsformulierung Rechnung zu tragen und — dahin können wir heute resümieren — hat dies auch nach Kräften gethan[7]), wenn auch die Gesetzgebung mit der Theorie von der Freiheit des Mietvertrags[8]) gänzlich zu brechen außer stande war.

Adolf Baumann war der erste Laie, der in seiner Eigenschaft als Distriktsvorsteher des IV. Frankfurter Armendistrikts vor 12 Jahren (im Dezember 1887) unter Anleitung und thatkräftigster Unterstützung des Stadtrats Dr. Flesch eine sozialstatistische Schilderung seines Bezirks unternahm und dabei speziell dessen Wohnungsverhältnissen seine besondere Aufmerksamkeit zuwandte.[9])

Erfahrungen praktischer Natur gaben Baumann zu dieser ersten Frankfurter Wohnungsenquete Veranlassung. Seit Jahren, erzählt er, als Vorsteher des IV. Armendistrikts thätig, finde er häufig Schwierigkeit, das Unterstützungsbedürfnis seiner Alumnen richtig zu bemessen, da bei gleichem Verdienste bezw. Gesamteinkommen die zu befriedigenden Ansprüche in einem Falle oft größer waren als die in anscheinend gleichliegenden Fällen. Und siehe! Fast überall ließ sich diese Verschiedenheit auf die Höhe der zu zahlenden Miete zurückführen, die, in der Regel von 10 Mk. anfangend, bis auf 20 Mk., ja selbst 24 Mk. und höher pro Monat steigend, zu dem Einkommen der Alumnen in verschiedenartigstem Verhältnisse stand. Wenn allerdings Baumann dabei konstatierte, daß einzelne seiner Alumnen bis zu 86 % ihrer angeblichen Einnahmen für die Miete verwandten, so liegt es auf der Hand, daß hier unzutreffende, durch Verschweigung des wirklichen Einkommens oder vielleicht durch Selbsttäuschung über dessen Höhe entwertete Angaben zu Grunde lagen. Immerhin ist soviel festzustellen, daß

---

[7]) §§ 535 B. G. B.; Ges. v. 12 VI. 1894 betr. das Pfandrecht des Vermieters.

[8]) Wie Flesch, wohl im Übereifer, S. 88 fordert.

[9]) S. Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes, Jahrgang 1888, Heft 2 S. 247 und Baumann's: „Der IV. Armendistrikt" 1887.

die Bedürftigkeit der Alumnen in fast allen Fällen in nachweisbarem Zusammenhang mit ihren Wohnungsverhältnissen stand.

Was waren nun die Ergebnisse der Baumannschen bezüglichen, 105 Wohnungen umfassenden Erhebungen, deren thatsächliche absolute Richtigkeit er vertritt?

Der IV. Frankfurter Armendistrikt befindet sich im Innern der Altstadt; er umfaßt die Straßen und Plätze innerhalb der Westseite der Fahrgasse im Osten bis zur Westseite der Neuen Kräme inkl. im Westen, wird von der Südseite der Töngesgasse nördlich und der Nordseite des Domplatzes, des alten Marktes und des Römerbergs südlich begrenzt, enthält also ein gut Stück Alt-Frankfurts mit breiteren Straßen (Schnurgasse, Neue Kräme) und engeren Gassen (Bock-, Mörsergasse, Geisgäßchen), mit großen Plätzen (Dom-, Trierischer Platz) und düsteren Höfchen (Hainerhof, Köpplerhöfchen).

Aus der von Baumann beigefügten tabellarischen Statistik seien folgende Daten entnommen. Nur 36 der 105 enquetierten Wohnungen besitzen eine besondere, im Winter übrigens aus Sparsamkeitsrücksichten meist unbenützte Küche: in allen übrigen Wohnungen wird in demselben Raume gekocht, in welchem sich die Bewohner aufhalten, worin gearbeitet und geschlafen wird; heizbar im übrigen waren 115, nicht heizbar 42 Wohnräume. Die Zimmerbeleuchtung ist durchschnittlich keine schlechte — von den 157 untersuchten Wohnräumen ist indirekte Lichtzuführung nur bei 4 vorhanden; 1 Dachkammer erhält durch Oberlicht, 77 Wohnräume durch auf Höfe oder Dächer gehende Fenster, 75 durch Straßenfenster ausreichendes Licht. 72 % der Wohnräume sind heizbar; Wasserleitung ist meist vorhanden (prozentuale Daten fehlen hier), einen großen Mißstand bilden nach des Erhebers Feststellung indessen die Klosetverhältnisse: nur 8 Wohnungen haben einen ihren Einwohnern allein zur Benutzung überlassenen Abort; Abtritte für alle auf derselben Etage wohnenden Familien waren bei 13 Wohnungen vorhanden. In 84 Wohnungen müssen die Leute entweder in andere Stockwerke, ins Parterre oder in den Hof gehen. In einigen Häusern sind Abtritte, die für mehrere Stockwerke oder gar für das ganze Haus dienen, in einem Hause z. B. für 11 Familien, in wenigen

Häusern auch noch für die Arbeiter der im Hofe befindlichen Werkstätten bestimmt.

Von den 157 Zimmern waren 105 in gerader kubischer Form, 46 nach einer oder mehreren Seiten abgeschrägt, 6 unter dem Dache, also dreieckig △.

64 Wohnungen bestehen aus 1 Wohnraum, 31 aus 2, 8 aus 3, 2 aus 4; sie beherbergen 377 Menschen, nämlich 23 Wohnungen je 1 Einwohner, 21 je 2, 13 je 3, 20 je 4, 8 je 5, 7 je 6, 5 je 7, 2 je 8, 3 je 9 und je eine je 10, 12 und 13 Bewohner; es werden somit 26 % der Wohnungen von mehr als je 4 Menschen bewohnt. Bei der Gesamtpersonenzahl von 377 Menschen entfallen danach auf die Wohnung 3,6, auf den Wohnraum 2,4 Bewohner; hierbei kamen auf jede Wohnung durchschnittlich 43,4, auf den Wohnraum 29,07 cbm Luftraum, auf die Person entfallen durchschnittlich 12,1 cbm, wenn auch 141 Wohnräume, d. h. 90 %, nicht die in der Bauordnung vom 15. VII. 1884 vorgeschriebene Minimalhöhe von 3 m besitzen. Wenn also nach Dr. Miquel [10]) in Frankreich und Belgien für Logierhäuser 14 cbm Luftraum pro Kopf, in Genf sogar 16 gefordert werden und die preußischen Verordnungen für Gast-, Schankwirtschaften und Schlaflokale — ebenso wie die hanseatischen Auswanderer-Logierhäuser — 10 cbm fordern, so liegt das hier gefundene Verhältnis in der Mitte zwischen den deutschen und den außerdeutschen Vorschriften und wäre somit anscheinend nicht ungünstig. Nach Ausscheidung des günstigen Faktors indessen in Gestalt einiger großer, nur von einer Person bewohnter Zimmer entfallen in 41 % der Wohnungen die preußischerseits verlangten 10 cbm Luftraum nicht auf den Kopf der Bewohner: 6 Wohnungen verfügen nur über 1—5, 37 nur über 6—10 cbm Luftraum pro Person.

Die Wohnungsmieten schwankten zwischen 48 Mk. und 396 Mk. pro Jahr oder 1,81 Mk. und 10,63 Mk. pro cbm; durchschnittlich beläuft sie sich auf etwa 150 Mk.

Die Baumannsche Untersuchung von 1887 gelangt also, ebenso wie Miquel 1885, zu dem Resümee, daß ein Mangel an kleinen

[10]) In der oben zit. Einleitung zu Band XXX, S. XXI.

Wohnungen in Frankfurt unleugbar ist, infolgedessen viel zu hohe Mieten gezahlt werden; der Verfasser hält es nicht nur für praktisch, sondern für ein wahres Glück, wenn kleine 1—2 Zimmerwohnungen geschaffen werden könnten.

Die gleichen Anschauungen vertrat Oberbürgermeister Dr. Miquel auf der 14. Versammlung des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege zu Frankfurt a. M. 1884. Hier trat er (mit Oberbaurat Professor Baumeister-Karlsruhe) wieder für ein einheitliches Wohnungsgesetz auf, von welchem er verlangt, daß es

1. die im Interesse der Herstellung gesunder Wohnungen bei Neu- und Umbauten zu stellenden Mindestanforderungen vorschreibe,
2. das Bewohnen unzweifelhaft ungesunder Wohnungen verbiete und unter den nötigen Garantien für die Eigentümer für die Durchführung dieses Verbots den Polizei- und Kommunalbehörden genügende Befugnisse einräume, insbesondere die Beachtung der baupolizeilichen Zweckbestimmungen bei der Benützung der Lokalitäten sichere,
3. vor allem die gesundheitswidrige Überfüllung der Mietswohnungen und die übermäßige Verringerung des Luftraums namentlich in Schlafstellen zu verhindern geeignet sei.

Zur Begründung dieser Thesen ging Dr. Miquel aus von den Ergebnissen der bezüglichen Untersuchungen des Vereins für Sozialpolitik (1886)[11]. „Wir hier in Frankfurt," sagt er (S. 16), „haben damit angefangen und zwar mit vortrefflichem Erfolg, für die gering besoldeten Beamten der städtischen Verwaltung Wohnungen zu bauen; diese sind heute fertig[12]. Es ist freilich nur ein Anfang; die Wohnungen bringen uns 4,8 % bei voller Anrechnung des Wertes der Bauplätze und bei Zahlung der Kanalbeiträge; dabei wohnen diese Beamten viel billiger, gesünder, gesicherter und — in guter Gesellschaft." — Sehr günstig beurteilt Miquel (S. 17) die Frankfurter Bauordnung von 1809, „aus der erleuchteten Regierung des Fürsten Primas": „es ist uns leicht geworden", meint er, „weiter zu reformieren durch eine revidierte,

[11]) S. o. den Eingang unserer Abhandlung.

[12]) Gemeint sind die städtischen Beamtenwohnungen in Sachsenhausen.

**

auch in sanitärer Beziehung sehr scharf eingreifende Bauordnung, weil wir auf diesem guten Fundament weiter bauen konnten" ... Endlich erwähnt Miquel (S. 20) die Baumannsche Enquete, die „geradezu haarsträubende Resultate ergeben habe, vor allem in dem Heruntergehen des Luftraums auf 3 cbm für den Menschen!"

Nun steht ja bekanntlich — und glücklicherweise nicht nur im Adreßbuch — die 1891 gegründete Aktienbaugesellschaft für kleine Wohnungen mit einem Grundkapital von Mk. 605000 unter Dr. Miquels Vorsitz im Aufsichtsrat und Dr. Flesch's bewährter Vorstandschaft seit Jahren an erster Stelle der Frankfurter gemeinnützigen Anstalten. Blühen daneben in bescheideneren Verhältnissen andere Institute gleicher oder ähnlicher Tendenz: die „Frankfurter gemeinnützige Baugesellschaft" zur Herstellung gesunder und freundlicher Wohnungen für minderbemittelte Familien und einzelne Personen, A. G. — die „Frankfurter Wohnungsgenossenschaft", e. G. m. b. H., die „Gesellschaft zur Beschaffung billiger Wohnungen", der „Verein Arbeiterheim" zur Herstellung gesunder Wohnungen mit Gartenland für Arbeiterfamilien jeder Konfession (Vereinshäuser in der Waldstraße zu Niederrad) —, so ist als das erfolgreichste und mustergiltigste all dieser Unternehmungen nach wie vor die erwähnte Aktienbaugesellschaft für kleine Wohnungen zu bezeichnen, deren Ruf weit über die Grenzen ihres Wirkungskreises gedrungen ist.

Ich habe mich wirklich von Herzen gefreut, in dem mir Ende 1895 von Carroll D. Wright übermittelten 18. Spezialbericht des Commissioner of Labor zu Washington, der sich mit den Wohnungsverhältnissen der arbeitenden Klassen beschäftigt[13]), diese Gesellschaft[14]) an erster Stelle der im Bericht geschilderten 11 deutschen Institute gleichen Ziels zu finden; auf 5 Seiten und 6 Tafeln giebt darin Carroll D. Wright die Darstellung ihres segensreichen Wirkens in Wort und Bild.

Nach § 2 der Statuten dieser „Aktienbaugesellschaft für kleine Wohnungen zu Frankfurt a. M." ist Gegenstand des Unternehmens

---

[13]) „The housing of the working people" Washington 1895 S. 283 f.

[14]) (Tenement Dwellings Company).

„der Bau oder die Herrichtung von Häusern mit kleinen Wohnungen, sowie der Erwerb des hierzu nötigen Grundes und Bodens, und die Vermietung der solchergestalt geschaffenen Wohnungen an Unbemittelte zu billigen Preisen. Dem Zwecke der Gesellschaft entsprechend dürfen diese Häuser regelmäßig nur in der Stadt Frankfurt a. M. oder in angemessener Nähe derselben errichtet werden."

Dem I. Bericht der Gesellschaft 1890 sei die Aufstellung folgender Grundsätze entnommen: „Die Gesellschaft ward gegründet, nicht etwa, weil man die Ziele der bereits dahier bestehenden Gesellschaften für unrichtig fand oder gegen ihre Leistungen Ausstellungen zu erheben hatte, sondern in voller Anerkennung der Thatsache, daß seitens jener Gesellschaften, insbesondere seitens der „Gemeinnützigen Baugesellschaft" in der vorteilhaftesten und nützlichsten Weise gearbeitet ward, und daß es uns schwer fallen dürfte, einstmals ähnliche Leistungen aufzuweisen. Unsere Gesellschaft unternimmt es auch gar nicht, mit ihnen in Konkurrenz zu treten, wohl aber wollen wir neben ihnen und unter besonderer Bezugnahme auf eine Schicht der Bevölkerung arbeiten, die von den bereits bestehenden Bauten gemeinnütziger Baugesellschaften nur ausnahmsweise Nutzen gezogen haben. Die gewöhnlich bezahlten Tagelöhner, Auslaufer, Arbeiter können nicht den Betrag für Miete aufwenden, welchen die etwas besser gestellten kleinen Beamten, kleinen Handwerker, Vorarbeiter u. s. w. zu zahlen vermögen. Sie müssen sich daher entweder mit Wohnungen begnügen, die wegen ihrer Verwahrlosung, dem baulichen Zustand des Hauses, der schlimmen Nachbarschaft u. s. w. von den etwas besser Situierten verschmäht werden, oder sie müssen sich mit ihren Wohnungsbedürfnissen in äußerster, unzulässigster Art einschränken, so daß Mann, Frau und Kind vielfach in einem einzigen Zimmer, ohne Nebenraum u. s. w. Unterkunft suchen. Hier einzugreifen ist natürlich sehr schwer, gerade wegen der geringen Mittel der Betreffenden. Geht man davon aus, daß für eine Familie mit Kindern eine Wohnung von nur *einem* Zimmer, sie mag im übrigen ausgestattet und eingerichtet sein, wie sie will, *unter allen Umständen ungenügend* ist, daß es vielmehr, um den Rücksichten der Gesundheit, der Sittlichkeit, des Anstandes, jener Vorbedingungen eines gesunden Familienlebens, zu genügen

unbedingt erforderlich ist, einer Familie mindestens zwei Zimmer zu geben, so muß man gerade vom Standpunkt einer gemeinnützigen Gesellschaft es für weniger wünschenswert erklären, Ein-Zimmerwohnungen, die nur für ledige Personen und kinderlose Ehepaare erforderlich sind, zur Vermietung zu bringen. Man mindert dadurch allerdings die Aussichten auf Rentabilität sehr herab, insbesondere dann, wenn man zugleich die allzugroße Anhäufung von Wohnungen in einem Gebäude vermeiden will und daher jedes Haus auf eine nicht zu große Grundfläche beschränkt und nur 4 Wohnungen anstatt der — leider — vielfach üblichen 5 übereinander baut."

„Unsere Gesellschaft hat aber gerade in Rücksicht auf diese Schwierigkeit von vornherein den Zinsgenuß ihrer Aktionäre auf $3\frac{1}{2}$% im Maximum beschränkt, und so konnten wir dann unsere Baupläne um so eher jenen Grundsätzen entsprechend gestalten und trotzdem die Mieten für die Zwei-Zimmerwohnungen ungefähr in der Höhe ansetzen, die bei dem herrschenden Mangel an kleinen Wohnungen vielfach für gewöhnliche, schlecht ausgestattete Ein-Zimmerwohnungen gezahlt werden muß."

„Wir bauen hiernach nicht große Mietskasernen, sondern eine Reihe kleiner Häuser nach 2 Grundrissen: die ersteren enthalten in 4 Geschossen 16 Wohnungen von 2 geräumigen Zimmern mit Zubehör (abgeschlossener Keller, verschließbare Bodenkammer, Abtritt, die nach hinten belegenen Wohnungen außerdem mit einem veranda-ähnlichen Vorraum); die zweiten enthalten außer den 2 Zimmern noch eine Küche."

„Die Beheizung der Wohnungen wird durch einen Ofen stattfinden, der auch zum Kochen benutzt werden kann, und der zwischen den Wänden der beiden Zimmer so angeordnet ist, daß die Hitze hauptsächlich nach dem einen geht. Der Ofen ist so eingerichtet, daß auf demselben ein sogen. Grude offen steht, ein in Norddeutschland allgemein eingeführter Kochapparat, der es ermöglicht, im Sommer alle einfacheren Kochereien zu verrichten, ohne daß irgendwie Hitze nach außen geht, und der zugleich sehr geringe Auslagen für Heizmaterial erfordert. Es dürften hierdurch die Nachteile, die etwa aus der Abwesenheit von Küchen entspringen, fast ganz beseitigt

sein, und wir nehmen sogar an, daß die Einrichtung, die wir als höchst praktisch speziell für die Bedürfnisse von Arbeiterfamilien erprobt haben, bald vielfach nachgeahmt werden wird."

„Wenn wir die Häuser nach 2 verschiedenen Grundrissen erbauen, so geschieht dies einerseits, um in den größeren Wohnungen auch solche Familien aufnehmen zu können, die etwas mehr Raum oder Bequemlichkeit beanspruchen, anderseits auch schon deswegen, um der Einförmigkeit zu entgehen, die sich herausgestellt hätte, wenn wir lediglich Häuser der ersten Art immer eins neben das andere gestellt hätten, und den Nachteilen, die vielleicht zu befürchten sind, wenn alle Einwohner eines größeren Häuserkomplexes durchaus der nämlichen Bevölkerungsschicht entnommen sind."

„Wir glauben hiernach in der einfachsten Weise und ohne Erhöhung der Kosten eine Reihe von Nachteilen vermieden zu haben, welche das Kasernensystem sonst mit sich bringt. Vielleicht dürfen wir auch darauf aufmerksam machen, daß unser Bauplan vor dem eigentlichen Kasernensystem den Vorteil bietet, daß er, je nach dem vorhandenen Raum und Bedürfnis, auch im Kleinen durch Aufführung von 1 oder 2 Häusern angewandt werden kann. Daß es freilich lange nicht das bietet und namentlich äußerlich lange nicht den behaglichen und schönen Eindruck macht, wie eine Kolonie von Cottages[15]), ist sicher. Doch läßt sich das Cottage-System in einer Großstadt, bei den teneren Preisen des Grundes und Bodens, den hohen Straßenbeiträgen u. s. w., nicht durchführen, wenigstens nicht, wenn man Wert darauf legt, für solche Arbeiter zu bauen, die der Natur ihrer Arbeit nach nicht in Vororten wohnen können, sondern Unterkunft nahe der Stadt selbst suchen müssen."

Um so bedauerlicher mußte die Freunde dieses Unternehmens der Beschluß der Stadtverordnetenversammlung vom 2. Januar 1896 berühren. Die „Aktienbaugesellschaft für kleine Wohnungen" sollte durch pachtweise Überlassung eines städtischen Geländes und Übernahme einer Zinsgarantie durch die Stadt unterstützt werden. Der Vertrag war durchaus vorteilhaft für die Stadt, die verschiedensten Parteiführer im Hause Limpurg waren für ihn eingetreten, Presse

[15]) Arbeits-, ursprünglich Bauernhäuser mit kleinen Grundstücken.

und Versammlungen hatten sich für ihn ausgesprochen — trotzdem wurde er abgelehnt, obgleich noch der II. Bericht des Vorstandes der Aktienbaugesellschaft über das Geschäftsjahr 1891 die Worte enthalten hatte: „Die Wohnungsproduktion für Unbemittelte ist eben derzeit gerade wegen des Mangels an kleinen Wohnungen ein pekuniär durchaus günstiges Unternehmen!" Daß die Stadtväter von Leipzig und Mannheim um dieselbe Zeit ähnlich beschlossen, vermag mit diesem Mißerfolg der sonst im allgemeinen nicht unglücklichen Bodenpolitik Frankfurts wenig zu versöhnen.

In den Verhandlungen der 11. Jahresversammlung des „Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit" am 23. und 24. Dezember 1890 dahier [16]) wiederholte Stadtrat Dr. Flesch in seinem Korreferat über die Wohnungsfrage (S. 83) das von ihm bereits 1885 über die Vertragsungleichheit der Kontrahenten beim Mietsvertrag und die „Wohnfrage als Lohnfrage" Ausgeführte, wiederholte das dringende Verlangen, ein Wohnungsgesetz zu schaffen mit strengen Kontrollvorschriften, den Mietsprozeß analog dem Arbeitsprozeß zu regeln, endlich einen besseren Schutz des Mobiliarbesitzes einzuführen, ohne den er jede Regelung der Wohnungsfrage überhaupt für undenkbar hält. Andrerseits befürwortete Dr. Flesch damals — S. 82 f. — die vom genannten Verein betonte Notwendigkeit, daß sich die gemeinnützige Thätigkeit von Privatpersonen und Korporationen mehr als bisher der Verbesserung der Arbeiterwohnungen zuwende, und insbesondere auf die Bildung von Aktiengesellschaften zur Errichtung von Arbeiterwohnungen hinwirke.

Wie der unermüdliche Chef des Frankfurter Armenwesens, widmeten auch dessen Exekutivbeamten, vor allem die Armenpfleger, der Erforschung der ihnen entgegentretenden Kalamitäten im Wohnungswesen ihre hilfreiche Aufmerksamkeit. Der Baumannschen Spezialuntersuchung des IV. Frankfurter Armendistrikts haben wir bereits gedacht. Ähnliche wie die dieser zu Grunde liegende Wahrnehmungen sind die Veranlassung gewesen, daß eine Anzahl Armenpfleger aus den verschiedensten Distrikten der Stadt in einer

---

[16]) S. Schriften des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit, Heft 13, Leipzig 1890.

Versammlung am 27. März 1895 zu der Wohnungsfrage Stellung nahmen.[17])

Der Vorsteher des 3. und 6. Bezirks (Baumann) trat nachdrücklich dafür ein, Bestrebungen gemeinnütziger Art und Institute, wie z. B. gerade die „Aktienbaugesellschaft für kleine Wohnungen", konsequenter zu unterstützen und durch thätige Arbeit auf gleichem Gebiete zu fördern, auch hierauf gerichteten Tendenzen von Stadt und Stiftungen (Fall Ehinger) nach Kräften den Weg zu ebnen.

Der Vorsteher des 9. Bezirks (Maas) wies auf die traurigen Wohnungsverhältnisse des dunkelsten Frankfurt hin und befürwortete die städtische Erwerbung der in diesen Quartieren verkäuflichen (meistens alten und baufälligen) Häusern — es wäre dann möglich, „durch Aufwendung geringer Mittel den Räumen Luft und Licht zuzuführen und sanitäre Einrichtungen zu schaffen, welche den hygienischen Anforderungen entsprechen. Es würde die bis jetzt immer erstrebte übermäßige räumliche Ausnutzung und damit auch die Übervölkerung in den einzelnen Häusern verhütet. Denn ein Verbot der Aftermiete und des Haltens von Schläfern wäre dann in die Macht der Unternehmer gegeben und unbedingt erforderlich."

Auch der 15. Distriktsvorsteher (Oberlehrer Vatter) riet zum städtischen Ankauf der in der Altstadt zum Verkauf stehenden alten Häuser, nicht etwa, „um sie für ewige Zeiten zu konservieren oder ein weit ausschauendes Geschäft einzuleiten, sondern lediglich in der Absicht, diese Häuser, solange sie nun einmal noch stehen und bewohnt werden, für die untersten Klassen der Bevölkerung in der besten Weise zu verwerten."

Der Armenpfleger im 17. Bezirk endlich (Oberlehrer Dr. Mannheimer) trat nachdrücklichst für Wiedergewinnung der Wohnungssicherheit, für Maßregeln zur organischen Bekämpfung der Armut ein, als deren hauptsächlichste er[18]) die dahingehende bezeichnet, daß „jene zahlreichen Existenzen, welche am Rande des selbständigen Arbeits-

[17]) Die Reden erschienen gesammelt von Dr. Adolf Mannheimer unter dem Titel: „Herrscht in Frankfurt a. M. Wohnungsnot?" Kommissionsverlag Ernst Neumann ebenda.

[18]) mit Schönberg.

einkommens schweben und jeden Augenblick in Gefahr geraten, zu Almosenempfängern herabzusinken, in ihrer Selbständigkeit befestigt und durch vorsorgende Maßregeln vor solchem Herabsinken bewahrt werden". In den geradezu abenteuerlich hohen Mietpreisen, die von den erwerbsschwächeren Existenzen gezahlt werden müssen, erblickt der Redner die vornehmlichste Ursache des notschreienden Massenelends. In seiner Pflegschaft betrage die Miete 40, 50 und noch mehr Prozente des Mietereinkommens; auch habe er den Satz[19]) bestätigt gefunden, daß die Wohnungsverhältnisse der ärmern Klassen demoralisierend und proletarisierend auf diese wirken.

Der ebenfalls 1895 erschienene II. Teil der statistischen Beschreibung der Stadt Frankfurt a. M., herausgegeben vom städtischen statistischen Amte, giebt eine zuerst in den „Neueren Materialien zur Beurteilung der Wohnungsfrage" verwertete, auch heute noch höchst interessante Berechnung über die Wertsteigerung der der Gebäudesteuer unterworfenen Grundstücke von 1880—1895. Diese Berechnung geht davon aus, daß die vorletzte Revision der Gebäudesteuer in Frankfurt a. M. für den 1. Januar 1880 einen Gesamtnutzungswert d. h. Jahresertrag aller Gebäude, bemessen nach den Mietpreisen der letzten 10 Jahre, von 17 137 381.— Mk ergab, die letzte Revision aber für den 1. Januar 1895 einen solchen von 37 482 463.— Mk. Es liegt somit eine Steigerung von bald 20½ Millionen Mark vor; von dieser Summe zieht die Berechnung rund 10 Millionen ab als den Ertrag, der auf die in den in Rede stehenden 15 Jahren entstandenen Neubauten fällt. Es bleibt somit ein Rest von rund 10 Millionen als Wertsteigerung für die schon 1880 vorhandenen gebäudesteuerpflichtigen Grundstücke übrig, die nach dieser Berechnung von 1880—1895 um mindestens 60% ihres Wertes zugenommen haben. Diese enorme relative Wertsteigerung, bemerkt der Text dazu, namentlich der zu geschäftlichen Zwecken benutzten Gebäude, hat zum Teil auch steuertechnische Gründe; sie kennzeichnet aber auch hinlänglich die bekannte Thatsache, wie vielfach der Reichtum einzelner begüterter Einwohner

[19]) Schäffle's.

ausschließlich auf das Wachstum der Stadt bezw. die damit Hand in Hand gehende Bauspekulation zurückzuführen ist!

Vermehren sich so die Kapitalien in einer Hand ins unermeßliche, lediglich den Attributen ihrer Objekte folgend, so machten auf der anderen Seite Wohnungselend und Wohnungsnot, ebenfalls in dem bescheidenen Rahmen von 10 Jahren, die denkbar rapidesten Fortschritte nach unten, was einsichtige Kenner der Verhältnisse auch wohl wahrnahmen und mit Rat und That zu bekämpfen suchen.

Auch auf der 6. Konferenz der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen, die am 10. und 11. Mai 1897 dahier abgehalten wurde [20]), charakterisierte Stadtrat Dr. Flesch, der Leiter der Versammlung, die Verbesserung des Wohnungswesens gegenwärtig als die wichtigste und schwierigste sozialpolitische Aufgabe der Gemeinde. Er bezeichnete als Förderung darauf bezüglicher Bestrebungen eine vorsorgliche Aufstellung des Stadtbauplans, die Fürsorge für ein möglichst ausgedehntes Straßenbahnnetz, den Erlaß der Straßenbaukosten und Steuern an gemeinnützige Baugenossenschaften; vor allem aber die Überlassung des städtischen Grund- und Bodens zur Herstellung kleiner Wohnungen, wobei sich allüberall die finanziellen Interessen der Stadt mit ihren sozialpolitischen Aufgaben berührten.

Die kürzlich veröffentlichte (2.) Flugschrift des Frankfurter Mietervereins [21]) giebt ein getreues, objektives Spiegelbild der schlechtesten Frankfurter Wohnungen; bei dem hohen Interesse, das aus allen Schichten der Bevölkerung den Ergebnissen dieser theoretisch wie praktisch methodisierten Abhandlung entgegengebracht wurde und wird, darf ihr Inhalt und Zweck wohl als im ganzen geläufig vorausgesetzt werden. Hier sei folgendes wiederholt:

Die Flugschrift stellt die statistisch-textliche Bearbeitung der

---

[20]) S. die Darlegungen Dr. Fleschs in den Schriften der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen (Berlin, Carl Heymann); einen kurzen Bericht enthält Nr. 34 der „Sozialen Praxis“ 1897.

[21]) Das Wohnungselend und seine Abhilfe in Frankfurt a. M. Dargestellt nach einer Untersuchung des Frankfurter Mietervereins vom Herbst 1897, herausgegeben vom Vorstand 1898.

215 Fragebogen dar sowie die Entwickelung der den vorgefundenen Verhältnissen entsprechenden Reformpläne. Der erstere Teil der Arbeit stammt vom Verfasser dieses, der letztere aus der Feder Dr. Karl von Mangoldts. Die unter besonderer Berücksichtigung der hygienischen Verhältnisse ausgearbeiteten Fragebogen verlangten Aufschluß über: Gesundheitszustand der Bewohner; Anzahl, Verwendung und Größe der vorhandenen Wohnräume; Trockenheits-, Licht-, Luft- und Lüftungsverhältnisse; baulichen Zustand; Heizgelegenheit; Abortverhältnisse (Zahl, Lage, Benutzungsumfang, System: Wasserkloset, Tonnen-, Grubensystem); Kehricht- und Ausgußbeseitigung; Deckung des Wasserbedarfs; Vorhandensein von Hof und Garten; Preisverhältnisse.

Nach einer einleitenden Darstellung der historischen Grundlage der Enquete behandelt der eine Hauptteil die Hauptergebnisse in folgender Disponierung: I. Lage, Bauart und Beschaffenheit der Wohnungen, sowie Beruf der Haushaltungsvorsteher. II. Die Wohnungsdichtigkeit: 1. die Zusammensetzung der Haushaltungen, 2. die Anzahl der Räumlichkeiten in einer Wohnung, 3. die Raumbenutzung der Wohnungen, 4. der Luftraum pro Kopf in der ganzen Wohnung und in den Schlafräumen. III. Die hygienischen Mängel der Wohnungen an sich: 1. Einleitung, 2. Licht-, 3. Abtritts-, 4. Wasserverhältnisse, 5. Öfen und Herde, 6. Feuchtigkeit und bauliche Vernachlässigung, 7. Die Nebenräume. IV. Anderweitige Ermittlungen: 1. Bezugsdauer und Bezugsgründe der Wohnungen sowie Mietverträge, 2. die Gesundheitsverhältnisse. V. Die Mietpreise. VI. Zusammenfassung der bisherigen Ergebnisse.

Dieser Teil der Darstellung erbringt zunächst den Beweis, daß ein großer Teil der in Frage stehenden Wohnungen, und zwar unseres Erachtens mehr als die gefundenen 10,23 %, nicht von Anfang an als Familienwohnungen erbaut, sondern erst nachträglich zu einer solchen eingerichtet bezw. aus früheren größeren durch Teilung zurechtgeschnitten worden ist. Dem entsprechen auch die Verhältnisse, die räumlichen sowohl wie die gesundheitlichen; Reduzierung des Luftquantums auf ein hygienisch unzulässiges Maß ist leider keine Seltenheit: entfielen im Durchschnitt auf 1 Wohnung 2,13 Räume und 5 Bewohner, davon 2,6 über und 2,4 unter

14 Jahren, auf 1 Wohnraum 2,34 Bewohner, wovon 1,21 über und 1,13 unter 14 Jahren, so halten sich auf der allenfalls erträglichen Stufe von 15—20 cbm Luftraum pro Wohnraum[22]) nur 27 Wohnungen; alle übrigen 81 % stehen darunter, zum teil weit darunter — gewährt doch annähernd die Hälfte der Wohnungen (101) ihren Insassen noch nicht einmal 10 cbm Luftraum, 9 davon sogar nicht einmal 5! Womöglich noch beklagenswerter erwiesen sich die Schlafraumverhältnisse: den geringsten Anforderungen von 10 cbm Luft genügte nur 1/5 der vorgefundenen zum Schlafen benutzten Räume, nämlich 35, die **über** 10 cbm Luft pro Kopf boten, eventuell 35 weitere, die zwar auch als Koch- oder Wohnraum dienten, immerhin aber der Person in minimo 20 cbm Luftraum gewährten. Alle übrigen 67 % blieben unter diesen bescheidenen Maßen: 151 Schlafräume mit 252 Erwachsenen und 279 Kindern boten ihren Insassen nur 5—10 cbm, ja 55 Schlafräume 95 Erwachsenen und 173 Kindern im Durchschnitt nur 3,88 cbm Luftraum.

Geradezu schauerliche Zustände enthüllt folgende Tabelle:

In den 209 nach dieser Richtung untersuchten Wohnungen benützten **einen** Abtritt:	
1 Partei	in 17 Fällen
2 Parteien	„ 33 „
3 „	„ 43 „
4 „	„ 43 „
5 und mehr Parteien	„ 73 „
1—5 Personen	„ 11 „
6—10 „	„ 53 „
11—15 „	„ 36 „
16—20 „	„ 53 „
mehr als 20 Personen	„ 56 „

Unter den berührten Verhältnissen war der Nachweis eines Kausalzusammenhangs des Wohnungszustandes mit den festgestellten Krankheiten der betreffenden Bewohner leicht zu erbringen.

Auffallend war unter all diesen Umständen das Ergebnis bezüglich des Mietpreises, er betrug in der Innenstadt ohne Nebengebühren (wie für Wasser, Schornsteinfeger u. s. w.):

[22]) Die Gesundheitslehre verlangt deren mindestens 20!

für 44 Wohnungen	bestehend aus je	1 Raum	Mk.	168.—
„ 80 „	„ „ „	2 Räumen	„	222.—
„ 52 „	„ „ „	3 „	„	274.—
„ 6 „	„ „ „	4 „	„	334.—
„ 4 „	„ „ „	5 „	„	410.—

Dabei kostete bei den 186 hier in betracht kommenden innenstädtischen Wohnungen ein Raum in einer Einraumwohnung Mk. 168.—, in einer Zweiraumwohnung Mk. 111.—, in einer Dreiraumwohnung Mk. 91.—. Welche anderen Erklärungen sich auch für diese auffällige Thatsache heranziehen lassen mögen, so weist diese Beobachtung vor allem wieder auf den gerade an Wohnungen der allerkleinsten und billigsten Art herrschenden ganz besonderen Mangel hin.

Interessenten für Detailfragen verweisen wir auf die Flugschrift, die diese in reicher Fülle aufwirft und beantwortet. Wie aber vertritt sie die Reformidee?

1. In dem Vorschlag einer reichsgesetzlich zu organisierenden, vorläufig wohnungspolizeilich auszuübenden Wohnungsinspektion mit besonderen Organen. Sie verlangt:

2. alsbaldige Reform der innenstädtischen Wohnungsverhältnisse durch freihändigen Ankauf und Niederlegung der schlechtesten Grundstücke durch die Stadt.

3. Die Ergänzung der sonst verständigen Bauordnung[23]) im Sinne der Begünstigung von Neueinrichtung kleiner und Wahrung der hygienischen Rücksichten bei Zerteilung größerer Wohnungen.

4. Beschaffung billigen Baulandes durch Verpachtung, nicht mehr Verkauf, städtischen und Stiftungslandes, sowie Erweiterung des städtischen Grundbesitzes. In dem grundsätzlichen Übergange vom Verkauf städtischen und Stiftungslandes zur Verpachtung zu Bauzwecken erblickt die Flugschrift eines der wichtigsten, ja vielleicht das wichtigste Stück der ganzen für Frankfurt in Betracht kommenden Wohnungsreform, in den Gegnern des Verpachtungssystems die Förderer hoher Bodenpreise, hoher Mieten und damit schwerer und ungerechtfertigter Belastung der breiten Masse der Bevölkerung.

[23]) S. ihre Beurteilung durch Dr. Miquel oben S. 87.

5. Die städtische Unterstützung der Errichtung kleiner Wohnungen und Herstellung von Wohnungen der allerkleinsten Art durch die Stadt selbst[24]); statistische Hilfsmittel, fortlaufende Statistik der leerstehenden Wohnungen und der Bauthätigkeit[25]) und städtische Logierhäuser.[26])

6. Hebung des Lokal- und Vorortverkehrs, sowohl bezüglich der Personen-, wie der Güterbeförderung und sonst geeignete Maßregeln in den Vororten (Unterstützung leistungsfähiger Baugenossenschaften), Errichtung privater und kommunaler Zentralstellen für das Wohnungswesen.

7. Vermehrung bezw. Schaffung von Volksbädern und Spielplätzen, auch Gründung eines städtischen Organs für Sozialpolitik (etwa durch entsprechende Ausgestaltung des sozialpolitischen Ausschusses der Stadtverordnetenversammlung). Endlich

8. Ausbau der privaten Reformthätigkeit im Baugenossenschaftswesen und Organisation des Gemeinsinns, auch Feststellung eines allgemeinen obligatorischen Mietvertrags.

Ein Appell an den Frankfurter Mittelstand schließt des Büchleins Ausführungen, sein Anhang bringt die Eingaben an Regierung, Magistrat und Stadtverordnetenversammlung.

Der Appell scheint denn auch nicht ungehört verhallt, die Bedeutung der großen Enquete verständnisvoll gewürdigt worden zu sein. Und das von Rechts wegen: den Wert derartiger Enqueten[27]) hat am überzeugendsten die Geschichte der englischen Volkswirtschaft gelehrt. In den umfassenden Berichten der select committees, deren Bändezahl sich auf weit über tausend beläuft, ist das unschätzbare Material zur Kenntnisnahme der englischen Gesamtzustände gesammelt, eine Detailfülle darstellend, der das allezeit reale England die besten und bedeutendsten seiner Gesetze verdankt. Man würde sich jenseits des Kanals nicht für befähigt

---

[24]) Vorbild: Mannheim, Freiburg i. B., Ulm.

[25]) Vorbild: Leipzig, Stuttgart.

[26]) Vorbild: London, Glasgow, New-Castle, Hull.

[27]) S. des Verfassers Aufsatz „Das Wohnungselend und seine Abhilfe in Frankfurt a. M." in Nr. 241 der „Kleinen Presse" vom 14. X. 98.

halten, über eine wichtige Frage der Volkswirtschaft, der Rechtspflege, des Finanzwesens, oder eines anderen Zweiges der Gesetzgebung ohne eine inquiry durch Parlamentsausschüsse oder royal commissions zu entscheiden. Die Enqueten unserer Reichskommission für Arbeitsstatistik sind über die theoretische Bearbeitung dieses wichtigen und dankbaren Mittels zur Kenntnis der thatsächlichen sozialen Lage der Gesamtbevölkerung oder einzelner ihrer Klassen und Schichten noch nicht hinausgekommen. Das Unternehmen, zunächst die Kommunen für derartige Fragen zu interessieren, war daher um so begrüßenswerter, als die deutsche Verwaltung, wenn sie einmal diese oder jene Frage der Gesetzgebung unterworfen hat, ihre Gesetze auch wirklich ausführt und in dieser Beziehung den englischen Selbstverwaltungorganen wohl überlegen ist.

An der Diskussion über den Inhalt der Broschüre, am 5. Oktober 1898 in einer Volksversammlung, am 1. November in der Stadtverordnetenversammlung, beteiligten sich Vertreter aller Parteien in befürwortender Stellungnahme — nur der Skeptizismus der Sozialdemokratie glaubt bei den heutigen Verhältnissen an keinen Erfolg, weder bei der Regierung, noch bei der jetzigen Stadtvertretung. Gerade letztere nahm indessen schon am 1. November einstimmig den Dr. Geigerschen Antrag an: „Die Stadtverordnetenversammlung ersucht den Magistrat baldmöglichst Vorlage zu machen über die von ihm beabsichtigten Maßregeln zur Beseitigung der Wohnungsnot für die unbemittelten Klassen und überreicht die sämtlichen Anträge (es waren außer der Eingabe des Mietervereins solche gestellt worden von Dr. Rößler und Dr. Marcus) dem Magistrat als Material."

In derselben Versammlung hatte Oberbürgermeister Adickes folgendes ausgeführt: Es bestehe begründete Aussicht, daß in nächster Zeit kleine Wohnungen in größerer Zahl neugebaut würden, bei welcher Gelegenheit der Magistrat der Sache näher zu treten gedenke, wie er auch seinerzeit mit dem Gelde der Ehingerschen Stiftung — leider unter energischem Protest der Stadtverordneten — kleine Wohnungen zu schaffen beabsichtigt habe. Die der Stadt gehörigen alten Häuser in der Altstadt umzubauen, lohne sich bei ihrer in 2 Jahren erfolgenden Niederlegung heute nicht mehr.

Was die Errichtung neuer Häuser angehe, so könne die Stadt, wenn auch nicht selbst bauen — wegen der damit verbundenen Schädigung und Lahmlegung der privaten Bauthätigkeit —, so doch das Bauen erleichtern. Letzteres könne gefördert werden durch möglichste Zusammenlegung des vielfach sehr zersplitterten Grundbesitzes — doch erinnert Redner hier an den bei derartigen Terrainerhebungen sich jedesmal erhebenden Widerspruch der öffentlichen Meinung (Gutleuthof) — der sicherste Weg bleibe daher der der Selbsthilfe durch Genossenschaftsbildung seitens der Arbeitnehmer und Heimstattfürsorge durch die Arbeitgeber; Hauptsache bleibe dabei, Bedingungen für den Bau kleiner Wohnungen zu schaffen, bei welchen sowohl der Kapitalist und Bauunternehmer wie auch der Mieter auf seine Kosten komme — d. h. Verfügbarkeit des Baugeländes zu angemessenem Preise.

Im Anschluß an diese Ausführungen erklärte der Oberbürgermeister, daß gerade gegenwärtig Verhandlungen mit dem Katharinen- und Weißfrauenstift schwebten wegen pachtweiser Überlassung eines größeren Terrains an der Mainzer Landstraße, woselbst derartige Wohnungen gebaut werden sollten. Der Magistrat werde die bezügliche Vorlage beschleunigen, heute wie vor 12 Jahren (beim erstmaligen Wohnungsbau für städtische Arbeiter und Angestellte) sich seiner Pflicht als Arbeitgeber wohl bewußt.

In der Stadtverordnetenversammlung vom 29. November 1898 endlich begleitete Oberbürgermeister Adickes die Übergabe des Verwaltungsberichtes von 1897/98 bezüglich des Wohnungswesens mit folgender Eröffnung an die Versammlung: „Sie werden aus dem Bericht ersehen, daß der Magistrat sich mit dem Wohnungswesen schon eindringlich beschäftigt hat, auch ehe der Mieterverein mit seiner Eingabe gekommen ist. Besonders ist eine Statistik des Wohnungswechsels aufgestellt worden, die von großem Interesse sein wird. Daneben finden Sie Betrachtungen des Magistrats darüber, was notwendig ist, um eine städtische Bebauungs- und Wohnungspolitik zu treiben. Bei Gelegenheit der Vorlage über das Gutleuthofgelände haben wir ausführlich dargelegt, daß wir niemals Terrain zu reinen Spekulationszwecken erwerben, sondern nur, wenn eine zielbewußte Bebauungs- und Wohnungspolitik es

*

verlangt. Die Eingabe des Mieter-Vereins ist deshalb durchaus nicht geringschätzig behandelt worden, sondern es wird stets mit Freuden begrüßt werden, wenn die öffentliche Meinung darüber aufgeklärt wird, wie wichtig eine Bebauungs- und Wohnungspolitik ist. Ich bin zu meiner Freude in der Lage, jetzt schon auf zwei Punkte hinweisen zu können, die bei meinen letzten Bemerkungen über diesen Gegenstand noch als der Zukunft angehörig bezeichnet werden mußten, die uns aber heute schon wesentlich näher gerückt sind. Das ist einmal die Wohnungsinspektion. Das Polizeipräsidium wird im Einverständnis mit dem Magistrat eine Polizeiverordnung über die Wohnungsinspektion erlassen, deren Grundlagen bereits festgestellt sind. Die Einzelheiten liegen eben dem Gesundheitsrat vor. Zweitens kann ich eine Vorlage in Aussicht stellen, die jedenfalls heute Abend schon unter den neuen Einläufen sich befindet und welche die Errichtung von Wohnhäusern für städtische Beamte und Arbeiter in Aussicht nimmt. Für 120 Beamte werden 2 und 3 Zimmer-Wohnungen erbaut, zunächst in Bornheim; findet sich anderwärts Gelegenheit, dann auch in anderen Stadtteilen. Ich hoffe, daß Sie die Vorlage sympathisch aufnehmen. Damit schließe ich meine Bemerkungen und übergebe der Versammlung den Jahresbericht.“ (Beifall.)

Wir sind [28]) in der glücklichen Lage, dem Stadtoberhaupt in der Behauptung beizupflichten, daß sich gerade Frankfurt a. M. seit einer Reihe von Jahren in anerkennenswertester Weise in der Richtung einer gesunden Bodenpolitik bemüht — im Gegensatz zu einer Reihe anderer Großstädte, Berlin, Leipzig, Breslau z. B., wo seitens der Gemeinden eine kurzsichtige und großenteils einseitig den Grundbesitzern, Boden- und Bauspekulanten zu gute kommende Bodenpolitik getrieben wird.

Hat es auch bei diesen Bemühungen an mancherlei Kämpfen und auch an einzelnen Mißerfolgen nicht gefehlt, so sind doch bedeutende Fortschritte zum Ziel einer sozialpolitisch zutreffenden und gleichzeitig finanziell für die Stadt vorteilhaften Bodenpolitik gemacht worden.

[28]) mit der Ausführung in Nr. 16 der „Sozialen Praxis“ von 1898.

Zunächst gilt seit einiger Zeit in der Stadtverwaltung der Grundsatz, daß der Erlös aus dem Verkauf städtischen Grundbesitzes wieder in Grundbesitz anzulegen sei. Da, wie es in der Natur der Sache liegt, die verkauften Grundstücke in der Regel bedeutend wertvoller sein werden, als die weiter außen belegenen neu zu kaufenden, so ergiebt sich, daß sich schon auf diese Weise der städtische Grundbesitz vermehren muß. In der That ist denn auch in Verfolgung dieses Grundsatzes wie überhaupt unter dem Drucke der Erkenntnis, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine schnell wachsende Großstadt kaum etwas besseres thun könne, als ihren Grundbesitz zu vermehren, der Besitz der Stadt Frankfurt an Liegenschaften seit einer Reihe von Jahren beträchtlich vermehrt worden. Allerdings haben die Stadtverordneten erst vor wenigen Monaten, wie erwähnt, den Ankauf eines sehr großen und günstig gelegenen Geländes, des sogen. Gutleuthofs, abgelehnt; dafür ist aber kurz darauf der Ankauf eines ähnlichen Geländes, des sogen. Biegwaldes, der zusammen durch die Stadt und eine der mit ihr eng verbundenen großen öffentlichen Stiftungen[29]) erfolgen sollte, genehmigt worden.

Zu dieser Tendenz auf Vermehrung des städtischen Grundbesitzes ist in neuerer Zeit in deutlicher Weise die weitere getreten, die in Zukunft zu erwartenden und namentlich durch städtische Straßenbahnen und dergleichen Anlagen beförderten Wertsteigerungen des einmal in Händen der Stadt befindlichen Grundbesitzes auch nach Möglichkeit für diese nutzbar zu machen und um nicht diese Wertsteigerung verdienstlosen Privaten zu überlassen. So ist ebenfalls erst vor kurzem seitens der städtischen Behörden beschlossen worden, ein im Norden der Stadt gelegenes Gelände, den sogen. Prüfling, das an und für sich als demnächst baureif zu betrachten ist, zwar mit einzelnen Straßenzügen zu versehen, es aber vorerst nicht zu verkaufen, sondern auf längere Zeit, etwa 30 Jahre, in einzelnen Stücken zum Betrieb von Gärtnereien u. s. w. zu verpachten, und zwar großenteils deshalb, um die zu erwartende Wertsteigerung für die Stadt nutzbar zu machen.

---

[29]) der Waisenhausstiftung.

**

In noch viel größerem Umfange spielt dieser Gedanke des Auffangens künftiger Wertsteigerung zu gunsten der Stadt eine Rolle bei einer sehr bedeutsamen Einrichtung, die im vorigen Sommer beschlossen worden und am 1. Oktober 1898 in Kraft getreten ist, der „Spezialkasse für städtischen Grundbesitz".

Angesichts der großen Aufgaben, welche der Stadt Frankfurt in naher Zeit durch Erweiterung ihrer Hafenanlagen, Anlegung zahlreicher neuer Straßen an den verschiedensten Punkten der Stadt und ähnliche Unternehmungen bevorstehen, und in Verbindung mit der eben besprochenen Tendenz, den städtischen Grundbesitz zu vermehren und seine Wertsteigerung für die Stadt nutzbar zu machen, wurde es für unzulässig erachtet, diese großen Aufgaben, wie bisher meistens in ähnlichen Fällen geschehen war, einfach auf das Extraordinarium des städtischen Haushalts zu übernehmen und durch gleichzeitige Verkäufe städtischen Grundbesitzes zu decken. Vielmehr wurde in Aussicht genommen, für diese Zwecke besondere große Anleihen aufzunehmen und zu deren Verzinsung und Amortisation vor allem die in Zukunft zu erwartende Wertsteigerung des zu allen diesen Zwecken teils schon vorhandenen, teils in großem Umfange noch zu erwerbenden städtischen Grundbesitzes heranzuziehen. Zur Durchführung aller dieser Ausgaben wurde die oben erwähnte „Spezialkasse für städtischen Grundbesitz" begründet und mit städtischen Grundstücken im Werte von ca. 30 Millionen Mark sowie den aus diesen Grundstücken und aus einigen anderen Quellen fließenden Einnahmen ausgestattet. Das Bedeutsame an dieser Einrichtung ist also, daß man darauf verzichtet, die durch die erwähnten großen Unternehmungen bedingten Ausgaben auf Lasten des allgemeinen Steuersäckels zu nehmen oder sie durch alsbaldige Verkäufe städtischen Grundbesitzes zu decken, sondern daß man dafür nach Möglichkeit die künftige Wertsteigerung heranziehen will.

Es ist in dieser Richtung besonders von Interesse, daß die Magistratsvorlage, durch welche diese „Spezialkasse für städtischen Grundbesitz" vorgeschlagen wurde, speziell bei der projektierten Anlage eines großen Hafens mit anschließendem großem Fabrikviertel für die Zeit nach Vollendung dieser Unternehmungen außer dem Verkauf des von der Stadt dort erworbenen Geländes auch

dessen langjährige Verpachtung an industrielle Unternehmungen voraussieht.

Nimmt man endlich zu dem allem hinzu, daß Frankfurt eine der schärfsten — wir geben zu, in manchem zu scharfen — Bauordnungen unter allen deutschen Großstädten hat, daß ferner durch scharfe baupolizeiliche Bestimmungen und Einführung besonderer städtischer Sicherheitsvorschriften für die Bauarbeiter dem Bauschwindel das Leben hier so sauer gemacht worden ist wie kaum in einer anderen deutschen Stadt, daß endlich das gesamte Trambahnnetz jetzt in städtischen Besitz übergeht, so wird man zugeben müssen, daß auf dem gesamten Gebiete der städtischen Bodenpolitik Frankfurt anderen deutschen Großstädten weit voraus und erfolgreich bestrebt ist, Wunden, die vergangene Zeiten und Generationen schlugen, nach Kräften zu heilen.

Freilich sind das alles erst Anfänge; erst von ihrem verständnisvollem Ausbau kann in Zukunft der rechte Nutzen sowohl für die Verbesserung der Wohnungsverhältnisse als auch für die Finanzen der Stadt und das stetige Aufblühen ihrer Industrie erwartet werden.

Von dem letzten auf Besserung von Wohnungsmißständen hinzielenden Projekt berichtete endlich am 3. Dezember eine Lokalkorrespondenz: „Neue städtische Beamten-Wohnhäuser. Neben der allgemeinen, in letzter Zeit viel erörterten Frankfurter Wohnungsnot ist angeblich ein besonderes Bedürfnis zur Herstellung weiterer Wohngebäude für städtische Beamte und Bedienstete vorhanden. Die vor einigen Jahren in der Siemens- und Willemerstraße stadtseitig eingerichteten 63 Zwei-Zimmerwohnungen sind nicht nur ununterbrochen vermietet, sondern es müssen viele Gesuche um Überlassung solcher Wohnungen abgewiesen werden. Die Stadt hat sich daher bei dem in Frankfurt immer größer werdenden Mangel an Zwei- und Dreizimmerwohnungen entschlossen, für ihre Angestellten34 solcher Wohnhäuser selbst zu errichten und zwar zunächst in Bornheim. Auf den Eckgrundstücken an der Saalburg- und der Petterweilstraße sind zwei größere Gebäude, mit Geschäftslokalen in den Erdgeschossen und zwölf Dreizimmerwohnungen in den drei Obergeschossen, an der Saalburgstraße und auf der Südseite der Haidestraße

14 Häuser mit Zweizimmerwohnungen nebst Küche im Erdgeschoß und den drei Obergeschossen, ferner 16 Häuser mit Erd- und zwei Obergeschossen sowie Dachwohnungen, also in jedem Hause vier Wohnungen, vorgesehen. In sämtlichen Häusern soll jedes Stockwerk nur eine nach der Straße zu gelegene Wohnung enthalten. Die Stadt hat für diese Bauplätze etwas über 200000 Mk., außerdem an Baukosten 612000 Mk. aufzuwenden. Die Verzinsung fordert jährlich 36600 Mk., das sind etwa 3 pCt. des Grund- und Bodens und 5 pCt. des Baukapitals. Einzunehmen hofft die Stadt dagegen 36680 Mk. und zwar für vier Geschäftslokale je 700 Mk., für 12 Dreizimmerwohnungen je 420 Mk., für 111 Zweizimmerwohnungen je 240 Mk. und für 10 Dachgeschoßwohnungen je 220 Mk. Auf diese Weise könnte die Stadt ohne besondere Zubuße ihren Beamten und Bediensteten billige Wohnungen in gesunder Lage verschaffen. Dieses gemeinnützige Projekt soll alsbald vom städtischen Hochbauamt in Angriff genommen werden."

Erwägt man bei alle dem, daß es „auf keinem Gebiete für die Gesetzgebung gefährlicher ist, den richtigen Zeitpunkt zu verpassen, nirgends schwieriger, eingewurzelte Mißstände zu überwinden, nirgends kostspieliger, bestehenden Übelständen zu begegnen als auf dem Gebiete der Wohnungsfrage,“ [30]) so wird man dem konsequenten, mutigen Vorgehen Frankfurts in Wort und That auch in dieser Beziehung den Ruhm der Mustergiltigkeit nicht absprechen und Frankfurts Weiterentwickelung ruhig-stolzen Herzens entgegensehen können.

---

[30]) Dr. Miquel in der mehrfach erwähnten Einleitung zu Band XXX der Schriften des Vereins für Sozialpolitik.

4.

Abteilung für Geschichte (G).

Dieser Abteilung wurden in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis zum 31. Dezember 1898 auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr E. Schimmelpfeng, Kandidat des höheren Schulamts, hier;

ohne Wahlrecht:

Herr Regierungsrat G. Hoeppener, hier.

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Dr. R. Schwemer und als zweiten Vorsitzenden Herrn Dr. O. Liermann.

In dieser Abteilung sprach am

15. Dezember Herr Dr. R. Schwemer über

„Die Zusammenkunft Heinrichs des Löwen und Friedrichs I. vor der Schlacht bei Legnano.

5.

Abteilung für Deutsche Sprache und Litteratur (DL).

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Direktor Dr. K. Rehorn, als zweiten Vorsitzenden Herrn Dr. R. Hering und als Schriftführer Herrn Prof. Dr. Fr. Rehorn.

In dieser Abteilung sprach am

30. November Herr Dr. R. Hering:

„Über der Erdgeist in Goethes Faust.“

6.

Abteilung für Mathematik und Naturwissenschaften (N).

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Professor Dr. O. Rausenberger, als zweiten Vorsitzenden Herrn Dr. H. Dobriner und als Schriftführer Herrn Dr. G. Knieß.

In dieser Abteilung sprach am

29. November Herr Professor Dr. Rausenberger über „Einteilungen des Raumes in kongruente Zellen."



II. Litterarische Mitteilungen.

Neuere Goethe- und Schillerlitteratur XVII.

Von Professor Dr. Max Koch zu Breslau.

Als Wilhelm Vollmer, der litterarische Berater der Cotta'schen Buchhandlung, und Karl Goedeke 1867 daran gingen, Joachim Meyers Plan einer erschöpfenden historisch-kritischen Ausgabe von „Schillers sämtlichen Schriften" zu verwirklichen, durften sie sich dem Glauben hingeben, den Bestand von Schillers Arbeiten und Nachlaß lückenlos und zweifellos übersehen zu können. Allein bald nach dem Ende ihrer verdienstvollen neunjährigen Bemühung um diese abschließende Gesamtausgabe zeigte es sich, daß ihre Ergebnisse nach zwei Seiten hin der Berichtigung bedurften. Kleine Irrtümer, wie z. B. die Aufnahme von Schütz' Scherzversen „zu Loders Geburtstag" im elften Bande als eines Schillerischen Gedichtes, waren mituntergelaufen. Die Prüfung von Schillers Eigentumsrechten an den ihm zugeschriebenen geschichtlichen Arbeiten, wie Goedeke selbst sie höchst verdienstlich im Vorwort zum neunten Teile eröffnet hatte, leitete bei ihrer Fortführung durch andere zu dem Ergebnisse, daß auch von den in der Goedeke'schen Ausgabe aufgenommenen Arbeiten einzelnes, wie die Übersetzung der „Verschwörung des Marquis von Bedemar" nicht von Schiller herrühre. Auch die angebliche Festrede des Eleven Schiller „Ob Freundschaft eines Fürsten dieselbe sei, wie die eines Privat-Mannes" erwies sich als zu unrecht aufgenommen. Neuerdings glaubt man für diese apokryphe Rede von 1777 einen Ersatz gefunden zu haben. Die Witwe des Regimentsquartiermeisters Kuhorst in Ludwigsburg hatte von ihrer Freundin Emilie v. Gleichen-Rußwurm einen „Aufsatz von Schiller in seinem 17. Lebensjahr"

geschenkt bekommen, der nun aus dem Nachlaß ihres Sohnes durch Herrn Oberstudienrat Dr. Pressel veröffentlicht worden ist.[1]) Der Herausgeber hält es für wahrscheinlich, daß die Rede „Über den Einfluß des Weibes auf die Tugend des Mannes“ aus Abels philosophischen Vorlesungen von 1776 Anregungen entnommen habe; das Thema dagegen hatte natürlich in üblicher Weise der Herzog selbst gestellt. Die Leistung eines Schülers der Militär-akademie haben wir sicherlich vor uns; aber aus dem Thatbestand, daß Emilie v. Gleichen-Rußwurm die Rede im Nachlaß ihres Vaters vorfand, folgt noch keineswegs, daß auch Schiller selbst und nicht ein befreundeter Mitschüler der Verfasser gewesen sei. Der Bleistift-Vermerk „abgeschrieben 1800“ auf der ersten Seite der Handschrift kann ebensogut auf eine in diesem Jahr von unserer Vorlage genommene Abschrift verweisen, als vorliegende Handschrift selbst für eine damals erst genommene Abschrift erklären. Pressel teilt zehn Zeilen der Handschrift als Faksimile mit, ohne einen Entscheid zu wagen. Dem Inhalte nach könnte die Rede so gut von Schiller selbst wie von einem seiner Mitschüler herrühren. Die gleich im Eingang auftauchende Vorstellung, wie wilde Wollust den Jüngling an Körper und Geist schändet und verwüstet, ist dem jungen Mediziner Schiller sehr vertraut gewesen. Pressel weist darauf hin, daß der Lebensgang von Schillers Eltern ihm die Schilderung nahe bringen mußte, wie die Frau den Erwerbsfleiß des Mannes unterstützen müsse. Zu diesem Abschnitt der Rede findet sich beim jungen Schiller indessen nirgends Verwandtes. Die stilistischen Kennzeichen, die Minor (I, 227) bei Abweisung der Rede über Freundschaft eines Fürsten und Privatmannes für die Entscheidung von Schillers Autorschaft erwähnt, fehlen fast völlig. Schillerischer Ton klingt eigentlich nur an einer Stelle hervor: „das Triebrad menschlicher Thätigkeit ward in Bewegung gesetzt. Jetzt weckten nicht nur Bedürfnisse der Gegenwart den Menschen auf Augenblicke aus seinem Traum. Der Gedanke an den morgenden Tag regte sich in der Seele des Wilden.“

---

[1]) **Besondere Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg. Stuttgart 1898 Nr. 15—19.**

Ich will keineswegs deshalb mich für oder gegen Schillers Autorschaft der Rede aussprechen; eine eingehende Prüfung wird aber jedenfalls nötig sein, ehe sie in Schillers Werk aufgenommen werden darf.

Dagegen hat Minors Untersuchung der „Mäntler'schen Nachrichten" bereits eine genügende Grundlage geschaffen, um dem Herausgeber einer historisch-kritischen Schillerausgabe die Aufnahme von Proben aus dieser frühesten Redakteur-Thätigkeit Schillers zur Pflicht zu machen. Vollmer und Goedeke hatten sich trotz der Hinweise von Boas noch nicht dazu entschließen können. Erst nach Abschluß ihrer großen Ausgabe sind dagegen die erste Fassung eines Teils der „Briefe über ästhetische Erziehung" und die Hamburgische Theaterbearbeitung des „Don Karlos", ist in den Schriften der Goethegesellschaft die Fülle noch unbekannter Xenien zugänglich geworden. In seiner Studie „Aus dem Schiller-Archiv" (Weimar 1890) hat Minor auf andere Ergänzungen und Verbesserungen aufmerksam gemacht. Wie verbesserungsbedürftig Goedekes Behandlung von Schillers dramatischem Nachlaß, den die Ausgabe Emiliens v. Gleichen-Rußwurm 1867 zum erstenmal erschlossen hatte, geblieben ist, wurde erst 1895 durch Gustav Kettners selbständige Durchforschung und Veröffentlichung der Schillerhandschriften des Weimarischen Archives anschaulich; vgl. Hochstiftsberichte XII, 174. Erfreulicher Weise hat nun auch der Cotta'sche Verlag sich entschlossen, seinen Schillerausgaben Kettners Untersuchung zu gute kommen zu lassen. Nicht in der Vollständigkeit von Kettners zweibändiger kritischer Ausgabe, aber auf ihrer Grundlage wurde der Ausgabe Laistners von 1894 (vgl. XI, 423) als „Ergänzungsband zu Schillers Werken" neuerdings eine solche von Kettner zur Seite gestellt.[2]) Die letzten Akt-Schemata werden von Kettner aus den verschiedenen Fassungen herausgewählt und ihnen bei jeder Szene aus den Skizzen und Entwürfen alles beigegeben, was dazu dienen mochte, die dramatischen Entwürfe in lesbarer Form und möglichster Fülle vorzuführen. Kettner ist dabei mit Recht nicht nach bestimmter Schablone

[2]) Schillers dramatische Entwürfe und Fragmente. Aus dem Nachlasse zusammengestellt von Gustav Kettner. Stuttgart 1899 (Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger).

verfahren. Im „Demetrius“ stellt er die bekannten Reichstagsszenen als die Gestaltung letzter Hand an die Spitze, während im „Warbeck“ das Szenar der fünf Aufzüge und die Schilderung der Hauptcharaktere der Mitteilung der ausgearbeiteten Szenen vorangeht; in den „Maltesern“ bilden dagegen die ausgearbeiteten Bruchstücke den Schluß des Ganzen. Dank seiner Vertrautheit mit der ganzen Stoffmasse vermochte Kettner so durch verschiedene Behandlung des verschiedenartigen Materials die möglichste Anschaulichkeit des von Schiller Gewollten zu erzielen. Die Einleitung giebt auf 27 Seiten einen knapp gehaltenen Überblick über die Quellen jedes Stückes und die vermutliche Arbeitszeit Schillers an dem Stoffe. Ungern vermißt man dabei Angaben über die den einzelnen Entwürfen bereits gewidmeten Untersuchungen, deren beste ja Kettner selbst zum Verfasser haben.

Allgemeinere Bekanntschaft mit Schillers dramatischen Entwürfen, wie sie durch diese neue Ausgabe gefördert werden kann, ist zweifellos eines der besten Mittel, die schädliche, aber von der Mode getragene Verkennung Schillers zu überwinden. Schon Gottfried Keller hat in einem Briefe an Emil Kuh, dem Biographen Hebbels, einen Vergleich zwischen dem dramatischen Nachlaß Grillparzers, Otto Ludwigs und Schillers gezogen. Er bewundert „die ernst breite, tiefe und heiter behagliche litterarische Vorbereitung eines Schiller, wenn er an eine Tragödie ging. Oder das künstlerische con amore Goethes, der seine Sachen zweimal dichtete, wo es ihm recht glücklich ernst war“, während der unglückliche Otto Ludwig, dessen kranke Selbstschulmeisterei eben jetzt (23. Oktober 1873) in seinen Nachlaßsachen neu kolportiert werde, „sich ein dramaturgisches Kochbuch geschrieben hat, um zu sterben, ehe er das erste Gericht essen konnte! Da giebt es doch für das rechte Verhältnis und Maß von richtiger Arbeitsweise kein schöneres Muster als Schiller, ebenso entfernt von ohnmächtigem Quaderwälzen, wie vom resignierten Tändeln.“ Schon mit dreizehn Jahren richtete sich der Knabe Keller stark nach Schillers Ballade ein Drama „Fridolin oder der Gang nach dem Eisenhammer“ zu, wobei an Stelle der ehlichen Eifersucht die Unterschlagung großer Summen und die Verratung des Grafen durch Robert an den Kaiser trat.

Hatte schon der grüne Heinrich für sein „Kindertheater“ in der Mitte der dreißiger Jahre „nach Vorbild der Schillerischen Nachlaßwerke“ ein ausführliches Szenarium für sein dramatisches Projekt „Herzog Bernhard von Weimar“ angefertigt, so staunte auch noch der alte Meister Gottfried von den Klassikern vor allen Schiller an und von seinen Werken wieder insbesondere den „Demetrius“, das „Siegesfest“ und den „Grafen von Habsburg“. Schillers Idealismus schien ihm freilich für die „Jambenmacher“ so unerreichbar, wie für Romantiker und Stürmer und Dränger die wunderbare und gewaltige Ausführung in Shakespeares Historien. Des „grünen Heinrich“ berühmte, prächtige Schilderung einer Volksaufführung des Schillerischen „Tell“ gehört zu den schönsten Huldigungen, die Schiller als Dramatiker zu teil geworden sind. Daß der Züricher Dichter bei seinen jugendlichen Versuchen unter dem Eindrucke des „Wilhelm Tell“ stand, ist natürlich. Auffallend aber ist, daß gerade das Auftreten der barmherzigen Brüder mit ihren Versen „Rasch tritt der Tod den Menschen an“ dem jungen Keller so gefiel, daß er die Brüder und ihr Lied ernstlich in ein dreiaktiges Drama „Der Tod Albrechts des römischen Kaisers“ und schalkhaft parodierend in einen „vaterländischen Schwank“ (1846) aufnahm. Den letzteren hat Baechtold im zweiten Bande seiner umfangreichen Schilderung Meister Gottfrieds von Zürich veröffentlicht.[3]) Kellers Bericht über die Schillerfeier am Mythenstein ist schon in seinen nachgelassenen Schriften neu gedruckt worden (vgl. Hochstiftsberichte IX, 391). Nun erfahren wir durch Baechtold, daß an Stelle des für Bern zum 10. November 1859 geschriebenen, gedankenschweren Schillerprologs Keller ursprünglich eine dramatische Apotheose geplant hatte. Als Nachspiel zum ersten Auftritt des „Tell“ sollte eine Szene aus dem modernen Leben „auf einem mit Fremden, Vertretern der verschiedenen Zeitrichtungen, gefüllten Dampfschiffe des Vierwaldstättersees vor sich gehen. Ein Italienerbübchen hätte am Schlusse die Büste Schillers feilbieten

---

[3]) **Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher. Von Jakob Baechtold. Drei Bände. Berlin 1894—1897 (Verlag von W. Hertz, Bessersche Buchhandlung).**

sollen, die dann festlich bekränzt worden wäre." Die Berner mochten aber auf diesen Plan nicht eingehen. Kellers Gedicht „Das große Schillerfest" sollte ursprünglich den Schluß des Romanzenzyklus vom „Apotheker von Chamounix" bilden. Zwei arme, ihre Not beklagende Holzsammlerinnen vernehmen, während die Novembersonne das Gewölke zerreißt, Festgeläute. „Zu ihren Füßen strahlt die Stadt, und herauf tönt es, den Armen zum Trost, wie zur Verkündigung der besseren Zeit: ‚Freude, schöner Götterfunken'." In seiner eignen Feststimmung erschien ihm Palleskes Schillerbiographie das schönste und beste zu sein, was in dieser Art existiere, Palleskes prophetischer Ton durch den großen Schillertag vollkommen gerechtfertigt. Dagegen mochte er von Anfang an nicht in das übertriebene Lob von Lewes' Goethe-biographie einstimmen, obwohl sie ihm „mit Ausnahme einzelner Dummheiten ganz liebenswürdig" vorkam.

Hatte Keller schon 1858 über die Aufstapelung einer immensen Goethelitteratur den Kopf geschüttelt, so gab ihm 1884, als er eben daran dachte, den Gegner seines „Martin Salander" als heuchlerischen Goetheverehrer („Goethereif") im Romane auftreten zu lassen, Geiger Gelegenheit, in einem im sechsten Bande des Jahrbuchs veröffentlichten Briefe zur neueren Goethelitteratur Stellung zu nehmen. Gegen die Lobpreisung Goethes auf Kosten Schillers drohte er seinerseits eine Verschwörung anzuzetteln. Schiller war der Lieblingsdichter seines Vaters, der in seiner kleinen Bücherei Schillers sämtliche Werke besaß, während die Mutter schon 1803 Schillerische Gedichte in ihre „Liedersammlung" eingetragen hatte. Für die Stockuhr des Familienzimmers hatte der wackere Drechslermeister Rudolf Keller die Büsten Goethes und Schillers als Aufsatzfiguren verfertigt; verbunden gehörten demnach ihre Bilder zu Gottfrieds frühesten Eindrücken. Es hängt vielleicht mit eignen Kindervorstellungen zusammen, wenn er in den Aphorismen zum „grünen Heinrich" bemerkt: „Beispiel an Goethe und Schiller, wie sich die typisch hervorragenden Menschen vergöttern und zum Mythus werden, sobald sie unsern Augen entschwunden und ihre Körperlichkeit den Nachkommen nicht mehr begreiflich ist." Seinem Freunde Hettner gegenüber entwickelte er

(4. März 1857), wie es komme, daß wir nicht zu den Meisterdichtungen Goethes und Schillers, obwohl wir sie auch nicht annähernd erreicht oder glücklich nachgeahmt hätten, zurück, „sondern nach dem unbekannten Neuen streben müssen, das uns so viele Geburtsschmerzen macht. Veränderte Sitten und Völkerverhältnisse werden viele Kunstregeln und Motive bedingen, welche nicht in dem Lebens- und Denkkreise unserer Klassiker lagen und ebenso einige ausschließen, welche in demselben ihr Gedeihen fanden. Was ewig gleichbleiben muß, ist das Bestreben nach Humanität, in welchem uns jene Sterne, wie diejenigen früherer Zeiten vorleuchten. Was aber diese Humanität jederzeit umfassen solle: dieses zu bestimmen, hängt nicht von dem Talente und dem Streben ab, sondern von der Zeit und der Geschichte." „Die klassischen Phrasen eines Shakespeare, Goethe, Schiller, welche tausend Büchern zum Motto dienen, wurden nicht aus Chroniken und Memoiren abgeschrieben, sondern selbst gemacht." Nachahmenswert für jede künstlerische Thätigkeit schien ihm dagegen der heilige Ernst, mit dem Goethe und Schiller immer zu Werke gingen und in ihren Hauptsachen jede Spaßhaftigkeit sogar aus den Gedanken verbannten. Diese in einem Briefe an Viktor Widmann (18. Dez. 1879) ausgesprochene Beobachtung ist gerade bei dem Humoristen Keller um so bedeutender; sie verweist uns auf den künstlerischen Ernst, mit dem auch seine eignen scherzhaft eingekleideten Dichtungen ausgestaltet wurden. Balladendichten in der strengen, nicht mehr gebräuchlichen Form Schillers und Goethes dünkte ihm (1843) schwerer und wertvoller „als das schönste Gedicht, wo der Dichter nur innere Zustände und Gefühle ausspricht". Unter dem Dutzend Bücher, das er im April 1840 nach München mitnahm, waren Freieisens „Wahrheit und Dichtung" über die Sesenheimer Friederike[4]) und zwei Bände Goethes. Was der

[4]) In einem Briefe an Ludmilla Assing vom 15. März 1860 neckt Keller die alte Freundin wegen ihrer Frauenangriffe gegen die Dichter. Er sei begierig, welchen sie nach Immermann zu ihrem Opfer auslese. „Der Hauptschacht, das Herz Goethes, für solche Streifzüge, ist Ihrem rächenden Schwerte wegen der Traditionen Ihres Hauses glücklicherweise verschlossen, sonst würden Sie da eine schöne Verheerung anrichten." Über Rahel und Varnhagens Verhältnis zu Goethe äußert sich Keller in einem Briefe an Kuh vom 9. Juni 1875.

grüne Heinrich von Goethes Einwirkung auf seine Jugend erzählt, gilt von Keller selbst. Erst während seines unthätigen Hinbrütens in München trat ihm Goethe zurück vor Jean Paul, diesem „reichen üppigen Blumengarten und segenvollen nährenden Fruchtfeld zugleich“. Als er im August 1849 Börnes Pariser Briefe „unter die Klauen kriegte“, geriet er in Zwiespalt zwischen der neuen Begeisterung für Börne und seiner älteren Verehrung für Goethe. „Börne ist ein ordentlicher Goethefeind. Von der Seite, wie er ihn angreift, muß man ihm freilich vieles zugeben. Es ist Goethen aber auch von keiner anderen Seite beizukommen. Ich weiß nicht, was mich eigentlich an ihm ärgert. Ob, daß einer, der den Faust, Tasso, Iphigenien geschrieben, so ein egoistischer Kleinkrämer sein kann, oder daß ein solcher Hamster den Faust, Tasso mußte geschrieben haben? Ich weiß nicht, schmerzt es mich mehr, daß Goethe ein so großes Genie war, oder daß das große Genie einen solchen Privatcharakter hatte. Ich weiß nicht, hasse ich Goethen und mißgönne ihm seine Werke, oder liebe ich ihn um seiner Werke willen und verzeihe ihm seine Fehler?“ Auf die eigentlich nächstliegende Lösung, die Kritik von Börnes Anklagen, geriet er damals nicht. Seine eigene Notlage in München entfremdete ihm Goethe. Die Lesung von Hitzigs Leben des Dichters, Malers und Musikers E. Th. A. Hoffmann erbaute und stärkte gerade durch seine Schilderung von Mangel, Not und Nahrungssorgen den darbenden Halbmaler und Halbdichter. „Das Leben großer Männer, welche dabei unwandelhaft, klar und ohne hindernde Schwächen ihren Weg gingen, ist uns wohl Vorbild, zur Bewunderung und Nachahmung reizend, so Schiller, Jean Paul und andere. Ein Leben, wie Goethes, das ohne materielle Sorgen und Kummer, in heiterer Ruhe, behaglichem Wohlstand und klarem Selbstbewußtsein fortfließt, höchstens von selbstgeschaffenen Geistesstürmen aufgeregt, vermag uns mehr niederzubeugen als aufzurichten.“ Von Schillers Leben und Ringen erhielt er erst eine wahrheitsgetreuere Vorstellung, als er in Heidelberg im August 1851 den Schiller-Körnerschen Briefwechsel las. Goethes „Dichtung und Wahrheit“ belebte sich ihm, als er im Herbst 1848 oben auf dem Straßburger Münster vor der Tafel stand, „worein Goethe und seine Studiengenossen in Straßburg ihre Namen hauen ließen.“

Eine Autobiographie im Sinne der künstlerischen Auffassung Goethes wird von Baechtold Kellers Hauptwerk „Der grüne Heinrich" genannt. Und schon bei seinem ersten Erscheinen rühmte Varnhagen von Ense, daß Kellers klare Schreibart an die helle Festigkeit des „Wilhelm Meister" und an die zarte Anmut des „Heinrich von Ofterdingen" erinnere: „Der grüne Heinrich" sei einer der letzten und der bedeutendsten Nachfolger, die Goethes und Novalis' Romane in der deutschen Romantik zeugten. In Kellers Briefen und Tagebüchern wird nur ganz nebenbei einmal das symbolische Element in Goethes „Wilhelm Meister" erwähnt (21. April 1856). Ausführlicher ist in den Briefen von Goethes Werken überhaupt nur des „Tasso" anläßlich einer Berliner Aufführung im September 1850 gedacht. Es ist derselbe Brief, aus dem Hettner Kellers warme Verteidigung der französischen Tragödie in seinen Aufsatz über den gleichen Gegenstand aufgenommen hat. Keller lobte Schiller und Goethe, daß sie „Phädra" und „Mahomet" übersetzt hätten, „wie überhaupt der wahre Meister jederzeit mehr Pietät für alles Tüchtige hat, als der Pfuscher und Laufer." Goethes „Tasso" enthüllte sich ihm bei der Aufführung zu seinem großen Vergnügen viel dramatischer, als er von dem handlungslosen Stücke vermutet hatte. „Dies mag daher kommen, daß er sich jenen Charaktertypen der modernen Welt, wie wir sie im „Hamlet" und „Faust" besitzen, und welche die alte Welt durchaus nicht kannte, zu ihrem Glücke gelungen und musterhaft anreiht. Diese Unzufriedenheit und Hypochondrie des Genies, sein persönliches Ringen nach unerreichbarem Lebensglücke und das ungeschickte Verfehlen desselben sind ebenfalls eine Spielart dieser modernen Tragik, welche Goethe hier im glücklichsten Wurfe vervollständigt und damit manchem aus der Seele geredet hat." Um Goethes „Faust" im Theater zu sehen, hatte einstens der angehende Maler an seinem neunzehnten Geburtstage auf einen Naturgenuß verzichtet und seine augenblickliche Habe, einen halben Gulden, geopfert. 1881 ließ er sich durch seines Freundes Vischer Polemik gegen den zweiten Teil des „Faust", in dem er sonst neben spielender Altersvergnüglichkeit eine Reihe von großen Sachen gefunden hatte, überzeugen, daß der alte Apollo im Finale seiner Lebenstragödie plötzlich ein

Sprach- und Stilverderber geworden, ein um so schlimmerer, da er eine fanatische Gemeinde hinter sich habe. Auch die Goethischen Landschaftsgebilde, auf deren Bekanntschaft der ehemalige Landschaftsmaler Keller neugierig war, erregten, als er 1878 zum erstenmal ihre Vervielfältigung sah, seinen Ärger. Er „konnte nicht den mindesten Duktus herausfinden, der auch etwas künstlermäßig ausgesehen hätte". Dagegen legte er Goethes Operndichtungen eine gewisse Bedeutung bei. Den Pfuschern, schrieb er am 9. November 1884 an Widmann, sollte die Berechtigung zum Verfassen von Operntexten verwehrt sein, „seit derjenige, der den „Faust" und die „Iphigenie" gedichtet, sich so liebevoll mit dem Singspiel bemüht hat". Warum gerade diese Versuche Goethes zu keinem Erfolge führen konnten, hat schon Kellers Freund, dessen Dichtungen Meister Gottfried so begeistert pries, Richard Wagner, klar entwickelt. Der Dichter legte seiner Kunst Beschränkungen auf, um sich dem seiner Kunst fremden, rein musikalischen Gerüste der Arien, Duette, Chöre u. s. w. unterzuordnen. Er gab die Vorzüge seiner Dichtung und seiner Persönlichkeit auf und mußte dabei natürlich um so viel mehr verlieren, je eigenartiger und tiefer gegründet beide waren. Was die Dichtung bei der Umformung zur Oper, insbesondere Goethes und Schillers Dichtung bei der Umschmelzung in französische und italienische Opernschablone verlieren muß, das hat Hermann von der Pfordten in seinen beiden trefflichen Untersuchungen über Schillers Drama und Rossinis Oper „Wilhelm Tell", Goethes „Faust" und Gounods „Margarete" sehr lehrreich auseinandergesetzt.[5]) Er verteidigt aber, nachdem er schon in einer vorangehenden, höchst anregenden Untersuchung vorurteilsfrei und einsichtsvoll „das Nationale in der Tonkunst" festgestellt hatte, auf Grund der dabei gewonnenen Erkenntnis andrerseits auch mit Recht die beiden Opern gegen die in Deutschland beliebte Zumutung, in ihnen Goethes und Schillers Dichtung wiederfinden zu wollen. Sie seien eben etwas ganz anderes. Wie Richard Wagner in seinem theoretischen Hauptwerke erst gesondert das Schauspiel und das Wesen

---

[5]) Musikalische Essays. Neue Folge. München 1899 (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung).

der dramatischen Dichtkunst, die Oper und das Wesen der Musik untersucht hat, um dann erst die Möglichkeit ihrer Vereinigung zu erörtern, so charakterisiert von der Pfordten erst in feinsinniger Weise Schillers Dichtung und entwickelt dann die Eigenart der Rossinischen Oper, um schließlich aus dem Vergleich ihrer Gegensätze den richtigen Standpunkt zur Beurteilung der nationalen Eigenart des deutschen und des französisch-italienischen Werkes zu finden. Während Schillers ganzes Streben dahin geht, das Politische seines Stoffes zu einem rein Menschlichen umzubilden, nicht mit äußern Ereignissen sondern mit innern Erlebnissen zu motivieren, erfordert der rethorische Charakter der Revolutionsoper eine ganz andere Haltung. Schillers unpolitischer Tell, der im innigsten Verhältnis zur heimischen Gebirgsnatur steht, wird erst durch Verletzung seiner innigen Familienempfindung zum Handeln gezwungen; seine einfachste Natürlichkeit wird vom Dichter erst durch das furchtbarste tragische Erlebnis zur Größe gesteigert. „Der deutsche Tell wird zum Retter des Vaterlandes, weil er Weib und Kind verteidigt; in der Oper ist die Familie in abhängiger Beziehung zu den politischen Zuständen aufgefaßt, nicht das Interesse an diesen aus jener hergeleitet;" dem französischen Tell vergällt die allgemeine Unfreiheit von Anfang an sein Familienglück. Die Apfelschußszene, die den Höhepunkt des Dramas bildet, erscheint in der Oper ein fast störendes Einschiebsel, da in ihr Tell ja schon die Verschwörung am Rütli geleitet hat. Ein Monolog in der hohlen Gasse, dessen dramatisch psychologische Begründung von der Pfordten altem und neuem Tadel gegenüber gut verteidigt, ist für den Rossinischen Verschwörer Tell, der von Anfang als Freiheitsheld die politische Situation beherrscht, unnötig. Wie Schillers „Tell" zu einer Revolutionsoper, so ist Goethes „Faust" in eine Liebesoper verwandelt worden. In der Gounodschen „Margarete" Goethes Gretchen wieder finden zu wollen, ist nur ein Beweis des uns Deutschen anhaftenden Mangels an Stilgefühl. Wer einmal das Mißgeschick hatte, Zöllners Oper „Faust", die sich Goethes Handlung und Wortlaut eng anschließt, mitanhören zu müssen, wird von der Pfordten zustimmen, daß sich Goethe nicht ohne weiteres ungestraft in Musik setzen läßt. Die Bearbeiter von Gounods Textbuch trafen dagegen

das für französische Hörer völlig Richtige, als sie einen lyrischen Vorgang, die Margaretengeschichte, für den Komponisten zurecht machten. Von der Pfordten behandelt aber noch eine andere, praktisch bedeutsame Frage, nämlich die Zuhilfenahme der Musik für die Aufführung beider Teile des Goethischen „Faust“. Ich vermisse dabei nur Rücksichtnahme auf Goethes eigene Inszenierungsvorschläge, die freilich kaum alle als ausführbar erscheinen. Die von Goethe angeregte Doppeldarstellung der Helena durch eine Schauspielerin und Sängerin würde sich schwerlich vorteilhaft erweisen. Von der Pfordten will die Mitwirkung der Musik bei Faustaufführungen fast nur auf die Chöre beschränken, Melodramatisches völlig ausschließen. Unbedingt gesungen will er nur den „König von Thule“ haben. Ich konnte mich indessen erst vor kurzem bei einer Faustaufführung wieder überzeugen, daß bei richtigem Vortrag das Sprechen auch dieses Liedes der Wirkung keinen Abtrag thut. Sehr beachtenswert ist das im Zusammenhang mit der musikalischen Frage von dem Verfasser über „Egmont“ Gesagte. Nicht an einen Tadel der Oper an sich habe Schiller gedacht, als er Egmonts Traum als einen Saltomortale in die Opernwelt verwarf, sondern den zutreffenden Vorwurf wollte er erheben, daß der „Egmont“ eine Szene enthalte, die in ein Schauspiel nicht paßt, daß Goethe einen stilistischen Fehler, einen künstlerischen Irrtum begangen habe, der zwar einem sinnreichen Einfall entsprungen sei, aber den Genuß und die Empfindung störe.

Zur Frage nach dem Verhältnisse der Goethischen Faustdichtung zur Musik haben wir auch einen wertvollen Beitrag erhalten, der von ganz anderer Seite aus die Dinge betrachtet. In Hans von Bülows „ausgewählten Schriften“, die den dritten Band seiner „Briefe und Schriften“ [6]) bilden, finden wir einen Neudruck der zuerst 1856 in der „Neuen Zeitschrift für Musik“, dann 1860 selbstständig erschienenen Studie Bülows „Über Richard Wagners Faustouvertüre“. Wagner hat diesem allein veröffentlichten ersten Satze

[6]) Herausgegeben von Marie von Bülow. Vier Bände. Leipzig 1895—1898. — Briefwechsel zwischen Franz Liszt und Hans von Bülow. Herausgegeben von La Mara. Leipzig 1898. (Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel.)

seiner großen Faustsymphonie, „dem einsamen Faust in seinem Sehnen, Verzweifeln und Verfluchen“, bekanntlich V. 1554—71 der Goethischen Dichtung als Motto bestimmt, während der zweite Satz die Erscheinung des Weibes, Gretchen, vorführen sollte (Wagner 9. November an Liszt, anfangs Dezember 1852 an Uhlig). Wagner hat, wie Bülow in seiner „erläuternden Mitteilung“ wiederholt hervorhebt, weder an eine Ouvertüre zur Aufführung des Goethischen Werkes gedacht, noch beging er den Fehler, Goethes „Faust“, den Bülow mehr als Epos, denn als eigentliches Drama angesehen wissen will, „den Extrakt einer zur tonlichen Darstellung geeigneten resümierenden Szene zu entlehnen“. Als „Faust in der Einsamkeit, Tongedicht für Orchester“ wollte Wagner seinen Faust bezeichnen; wir haben in dem ersten Satze also einen Teil einer Arbeit, die mit Liszts symphonischer Dichtung „Faust“ in Parallele zu setzen wäre. Bülow erkennt in Wagners Tondichtung den würdigen Versuch, die Empfindungen, welche Goethes Faust erregt, in Tönen auszudrücken, während er die übliche Faustouvertüre und Zwischenaktsmusik von Dilettanten- (Fürst Radziwill) und Musikerhand als eine schlimme Zuthat der Theateraufführungen des Goethischen Faust verhöhnt. Wie konnte man nur wähnen, ruft er, mit solchen Versuchen nach klassischen Rezepten „Goethe und einen der großartigsten, sublimsten Gedanken der Menschheit musikalisch illustriert zu haben!“

In einem Briefe an Raff am 28. Januar 1849 berichtet Bülow über Ferdinand Davids Symphonie nach Goethes Gedicht „Verschiedene Empfindungen an Einem Platze„; er findet sie unbedeutend, voll Reminiszenzen, ohne Kern, aber ganz elegant und mit Geschick zusammengeschrieben. Entrüstet dagegen zeigt er sich über Moscheles' „musikalische Improvisation: die Erwartung von Schiller“. Bülow selbst hatte als Gymnasiast eine besondere Vorliebe für Schillers „Verschleiertes Bild zu Sais“. Als der Knabe 1849 das erstemal Weimar besuchte, lief er von früh sechs bis halb zwölf in Stadt und Park herum, alle klassischen Stätten pietätvoll zu sehen. Als Schüler Liszts in Weimar ansässig geworden, suchte er selber als kundiger Führer Fremde mit den klassischen Erinnerungen Weimars bekannt zu machen, so im August 1850 Gérard de Nerval (vgl. Goethejahrbuch XVIII, 211), aus

dessen Übersetzung Hektor Berlioz, der Schöpfer der musikalischen „Damnation de Faust“, und Delacroix, der romantische Maler, zuerst Goethes „Faust“ kennen gelernt hatten. Wie Liszt selbst in begeistertem Hinblick auf die Goethe-Schillerzeit Weimar aufs neue zum künstlerischen Mittelpunkt Deutschlands zu machen strebte und eifrig für die Schillerstiftung wirkte (9. Januar 1860 an Bülow), so fühlten auch die besten Jünger des Lisztischen Kreises die Verpflichtung, bei jeder Ehrung Schillers und Goethes mitzuwirken, allen voran der stets opferbereite Hans von Bülow. Als er wegen seiner Kritik der Sängerin Henriette Sontag von allen Seiten angegriffen wurde, erzählte ihm Eckermann, der stets von großer Freundlichkeit gegen den jungen Kämpen Neuweimars war, einen Vorgang, den er in seinen „Gesprächen mit Goethe“ vergessen habe (6. Februar 1852). „Als ich,“ sagte Goethe, „weg hatte, weß Geistes Kind die Sontag sei und mich genügend über den Ungeschmack des Publikums geärgert, nahm ich meine beiden Enkel, trotz ihres Widerstrebens, jeden an eine Hand und führte sie zur Loge hinaus, gleichwie Loth nach Verwandlung seiner Frau vor Sodom und Gomorrha seine beiden Töchter hinweg führte.“ Eine solche unerwartete posthume Zustimmung Goethes zu seiner Kritik erfreute Bülow nicht wenig, ebenso wie Liszt (27. Mai 1853 an Bülow) sich freute über die Übereinstimmung, die er zwischen Wagners Schriften und Äußerungen Lessings, Schillers und Goethes aufspürte. Aber auch die flammende Entrüstung seines Lieblings Hans über die Angriffe der Gegner beruhigte Liszt (Januar 1859) mit den Worten: „Ne vous laissez point décontenancer par les criailleries qui vous assaillent, et continuez votre chemin. Daß die Hunde bellen, beweist nur, daß wir reiten, sagt ungefähr Goethe.“ Bülow seinerseits wies, wo sich ein Anlaß bot, auf den geistigen Zusammenhang der klassischen Litteraturperiode und der musikalischen Bewegung Jung-Weimars hin. So unterließ er es nicht bei Besprechung von Berlioz' Oper „Benvenuto Cellini“ (1852) „die meisterhafte Übersetzung seiner Memoiren vom ‚großen Heiden‘ bei den gebildeteren Deutschen“ wieder in Erinnerung zu bringen. Seine gründliche Belesenheit auch in entlegeneren Schriften Goethes bewährt Bülow überall; mit besonderer Vorliebe führt er Verse

aus den zahmen Xenien an. Für ein tieferes Goetheverständnis war jedenfalls die innige Freundschaft, welche er in Weimar selbst 1852 mit Bettina schloß, fördernd. Bülows Mutter giebt (20. Oktober) eine Beschreibung der Verfasserin von Goethes Briefwechsel mit einem Kinde: „Bettina ist eine kleine, nicht dicke, aber eher starke Frau; kräftig, lebendig in ihrem ganzen Wesen, ihre mobile Physiognomie anzusehen ist mir immer ein Vergnügen; sie sieht oft schön aus, von Geist und Poesie durchleuchtet und spricht oft so schön, daß es mir leid thut, ihre Worte nicht aufschreiben zu können; zuweilen ist sie sehr übermütig, dann wohl auch einmal abgespannt und traurig. Im Äußern ist sie durchaus nicht, wie man sie oft schilderte, sondern immer äußerst anständig, ordentlich und reinlich gekleidet." Daß es der Witwe Achim von Arnims und der Mutter Hans von Bülows an geistigen Berührungspunkten nicht fehlen konnte, erkennen wir bei Lesung einer Äußerung Frau von Bülows (13. Juli 1858) über den Goethe-Schillerischen Briefwechsel: „Jetzt, wo armselige Menschen es sich zur Aufgabe machen, die Deutschen über das höchste Gut, was ihnen Gott verliehen — Goethe und mit ihm eine Sprache, eine neue Welt des Gedankens — zu verblenden, indem sie diese hohe leuchtende Gestalt mit ihrer Kleinlichkeit messen, ihre Schatten auf sie werfen möchten", sei es an der Zeit, dem größern gebildeten Publikum jenes Vermächtnis Goethe-Schillers zur Erkenntnis vorzulegen.

Gedenkt man der verheißungsvollen Jahre, in denen Liszt an der Verwirklichung des in seinem Buche „De la Fondation-Goethe à Weimar" entwickelten Planes arbeitete, Weimar nicht blos zum Mittelpunkte der neudeutschen Musikrichtung, sondern auch wieder zu einem litterarischen Sammelpunkte zu erheben, so muß man auch dankerfüllt des hohen Herrn gedenken, der trotz aller feindseligen Einflüsse Liszt und seine großen Pläne zu fördern bestrebt war, des Großherzogs Karl Alexander. Die Schilderung seines Lebenslaufes, wie W. Zincke sie schlicht und einfach gegeben hat[7]), verdient fast nicht minder wie jene der weimarischen Fürst-

[7]) Karl Alexander Großherzog von Sachsen. Ein deutscher Fürst. Zweite Auflage. Eisenach 1898. (Verlag von Arthur Laue).

lichkeiten aus der klassischen Litteraturperiode selbst in der Goethe-litteratur vermerkt zu werden. Unter seinem wirksamen Schutze ist in dem letzten Jahrzehnt das Liszt- wie das Goethemuseum entstanden, Zeugen seiner Anteilnahme an Weimars großer Vergangenheit wie des Strebens, die geistige Führerschaft Weimars in den jeweilig vorwaltenden künstlerischen Strömungen immer wieder aufs neue zu erringen. Von den Arbeiten zur Herstellung des Goethehauses und -Museums und von seinem reichen Inhalte an Kunstgegenständen und naturwissenschaftlichen Sammlungen hat der beste Kenner und treuverständige Hüter dieser Schätze, Karl Ruland, eben zum 24. Juni 1898, dem achtzigsten Geburtstage des Großherzogs, in einem höchst lehrreichen Büchlein eine einfach und anziehend orientierende Schilderung veröffentlicht, von der jeder Besucher des Hauses am Frauenplan schon vor Antritt seiner Reise Kenntnis nehmen sollte.[8]) Indem Ruland in seiner trefflich charakterisierenden Art das Verhältnis Goethes zu einzelnen der in seinen Sammlungen vertretenen Künstler andeutet, bezeichnet er es als „charakteristisch, daß der von Karl August so hochgeschätzte Chodowiecki nur mit drei kleinen Blättchen in Goethes Mappen erscheint." Ist hiermit ein Gegensatz zwischen Goethes Kunstanschauung und der Kunstübung des beliebtesten deutschen Kupferstechers des 18. Jahrhunderts ausgesprochen, so darf nicht verschwiegen werden, daß der jüngste Biograph Daniel Chodowieckis[9]) auch eine Übereinstimmung beider hervorzuheben weiß. An Lavaters Physiognomik haben Goethe und Chodowiecki mitgearbeitet. Und Öttingen meint, daß manche für die Physiognomik gelieferten Gestalten des Berliner Künstlers eben die Naivität, den „innigen Shandysmus" zeigten, den Goethe frisch und voll forderte. „Haben die beiden auch sonst miteinander herzlich wenig gemein, jene herrliche Gesinnung, die Goethen alles, was Natur heißt, in sich auf-

[8]) Das Goethe-Nationalmuseum in Weimar. Sonderabdruck aus Heft XXIV N. F. der Jahrbücher der kgl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften. Erfurt 1898 (Verlag von Karl Villaret).

[9]) Ein Berliner Künstlerleben im achtzehnten Jahrhundert. Von Wolfgang von Öttingen. Mit Tafeln und Illustrationen im Text nach Originalen des Meisters. Berlin 1895 (G. Grotesche Verlagsbuchhandlung).

nehmen, mit sich verschmelzen läßt, sie war der Künstlerseele Chodowieckis ebenfalls zu teil geworden, um freilich unter der Ungunst seines Schicksals sachte zu verkümmern, wie ein edler Keim in allzu magerem Erdreich allmählich zu Grunde gehen muß." Während Chodowiecki sich in seinen Illustrationen der „Räuber" und von „Kabale und Liebe" mit der rhetorischen Leidenschaftlichkeit Schillers gar nicht abzufinden wußte (S. 207), sind seine Bilder zu Goethischen Werken sehr verschiedenartig ausgefallen (S. 200 und 284). Er illustrierte im Himburgischen Nachdruck Werther, Götz, Stella, Erwin und Elmire, Claudine von Villa Bella und Triumph der Empfindsamkeit, 1786 noch einmal, aber sehr unglücklich „Werthers Leiden" für Göschen und später sogar noch „Hermann und Dorothea". Dem Jahre 1776 gehört das für die allgemeine deutsche Bibliothek gearbeitete Goethebildnis Chodowieckis an.

Chodowiecki wird sicherlich manches andere Porträt für Nicolai mit mehr persönlicher Anteilnahme gefertigt haben. In Berlin besaß Goethe vor dem Aufkommen der Romantik nicht viele Freunde. Wie schlimm es aber auch sonst in den achtziger Jahren um das Verständnis Goethes bestellt war, zeigen recht deutlich die Aufzeichnungen in Christoph Friedrich Rincks Tagebuch[10]). Der junge badische Theologe, der überall die berühmten Männer aufsuchte, war am 10. November 1783 vom Herrn Geheimen Rat von Goethe höflich, doch mit der Miene eines Gnädigen empfangen worden. Auf des Besuchers Erkundigung, ob der Dichter nicht bald wieder etwas wollte drucken lassen, entschuldigte sich Goethe mit vielen Geschäften und suchte den Frager los zu werden. Als dieser dann vierzehn Tage später den lieben Herrn Kreissteuereinnehmer Weiße in Leipzig sah, konnte er sich nicht enthalten, in seinen Gedanken eine Vergleichung der zwei Männer anzustellen, „die in Schauspielen und andern Werken dem Publikum Produkte ihres Verstandes auftischten." Und da erschien ihm ein Unterschied wie Licht

[10]) Christof Friedrich Rinck, Hof- und Stadtvikarius zu Karlsruhe, Studienreise 1783/84 unternommen im Auftrage des Markgrafen Karl Friedrich von Baden. Nach dem Tagebuche des Verfassers herausgegeben von Moritz Geyer. Altenburg 1897 (Stephan Geibel, Verlagsbuchhandlung).

und Finsternis. Wie er Goethes Ansehen gar nicht einnehmend, seine Miene mehr fein und listig als leutselig fand, so schienen ihm auch Goethes Schriften witzig, aber ohne Herz; „will er gut schreiben, so ists gezwungen, ihm fließt nur Spott über Religion und Tugend leicht.“ Weiße dagegen nicht weniger mit Witz und Geisteskraft begabt, veredelt dies mit dem besten Herzen. Natürlich hatte dieser warme Verehrer Weißes in Weimar auch manche Klatscherei über den herrschenden Geheimrat vernommen. Wieland habe dem Herzog die Religion aus dem Herzen philosophiert, Goethe den Rest herausgebracht. „Herder kam hieher durch Goethe, um einen gelinden Beichtvater zu haben, der dem Herzog nie ins Gewissen redet, damit Goethe thun kann, was er will.“ Rinck hörte Herdern wiederholt predigen, zeigte sich aber keineswegs wie Sturz, Schiller, Joh. Gg. Müller, davon hingerissen. Daß Herder sich um das ihm unterstellte Gymnasium nicht kümmerte, ist eine der dem guten Rinck zugetragenen Lügen. Daß die Herzogin sich bei der Geburt des Erbprinzen zur Gnade ausgebeten habe, Corona Schröter solle den Hof meiden, mag wahr sein; daß es aber Goethe war, der sie trotzdem wieder an den Hof gebracht habe, schien selbst Rinck nicht ganz glaublich. Er fragt sich, ob's gegründete Ursach, Neid oder Schmähsucht sei, daß alles in Weimar sehr frei gegen Goethe spreche. Ihm schien der Geschmack in Weimar nicht gar fein zu sein, vermutlich würden Goethes und Wielands Werke gerade hier am wenigsten gelesen. So Unrecht mochte Rinck damit nicht haben; war doch unter den Subskribenten der Göschenschen Ausgabe von Goethes Schriften Wieland der einzige Weimaraner. Die Stadt Weimar selbst fand Rinck angenehm, ziemlich wohlgebaut und reinlich, doch dünkte es ihm nicht gar ehrbar für eine herzogliche Residenz, daß unterm Thor die Person drei, mit Pferd sechs Kreuzer Sperrgeld bezahlen mußte. „Das alte abgebraunte Schloß ist noch nicht erbaut, der schöne Turm steht noch ganz mitten unter dem Schutt. Das jetzige Schloß ist klein und ohne Pracht von außen. Der Schloßgarten ist artig, aber nicht vorzüglich, außer das Wasser, das ihn durchströmt.“ Auch von Jena, seinen Professoren und Studenten giebt Rinck eine Schilderung. Im Vergleiche zu der in Erlangen

herrschenden Roheit fand er alles sehr achtungswert. Das alte, Jena so sehr berüchtigende Renommieren habe ganz aufgehört. „Jetzt ist es Schande, was ehedem Ehre war: ein Renomist zu sein, auch der brutale Name Pursch fällt weg, sie lassen sich lieber Studenten nennen."

In eine ganz andere Periode Weimars als die Rinckischen Reiseerinnerungen führen uns die Aufzeichnungen von Johannes Falk. Von seinem persönlichen Umgange mit Goethe hat er ja in einem eignen Buche erzählt. In dem vorliegenden Teile seiner Tagebücher[11]) erwähnt er nur Goethes Rücktritt von der Theaterleitung. „Da ist der Großherzog, der für den Tag lebt. Und wenn er nicht auf der Hasenjagd ist, einer eitlen Weltehre nachjagt, der Goethe und die Kunst so kränkte, so tief verkannte. Der Hund des D'Aubry wird wieder kommen und sollte er einen Priesterrock anziehen und mich auch von diesem Hoftheater, denn leider gehört auch die Theologie in Weimar zum Hoftheater, hinwegreißen." Falks Aufzeichnungen stammen aus den harten Prüfungsjahren, in welchen er nur mit äußersten Opfern seine edlen Wohlthätigkeitsanstalten zu bewahren vermochte. In diesem schweren Ringen treten die Schattenseiten der Weimarischen Zustände ihm besonders hervor. Weimar verdanke alles den Fremden, nirgend sich selber. Bei der Nachricht von Herders Tod sei es ihm zu Mut gewesen, als sei ein hoher Berg bei Weimar eingefallen, ebenso bei Schillers und Wielands Ableben. „Die nun (1820) noch stehen gebliebenen Himmelsalpen, die Frau Großherzogin Luise und Wolfgang Goethe werden auch bald genug aus unseren Augen verschwinden; und dann wird die hiesige Gegend sein, wozu sie von Natur erschaffen ist, flaches Land." Bitter urteilt er über die Selbstgerechtigkeit der Großfürstin (S. 23), während er der edlen hohen Großherzogin Luise, die auch dem naiv mit ihr plaudernden Rinck bei der Audienz den Eindruck einer großen Fürstin gemacht hatte, seine tiefste Hochachtung ent-

[11]) Geheimes Tagebuch von Johannes Falk oder Mein Leben vor Gott. Erster Teil 1818 bis 1820. Herausgegeben von Siegmar Schultze. Halle a. S. 1898 (Druck und Verlag von C. A. Kämmerer & Co.).

gegenbrachte. Allein ihr fehlte nach Falks treffender Charakteristik „die Kraft des Ausdruckes; sie zupft, wo sie was Schiefes sieht, was sie verdrießt, ihre Halskrause, bis sie grade wird, aber die Sache selbst bleibt krumm vor wie nach."

Gleich im Beginne seiner Reiseberichte erzählt Rinck von seinem Besuche in der hohen Karlsschule zu Stuttgart. Ihren Kommandanten, Obrist Seeger, schildert er als einen „Mann voll Würde und Feuer, das aber seine große Leutseligkeit mäßiget und ihm die Herzen der Menschen zuziehet." Der Herzog wünschte ja, daß Fremde seine Lieblingsanstalt besuchten. Rinck fand denn auch zuerst „alles groß, wie es von des Herzogs unbegränztem Geiste zu erwarten: recht glänzend, prächtig, geschmackvoll angerichtet. Doch hie und da unter allem Glanz auch Bilder der, ich weiß nicht, soll ich sagen Armut, wenigstens der Geringschätzung der Menschen." In den Hörsälen sah er über jedem Katheder immer ein Sinnbild der Wissenschaft, die da gelehrt wird. In großen Sälen habe jeder Studierende ein besonderes Kabinett, mit seinem Namen bezeichnet; in jedem schlafe auch ein Lehrer und Aufseher und Wächter. Die Mahlzeit der Akademisten machte auf den Beschauer einen schlechten Eindruck, alles geschehe nach Kommando und Takt, so daß er spöttisch bemerkte: „Ob sie auch wohl nach dem Takt verdauen werden? Ihre Mienen sind nicht einnehmend, nicht heiter, wie die der aufblühenden studirenden Jugend sein sollten: ein gewisser knechtischer Geist ruhet auf allen Mienen. Am Tisch dürfen sie nichts reden." Vermehrt Rinck derart die Berichte von Besuchern der Karlsschule, so hat Gustav Hauber den Arbeiten über die berühmte Anstalt von Wagner, Klaiber, Moll, Ziegler, Krimmel eine weitere, sorgfältig aus den Quellen schöpfende folgen lassen: „Lehrer, Lehrpläne und Lehrfächer an der Karlsschule." [12]) Vom Standpunkte der Unterrichtsgeschichte aus wird die Entwickelung der Schule, die Beschäftigung und Stellung der Lehrer, die Verteilung der Stundenzahl für die einzelnen Fächer erörtert und in Tabellen festgestellt. Das Verhältnis der

[12]) Erster Teil. Programm des Karl-Gymnasiums in Stuttgart 1898 (Progr. No. 621).

Einrichtungen in der Militärakademie zu anderen Lehranstalten läßt ihre Eigentümlichkeiten erst recht hervortreten. Wird dabei Schillers Name auch nicht genannt, so bildet die Arbeit doch selbstverständlich einen Beitrag zu seiner Jugendgeschichte. Bestimmte Beziehungen aus späteren Jahren hat mit lokalpatriotischer Wärme, aber etwas verworren und dilettantisch, Albert Pick in seinem Buche „Schiller in Erfurt" [13]) dargestellt. Das Thema selbst ist schon wiederholt, von Boxberger und Ottomar Eduard Seidel, behandelt worden. Von dem Erfurter Dichter Christian Friedrich Timme erschien in der „Erfurtischen gelehrten Zeitung" die erste Rezension, welche den Verfasser der „Räuber" als den künftigen deutschen Shakespeare feierte, und noch am 11. November 1805 spielten Schuhmachergesellen auf dem Erfurter Theater „Die Räuber". Im Juli 1787 hat Schiller selbst zum erstenmale die Stadt besucht, die in der Folge durch sein freundschaftliches Verhältnis zu dem Koadjutor von Dalberg besondere Anziehungskraft auf ihn, wie schon vorher auf die Schwestern von Lengefeld, üben sollte. Im Mai 1803 wurde er von den preußischen Offizieren in Erfurt zu einem Feste eingeladen, an dem nach Picks Vermutung auch Gneisenau teilnahm. Zwischen diesem letzten und dem ersten Besuche in Erfurt finden wir Schiller wiederholt kürzere und längere Zeit dort weilen, so daß Erfurt wohl ein Recht hat, seine besonderen Schillererinnerungen mit pietätvollem Stolze hochzuhalten.

Eines der wichtigsten Lebensverhältnisse Schillers, das auch an Dauer jedes andere, ausgenommen das zu den Eltern und zur Schwester Christofine überragt, ist neuerdings wieder im Zusammenhange dargestellt worden. Die Biographie Christian Gottfried Körners, wie sie das dritte Kapitel des Prachtwerks „Theodor Körner und die Seinen" [14]) enthält, mußte naturgemäß den Freundschaftsbund zwischen Chr. G. Körner und Schiller auf Grundlage des Briefwechsels darstellen, Körners Edelmut und hingebende Treue wie seinen Anteil an Schillers Arbeiten würdigen. Eine Ungenauigkeit

[13]) Halle a. S. 1898. (Druck und Verlag von C. A. Kämmerer & Co.)

[14]) Dargestellt von W. Emil Peschel und Eugen Wildenow. Mit vielen Abbildungen in und außer dem Texte, Faksimiles und zwei Karten. Zwei Bände. Leipzig 1898 (Verlag von E. A. Seemann).

hat sich dabei nur S. 69 eingeschlichen bei Erwähnung der ästhetischen Briefe. Das Verhältnis des Vaters zu Schiller mußte unausbleiblich auch auf die dichterische Entwickelung Theodors einwirken. Bei Schilderung seiner Dichtungen wird ebenso dieser Einfluß und der Tadel der Kritik gegen diese Abhängigkeit erwähnt, wie Goethes Teilnahme an Körners dramatischen Versuchen hervorgehoben wird. Der Anlage des ganzen Werkes gemäß haben die Verfasser nur im allgemeinen Schillers Einwirkung betont, ohne sich in litterarische Sonderuntersuchung einzulassen. Eine solche ist dem Erstlingsdrama eines andern Epigonen, Grabbes „Herzog Theodor von Gothland" zu teil geworden.[15]). Der von Piper geführte Nachweis über Grabbes Vorbilder ist für die Schillerlitteratur um so beachtenswerter, als durch die Feststellung des entscheidenden Einflusses „Othellos" und der „Räuber" auf den „Gothland" zugleich auch die Verwandtschaft des einen Hauptmotivs bei Shakespeare und Schiller aufs stärkste hervortritt. Wie Jago durch seine falschen Einflüsterungen Othellos Frieden untergräbt, so gelingt es dem Mohren Berdoa den Herzog Theodor mit Mißtrauen zu erfüllen und zum Brudermorde anzutreiben. Wie Franz Moor für seine plumpe Lüge sich in Hermann ein Werkzeug schafft, so auch Berdoa. Zu spät erfahren der Herzog und Karl Moor, daß nicht wirklich existierende Gründe sondern eine schändliche Intrigue sie ins Verbrechen gelockt hat. Piper hebt hervor (S. 60), wie völlig Grabbe im „Gothland" sich der Schillerischen Technik in den „Räubern" bedient. Der Hungerturm der „Räuber" und „Ugolinos" war das Vorbild für Grabbes Grabgewölbe (S. 67 und 69); Gothlands verzweifelte Kritik der Welteinrichtung klingt an Franz Moors Sophistik an, wie Gothlands Vorstellung vom Weltgerichte der berühmten Traumerzählung von Franz entspricht. Für Gothlands Vater hat der alte Graf Moor, wohl aber auch Leisewitz' Fürst von Tarent Züge geliehen; Gothlands Verstoßung seiner treuen Gemahlin erinnert an die Szene, in der Amalie den Ge-

---

[15]) Beiträge zum Studium Grabbes von Karl Anton Piper. Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. Herausgegeben von Franz Muncker. Achtes Heft. München 1898 (Karl Haushalter, Verlagsbuchhandlung).

liebten inmitten der Räuberbande aufsucht, und selbst Karl Moors weiche Stimmung an der Donau klingt in Gothlands Träumerei während der letzten Schlacht nach. Die Anklage von Johannas Vater in Rheims und den verurteilenden Donner hat Grabbe ebenso nachgebildet wie das Sprengen der Ketten durch die gefesselte Hauptperson. Auch zwischen dem Schweden Arboga, der aus Gothlands treuestem Anhänger sein Mörder wird, und Buttler ist die von Piper gezogene Parallele durchaus zutreffend, während er entschieden zuweit geht, wenn er den Vers „denn heute noch geh ich zu Schiff und fliehe das Schwedenland auf immerdar“ als bewußte Reminiszenz an die Schlußverse der „Maria Stuart“ bezeichnet. Der formale Einfluß Schillers auf die Verse im Herzog Gothland tritt aber ebenso unverkennbar wie jener der Motive aus den „Räubern“ hervor (S. 135 f.). Grabbes Bildersprache erscheint nach Piper „fast ausschließlich von Schiller beeinflußt“; von ihm entlehne er Pathos und Rhetorik und das Mittel des Enjambement.

Steht Grabbe demnach in seinem ersten Trauerspiele in entschiedener Abhängigkeit von Schiller, so erscheint Immermann in der bedeutendsten seiner dramatischen Dichtungen, im „Merlin“ in bewußtem Gegensatze zu Goethe. Ich habe bereits 1888 in meiner Ausgabe von Immermanns Werken (Kürschners Nationallitteratur Bd. 159 II) sowohl die Beziehungen des Immermannschen Klingsor auf Goethe, wie im einzelnen die Faustanklänge im „Merlin“ nachgewiesen. Kurt Jahn hat in seiner Monographie „Immermanns Merlin“ [16]) in Wahrheit nur eine recht bescheidene Nachlese zu meiner Arbeit gebracht. Indem er aber bei einzelnen Kleinigkeiten mich eigens zitiert, entsteht der Anschein, als wäre alles andere von ihm Vorgebrachte mir entgangen. Ich nehme keineswegs an, daß diesem Verfahren eine Absichtlichkeit zu Grunde liege, aber jedenfalls zwingt es mich, nun meinerseits hervorzuheben, daß mir das von Kurt Jahn neu Vorgebrachte die Existenz seiner Monographie gegenüber Einleitung und Kommentar

[16]) Paläſtra. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie. Herausgegeben von Alois Brandl und Erich Schmidt. Drittes Heft. Berlin 1899. (Mayer & Müller.)

meiner Ausgabe nur schwach zu rechtfertigen scheint. Wenn Jahn für Immermann als maßgebende Muster Shakespeare und Goethe bezeichnet, so kann man trotz der Frage, ob ihnen nicht Tieck beizugesellen sei, ihm zustimmen. Daß es aber zwischen 1805 und 1832 keine nennenswerte litterarische Macht außer Goethe gegeben habe, die Einwirkung früherer Schriftsteller doch stets wesentlich die des einzigen Goethe gewesen sei, ist eine arge Übertreibung. Die Einwirkung Walter Scotts auf den Roman, Lord Byrons auf die gesamte Festlandsdichtung macht sich stark und selbständig neben Goethes Einfluß bemerkbar. Jahn sagt: „Goethes Einfluß durchdrang Immermanns ganzes Sein und Schaffen in so hohem Maße, daß er selbst nicht mehr im stande war, Eigenes und Fremdes zu trennen." Die Verwandtschaft des „Merlin" mit Goethes Faust werde sowohl in unbewußter Nachahmung wie in bewußtem Andersmachen erkennbar. Jahns weitere Behauptung, daß die ganze „Struktur des Immermannschen Dramas der des Faust" folge (S. 89), möchte ich mir nicht aneignen. Aus dem Briefe Immermanns an Tieck vom 28. November 1831, in dem er die wichtigen Geständnisse über sein Verhältnis zu Goethe und dessen Wiederspieglung in der Gestalt seines Klingsor macht, habe ich schon in meiner Einleitung S. 19 Stellen angeführt. Unzugänglich aber war mir des Dichters Brief an seinen Bruder Ferdinand vom 3. August 1831 mit dem Geständnis, im „Merlin" werde er sich „auf Tod und Leben mit Goethe messen müssen. Nach dem Verdienste zu augurieren, unterliege ich, mitunter ist aber das Glück im Schwachen mächtig. Man muß es erwarten." Ich kann aber auch nach den Äußerungen in beiden Briefen Immermanns Stellung gegen Goethe in der Merlinzeit nicht als eine so durchaus feindliche ansehen, wie es Jahn thut; gerade die Worte des sterbenden Klingsor sprechen dagegen. Jahns Annahme (S. 86), daß Immermann durch Novalis' Tadel des „Wilhelm Meister" gegen Goethe aufgereizt worden sei, mag wohl zutreffen. Im Anhang hat Jahn unter der Überschrift „Immermann und Goethe" Urteile des ersteren zusammengestellt; das weitaus wichtigste (S. 122), aus einem ungedruckten Briefe an Ferdinand vom 7. Dezember 1834 nach Lesung des Goethe-Zelterschen Briefwechsels: „Was Goethe

betrifft, so überwiegt der grenzenlose Vorteil, den seine Erscheinung uns fortwährend stiftet, alle kleinen Verdrüsse, die uns die Flecken dieser Sonne veranlassen mögen, weit. Einmal hat uns nämlich das Geschick ein deutsches Genie zeigen wollen, welches nicht in Erbärmlichkeiten sein Leben verkümmern mußte, sondern dem das Glück harmonische Füllung und Rundung gab und so gewährt uns sein Gesamtdasein den Trost des Altertums, an dessen Ganzheit wir auch immer wieder unsere Augen stärken, wenn sie die modernen Wirbel und Konfusionen müde gemacht haben. Daß er Aristokrat und stolz geworden — wer will es ihm übel nehmen. Wer wird es nicht, der mit der Masse zu thun gehabt?" Leider hat Jahn unterlassen, die Immermannschen Äußerungen über Goethe auch gleich durch die Goethes über den jüngeren Dichter zu vervollständigen. Mir war es nicht möglich, Immermanns Rezension über Heinrich von Kleist aufzufinden, die Goethes Unwillen erregte, und auch in der neuen Ausgabe von Goethes Unterhaltungen mit Müller hat Burkhardt (S. 196) sie nicht nachgewiesen.

Wenn Piper die Bildersprache Grabbes als von Schillers Einfluß bestimmt erklärt, so wird damit auch die Wichtigkeit der Erkenntnis dessen, worin die Eigenart von Schillers eigener Bildersprache besteht, wieder in Erinnerung gebracht. „Der bildliche Ausdruck in den Dramen Schillers" ist von Hermann Rump zum Gegenstand einer besonderen Untersuchung gemacht worden,[17]) bei der er, freilich ohne das reiche Thema erschöpfen zu können, nach zeitlicher Reihenfolge die einzelnen Dramen durchgeht. Eine stoffliche Einteilung, wie Henkel sie bei den Goethischen Gleichnissen getroffen hat, würde sich vielleicht besser empfehlen. Den drei Prosadramen und dem Don Karlos gemeinsam schreibt Rump das Bestreben zu, Vergleichungspunkte frei zu erfinden, während Schiller vom „Wallenstein" an unter der Einwirkung der Griechen die mit solcher Erfindung eng verbundene Überschwänglichkeit vermeidet. In den Bildern der „Räuber" herrscht die Nachwirkung Shakespeares wie in der „Jungfrau von Orleans" die Homers vor. Den Spuren des

---

[17]) Jahresbericht des Staats-Ober-Gymnasiums in Radautz in der Bukowina. Radautz 1895 (Im Selbstverlage der Anstalt).

biblischen Einflusses in den „Räubern" ist schon Boxberger nachgegangen. Rump betont das biblische und das medizinische Element in den Bildern der „Räuber", erwähnt aber nicht, daß das biblische Element auch in der „Jungfrau von Orleans" stark hervorbricht. Die geniale Verwertung schweizerischer Natureindrücke in den Bildern und Gleichnissen von „Wilhelm Tell" ist stets gerühmt worden. Dagegen wurde nicht genügend beachtet, wie absichtlich Schiller in der „Braut von Messina" die Nachbarn des Ätna ihre Vergleiche von den Begleiterscheinungen feuerspeiender Berge herneh men läßt; Rump hat dies mit Recht hervorgehoben. Wie schon der jugendliche Dramatiker Amalia und Luise durch Anleihen bei Klopstocks empfindsamen Vorstellungen ihr innerstes Denken und Fühlen charakterisieren lasse, so habe er später immer mehr das innerste Denken und Fühlen jeder seiner Gestalten in den gebrauchten Bildern aus der Welt ihrer Anschauungen heraus charakterisiert. Gerade dies Lob bedarf indessen einiger Einschränkung. Buttlers Monolog zum Beginn des vierten Aufzugs von „Wallensteins Tod" ist ein beredtes Zeugnis, daß Schillers Rede sich gelegentlich auch da von antiken Vorstellungen erfüllt zeigt, wo solche Vorstellungen dem Sprechenden selbst ferne liegen. Andrerseits ist gerade der „Wallenstein", wie Rump mit Recht betont, besonders reich an prägnanter Anwendung des bildlichen Ausdruckes und dialogischer (stichomythie'scher) Weiterspinnung des einmal gebrauchten Gleichnisses. Wenn Amalia, Leonore und Luise in den drei Jugenddramen zweifellos an Klopstock mahnen, so erscheint mir die Identifizierung des Wachtmeisters in „Wallensteins Lager" mit Lessings Paul Werner, wie K. H. von Stockmayer[18]) sie annimmt, doch äußerst zweifelhaft. Viel eher würde ich noch zwischen dem Major von Walter und den Helden früherer Soldatenstücke einen Zusammenhang zugestehen.

Am 12. Oktober 1898, 30. Januar und 20. April 1899 hat die Mehrzahl der deutschen Bühnen die hundertjährige Wieder-

---

[18]) Das deutsche Soldatenstück des XVIII. Jahrhunderts seit Lessings Minna von Barnhelm. Litterarhistorische Forschungen herausgegeben von Schick und v. Waldberg X. Heft. Weimar 1898 (Verlag von Emil Felber).

kehr des Tages der Erstaufführung von Wallensteins Lager, der Piccolomini und Wallensteins Tod gefeiert, und natürlich hat es dabei nicht an Jubiläumsaufsätzen gefehlt. Für Weimar war damit zugleich die Erinnerung an die Eröffnung des neuen Theatersaales, den Goethe selbst beschrieben hat, verbunden, und dieser Doppelfeier gilt Karl Schüddekopfs gut orientierende Skizze „Wallensteins Lager vor hundert Jahren“ [19]), während Kuno Walters Heft „Die Wallenstein-Trilogie“ [20]) sich darauf beschränkt der Inhaltsangabe einige unbedeutende allgemeine Bemerkungen beizufügen. Daß die Bezeichnung Trilogie nicht blos thatsächlich unrichtig ist, sondern auch eine ganz falsche Vorstellung von Schillers Absichten wecken muß, hat Werder in seinen Vorlesungen über Schillers Wallenstein überzeugend nachgewiesen und neuerdings auch Gottschall in seiner Schillerbiographie betont. Jeder Einblick in den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, der uns die Entstehungsgeschichte in so anschaulicher Weise vor Augen stellt, läßt erkennen, daß Schiller in keinem Stadium der Arbeit an ein Gegenstück zu den Trilogien der Alten dachte. Und wie der Schiller-Goethische Briefwechsel uns das Werden der Wallensteindichtung vorführt, so soll die Betrachtung des fertigen Werkes stets und vor allem im Jubiläumsjahr des Goethischen Wortes in den Gesprächen mit Eckermann eingedenk bleiben: „Um sich aufzuerbauen, griff Schiller zu zwei großen Dingen, zur Philosophie und Geschichte. Schillers ‚Wallenstein‘ ist so groß, daß in seiner Art zum zweitenmal nicht etwas Ähnliches vorhanden ist.“ Daß diese gewaltigen Hilfen der Geschichte und Philosophie nicht, wie Goethe befürchtete, dem reinen poetischen Erfolge des Werkes im Wege standen, das können wir jetzt nach hundert Jahren poetischer Wirkung der Wallensteindichtung feststellen. Einen erst vor einigen Jahren von Glausen (vgl. XI, 221) besser dargestellten Zwischenfall aus dieser hundertjährigen Geschichte von Schillers Wallensteindichtung hat Erich Meyer in seinem Programm über

[19]) Sonderabdruck aus der Zeitung „Deutschland“. Weimar 1898 (Pansesche Verlagshandlung).

[20]) Zur Centenarfeier der erstmaligen Aufführung von Schillers Piccolomini in Weimar. Weimar 1899 (Hermann Böhlaus Nachfolger).

„Benjamin Constants Wallstein“ [21]) neuerdings behandelt. Diese französische Umschmelzung des Wallenstein ist 1809 bei ihrem ersten Erscheinen wohl von allen deutschen Lesern ebenso wie von Karoline Schelling „in Gehalt und Versen unausstehlich“ gefunden worden. Napoleon, dessen Aufmerksamkeit sie erregte, warf ihr Abweichung von den französischen Mustern vor, während in Wirklichkeit Constant Farbe und Leben des Geschichtsdramas opferte, um aus dem Lager und den zehn ihm folgenden Akten eine regelrechte Alexandrinertragödie in fünf Aufzügen mit Einheit von Zeit und Ort zu schaffen. Erich Meyer hebt bezeichnende Charakterzüge Constants hervor, um zu zeigen, wie wenig der nervöse Freund Frau von Staëls seiner Natur nach fähig war, Schillers Persönlichkeit zu erfassen. Die mißlungene Arbeit — als „le malencontreux Walstein“ wird sie von Texte bezeichnet — erhält aber gerade dadurch Bedeutung, daß sie aus dem Kreise der berühmten Verfasserin des Buches De l'Allemagne hervorgegangen ist. Nicht Constant allein glaubte, daß man zur Auffrischung der altersschwachen französischen Tragédie nun in ähnlicher Weise deutsche Dramatiker verwerten könnte, wie einstens Voltaire das mit Zügen aus Shakespeares Trauerspielen gethan hatte. Einerseits eine Stütze für das klassizistische französische Drama, anderseits einen Vorläufer der durch Viktor Hugo und Alfred de Vigny in Frankreich zum Siege geführten Romantik sieht Erich Meyer in Constants verunglücktem „Wallstein“. Den Unterschied französischer und deutscher Auffassung hat er dabei hübsch geschildert. „L'adoption de Constant“ urteilt der Schweizer Vergile **Rossel**, „a son mérite en tant que document littéraire; l'œuvre en soi est de mince valeur.“ Zwar sei auch Ch. Lardièrers „Wallstein“ von 1828 nur un pauvre resumé der Schillerischen Trilogie, doch habe die französische Romantik Recht gethan, ihm den Vorzug vor Constant zu geben.

Rossel hat das in Erich Meyers Programm gestreifte Thema der litterarischen Einwirkung und des deutschen Kultureinflusses auf

---

[21]) Ein Beitrag zur Geschichte der Wechselbeziehungen der deutschen und französischen Litteratur. Weimar 1898 (Wissenschaftliche Beigabe zum Jahresberichte des Wilhelm-Ernst-Gymnasiums).

Frankreich, das vor einigen Jahren von Theodor Süpfle mit gründlicher Kenntnis und selbständiger Quellenerforschung behandelt worden ist (vgl. V, 228), neuerdings in vollem Umfang aufgegriffen. Nachdem er schon 1895 in einer „Histoire de la Littérature française hors de France“ einzelne in Deutschland erscheinende französische Werke und französisch schreibende Autoren vor, in und nach der Zeit Friedrichs des Großen herausgegriffen hatte, suchte er neuerdings im Zusammenhang die wechselseitigen Einwirkungen der deutschen und der französischen Litteratur darzustellen.[22]) In dem ersten Teile seines Buches „la Littérature Allemande en France“ finden wir das fünfte Kapitel überschrieben „Goethe et Schiller en France“; im zweiten Teile, „la Littérature Française en Allemagne“ behandelt das siebente Kapitel „l'influence française dans Schiller et dans Goethe.“ Im ersten Teile ist Rossel vollständig von Süpfle abhängig und nur für französische Leser, die Süpfles Arbeit nicht kennen, zu empfehlen. Seine selbständigen Urteile müssen großen Teils als irrtümlich und einseitig zurückgewiesen werden, so wenn er S. 123 erklärt, „Hermann und Dorothea“ sei trotz des Rühmens der Deutschen kein Epos, sondern blos eine Idylle, un Paul et Virginie au village. Rossel mißt alles so sehr nach dem Maßstab der klassischen französischen Tragödie, daß ihm von Schillers Dramen einzig „Maria Stuart“ als bühnengemäß erscheint (S. 140). Im „Wallenstein“ habe sich Schiller von seinem Stoffe zu einem ausgedehnten (vaste) historischen Gedicht verleiten lassen, das so wenig wie „Faust“, das philosophische Gedicht, für das Theater sich eigne. Dagegen betont Rossel nach Süpfles Vorgang den Einfluß des „Götz von Berlichingen“ auf die Geschichtsdramen der französischen Romantiker. Den Beweis für die Behauptung: „Schiller éprouvait une très vive sympathie pour le peuple français comme pour les idées nouvelles“ ist Rossel auch im zweiten Teile seines Buches schuldig geblieben. Schillers Prolog zu Goethes Mahometübersetzung, auf den Rossel sich wiederholt beruft, muß als Ganzes gefaßt werden und ergiebt dann eine

[22]) Histoire des Relations littéraires entre la France et l'Allemagne. Paris 1897 (Librairie Fischbacher, Société anonyme).

Absage an das französische Drama, während Rossel sich auf einzelne losgelöste Verse beruft. Die Beziehungen Schillers und Goethes zur französischen Litteratur sind von Rossel so wenig erschöpfend dargestellt worden, daß nicht einmal die Übersetzungen (Schillers Britannikus, Parasit, Neffe als Onkel; Goethes „von und über Falkonet") vollständig verzeichnet sind, der Einfluß Voltaires auf Schillers Geschichtschreibung, Geoffroy St. Hilaires auf Goethe und vieles andere unerörtert geblieben ist. Ich will den Wert von Rossels Arbeit für französische Leser nicht anfechten; vom Standpunkte der deutschen Goethe-Schillerlitteratur aus erscheint die Darstellung unselbständig und ungenügend. Mit Rossels Geschichte der französischen Litteratur im Auslande berührt sich der letzte von Josef Texte's Essais [23]), „l'Hégémonie littéraire de la France", während ein anderer in Ergänzung von Rossels zweitem Buche und Süpfles Arbeiten „l'Influence Allemande dans le Romantisme Française" behandelt. Texte trifft den Kernpunkt unserer allgemeinen litterarischen Entwickelung im 18. Jahrhundert und des jungen Götzdichters im besonderen mit dem Urteil: „l'émancipation intellectuelle de l'Allemagne s'est faite par l'Angleterre contre la France". Für die Hegemonie Frankreichs hätten sich auch aus Schillers und Goethes Bildungsgang trotz Shakespeare genug bedeutsame Zeugnisse herausgreifen lassen, ich erinnere nur an das vor Eckermann (14. März 1830) abgelegte Bekenntnis Goethes, daß er der französischen Nation, die zu den kultiviertesten der Erde gehöre, einen so großen Teil seiner eigenen Bildung verdankte. Von der Einwirkung Rousseaus, der freilich selber wieder als Vermittler englischen Einflusses anzusehen sei, auf die deutsche Litteratur, vor allem der „Nouvelle Héloise" auf „die Leiden des jungen Werthers", hat Texte schon früher in seiner Doktorthese „Jean Jaques Rousseau et les Origines du Cosmopolitisme littéraire" [24]) gehandelt. Und wie Werthers Leiden von allen deutschen Dichtungen die größte Bedeutung für

[23]) Études de Littérature Européenne. Paris 1898 (Armand Colin & Cie., Éditeurs Libraires de la Société des Gens de lettres).

[24]) Étude sur les relations littéraires de la France et de l'Angleterre au XVIIIe siècle. Paris 1895 (Librairie Hachette & Cie.).

die französische Litteratur erlangt hätten, so seien mit den von den französischen Romantikern gefeierten deutschen Werken überhaupt vielfach nur Ideen und Anregungen Rousseaus und Diderots (S. 211) nach Frankreich zurückgekehrt. Unbedingt Recht hat Texte mit seiner wiederholt ausgesprochenen Behauptung, daß keineswegs die deutschen Romantiker, mit einziger Ausnahme Hoffmanns, sondern nur Schillers Dramen, und von Goethe, „dem Patriarchen einer neuen Litteratur", Werther und Faust auf die französische Romantik gewirkt hätten. „L'Allemagne des romantiques français, c'est l'Allemagne classique". Der von den deutschen Romantikern über alles gepriesene „Wilhelm Meister" wurde dagegen von Mérimée als eine Mischung der schönsten Sachen mit lächerlichsten Kindereien abgelehnt; den „Lehrjahren" und „Wahlverwandtschaften" machten die französischen Romantiker Kälte zum Vorwurf und „un mélange de génie et de niaiserie allemande des plus singuliers" (S. 225). Goethes Dramen erschienen zu ruhig, zu dramatisch und gedankenbelastet. Dagegen gab es unter den französischen Romantikern keinen, „qui n'ait dans les veines une goutte du sang de l'amant de Charlotte." Goethes Hauptwerk, dem Faust brach in Frankreich erst 1828 Gérard de Nervals Übersetzung (s. o.) Bahn, die mit Lebhaftigkeit und Grazie das Wesen (l'allure) des Originals wiedergab en français romantique (S. 227). Texte bespricht die einzelnen, unter sich so verschiedenartigen französischen Nachahmungen und Nachbildungen des Faust, wie er die Merkmale von Schillers Einwirkung hervorhebt, die nicht blos in der mehr lyrischen Färbung der Dramen hervortreten: „le dialogue pittoresque, les scènes multipliées, les tirades sentimentales, l'adroite mise en scène des grands faits historiques". Schon die Halbromantiker, welche Hugos „Hernani" und Dumas' „Heinrich III und sein Hof" den Weg gebahnt, hätten vom Theater Schillers gelebt. Um die Kenntnis der deutschen Sprache und Litteratur war es übrigens nach Texte's Urteil trotz aller Begeisterung bei den französischen Romantikern ziemlich schlecht bestellt; von 1813 bis 1831 blieb man im wesentlichen von Frau von Staëls berühmtem Buche abhängig; das gilt selbst von den Mitarbeitern des „Globe". Ein hübsches Stücklein von den unklaren Vorstellungen der Romantiker

über die deutsche Litteratur teilt Texte mit aus der Bearbeitung von „Intrigue et Amour“ des älteren Dumas', der einmal den „Erlkönig“ für ein Werk von de la Touche ausgab. Dumas legt dem Musikus Miller die Worte in den Mund: „Tous les amours commencent par être purs, puis ils finissent comme celui de la Marguerite de Faust, avec un orphelin de plus jeté sur cette terre. Bienheureux encore quand la honte ne tue pas la maternité, et quand la maternité ne tue pas l'enfant!“

Wenn Texte und Rossel uns aus der Geschichte der französisch-deutschen Litteraturbeziehungen erzählen, so sind als Beitrag zu den deutsch-englischen uns neuerdings von England und Amerika, von deren Seite uns freilich sonst in den letzten Monaten nur Unerfreulichstes gekommen ist, einige beachtenswerte deutsche Textausgaben unserer Klassiker gekommen. W. H. Carruth, Professor des Deutschen an der Universität in Kansas, hat seiner Ausgabe von Schillers „Wilhelm Tell“ [25]) eine etwas trocken geschäftsmäßige, doch zuverlässige Skizze von Schillers Leben mit knappsten Inhaltsangaben seiner Dramen vorangeschickt. Er hebt das Wichtigste aus der Entstehungsgeschichte und den gegen das Werk gerichteten Kritiken hervor, fügt der Darstellung der Sage längere Auszüge aus Tschuddis Chronik und Proben aus Schillers Vorarbeiten bei. Geschichtliche Notizen und eine Landkarte sollen den Boden der Dichtung uns vertraut machen und wichtigere Werke der Schillerlitteratur wie die Reihe der englischen Tellübersetzungen sind verzeichnet. Die „Notes“ (S. 173—224) dienen ausschließlich der sprachlichen Erklärung. Carruths amerikanische Tellausgabe darf als gutes Seitenstück zu der schon 1892 in Heath's Modern Language Series (Boston) erschienenen Ausgabe des ersten Teils des Goethischen Faust durch Calvin Thomas mit ihrer gründlichen Einleitung (82 Seiten) und den Notenreichtum gelten. Ebenfalls eine neue deutsche Klassiker-Ausgabe für Englisch Sprechende hat Karl Breul, der schon eine Reihe solcher vermittelnder Arbeiten für die Pitt Press Series geliefert hat, er-

---

[25]) With Introduction and Notes. New-York 1898 (The Macmillan Company).

scheinen lassen, Goethes „Iphigenie auf Tauris".[26]) Breuls Arbeit bietet ungleich mehr als die amerikanische Tellausgabe, indessen hat er an C. A. Buchheim, der solche deutsch-englische Ausgaben zuerst ins Leben gerufen hat, auch einen trefflichen Vorarbeiter gehabt. Breuls „Iphigenie" ist auf breiterer Grundlage aufgebaut, aber es ziemt sich gerade dabei auch der verdienstlichen Iphigenien-Ausgabe von Buchheim, die schon in vierter Auflage vorliegt (Oxford 1895, vgl. XII, 177) nicht zu vergessen. In den erklärenden Noten hat Breul vielleicht des guten etwas zu viel gethan. Ich wenigstens halte es nicht für ein ganz gesundes Verhältnis, wenn bei einer für weite Leserkreise bestimmten Dichtung von 97 Seiten Einleitung und Erläuterung 235 Seiten erfordern. Allein die Gründlichkeit, mit welcher Breul die Entstehungsgeschichte, Idee und Form des Goethischen Werkes, sein Verhältnis zu anderen Iphigeniendichtungen, vor allen der des Euripides dargestellt hat, die Wiedergabe der Proben aus den früheren Fassungen des Stückes, die sorgfältig ausgewählten und übersichtlich geordneten Litteraturangaben, das alles verdient volles Lob. Einige Wiederholungen in der Einleitung wären wohl zu vermeiden gewesen. Zu diesen Wiederholungen gehört auch die Behauptung vom Einfluß der Wielandischen „Alkeste" auf Goethes „Iphigenie." Ich kann mich von der Richtigkeit dieser Annahme noch immer nicht überzeugen und lehne auch die weitere Behauptung, Iphigenie sei in der ersten Fassung a melodramatic play gewesen, entschieden ab.

Ein rühmliches Zeugnis für die Gründlichkeit, mit welcher die Vertreter der deutschen Philologie an den amerikanischen Universitäten das Studium unserer klassischen Dichtung betreiben, bietet die textkritische Studie, welche Waterman Thomas Hewett nunmehr seiner Ausgabe von „Hermann und Dorothea" (vgl. VIII, 283) folgen ließ.[27]) In sehr geschickt übersichtlicher Weise läßt er auf Grundlage einer knappen Geschichte der Goethischen Gesamt-

---

[26]) Edited with Introduction, Notes and Appendices. Cambridge 1899 (At the University Press).

[27]) A Study of Goethes printed Text: Herman and Dorothea, a paper read before the modern language association of America in Philadelphia 28. December 1897. Baltimore 1899 (Published by the Association).

ausgaben die besondere Textgeschichte von „Hermann und Dorothea“ hervortreten. Seine ausführlichen, an Belegstellen reichen Erörterungen werden unterstützt durch fünf Tabellen, auf denen gut ausgewählte Beispiele von sprachlichen Änderungen durch die Ausgaben von 1798 bis 1836 hindurch verfolgt werden. Das Ergebnis seiner Untersuchung aber faßt er dahin zusammen, daß Goethe selbst nur für die erste Cottasche Ausgabe eine eingehende Durchsicht vorgenommen habe, während durch zwei Nachdrucke von 1798 und 1806 eine Reihe von Fehlern in den Text gekommen sei, also ein ähnlicher Vorgang wie ihn Bernays in seiner berühmten Untersuchung für die von Himburg nachgedruckten Jugendwerke aufgedeckt hat. Der textkritischen Studie Hewetts über Goethes Epos schließe ich gleich die Erwähnung von Albert Zippers Kommentar zu „Goethes Hermann und Dorothea“ an, mit dem er seine nützlichen „Erläuterungen zu Meisterwerken der deutschen Litteratur“ [28]) mit Fleiß und Geschick fortgeführt hat.

Den neuen amerikanisch-englischen Ausgaben und Untersuchungen des deutschen Textes Goethischer und Schillerischer Dichtungen gesellt sich eine teilweise Neubearbeitung von Thomas E. Webbs schon 1880 zuerst in den Dubliner University Press Series veröffentlichter englischer Übersetzung von „the first part of the tragedy of Faust“. [29]) Webb hat für die neue Ausgabe seiner Arbeit aus der inzwischen erschienenen Litteratur manches benützt, vor allem Pradez' französische Übersetzung. Seine eigene Übertragung indessen, so verdienstlich sie ist, erscheint von neueren Leistungen der englischen Übersetzungskunst doch überholt, sie hat für den deutschen Leser etwas Unfreies. Ich will zum Beweise nur zwei Stellen in Webbs und Mc Lintocks (vgl. XIV, 216) Fassung einander gegenüberstellen. Die zwei Schlußverse der Hexenküche lauten bei Webb schleppender und zynischer als im Urtext:

> You'll see with the dram that's down your throat
> A Helen in every petticoat.

---

[28]) Sechster Band. Leipzig 1899 (Reclams Universalbibliothek Nr. 3918).

[29]) New Edition with the Death of Faust from the second Part London 1898 (Longmans, Green and Co.).

Mc Lintock übersetzte:

Thou'll see with that stuff in thee burning
A Helen soon at every turning.

Vers 1339/40 hat Mc Lintock sehr glücklich wiedergegeben mit den Worten:

And rightly, too, for all that comes to birth
To be undone is all it's worth.

Bei Webb dagegen wird der Sinn von Goethes Text, den er sonst gut zu treffen weiß, nicht außer Zweifel gesetzt, wenn wir lesen:

And rightly, too! All Being at its birth
Returns to Nothing—that is all its worth.

In den fast zwei Jahrzehnten, die seit Webb's erster Ausgabe entstanden sind, hat, wie ja auch die Hefte der Englischen Goethegesellschaft beweisen, die englische Übersetzungskunst Fortschritte gemacht. Da in diesen Berichten wiederholt über die Publications of the English Goethe Society und XI, 208 über die Transactions of the Manchester Goethe Society gehandelt wurde, so nimmt es doch Wunder, wenn Otto Harnack im siebenten Bande der „Jahresberichte für neuere Litteraturgeschichte“ IV, 8a an den Hochstiftsberichten Kritik übt und zugleich erklärt, er habe nur durch die Chronik der Wiener Goethegesellschaft von den Veröffentlichungen der Manchester Goethefreunde erfahren. Sehr aufmerksam scheint also Otto Harnack, der neuerdings sachliche Kritik mit persönlichen Verdächtigungen, auf die hier einzugehen mir würdelos erschiene, zu entkräften versucht, nach dieser Stichprobe zu urteilen, Werke, über die er referiert, selber eben nicht zu lesen.

Von jenem Fortschritt englischer Übersetzungskunst zeugt, wenn ich mich nicht täusche, auch die von Webb neu übertragene Szene von Fausts Tod, V. 11511—95. Das Vorspiel auf dem Theater ist auch in der neuen Ausgabe weggeblieben. Die wenigen Notanda (S. 271—295), welche Webb seiner Übersetzung folgen läßt, bekunden im ganzen eine richtige Auffassung. Nur ist Webb durch sein Bestreben, aus Vers 12066 den Beweis abzuleiten, daß Gretchen nur ein einzigesmal Faust „Brust an Brust und Seel' in Seele drängen“ ließ, zu ganz unhaltbaren Behauptungen gekommen. Wenn Gretchens Fall im Gartenhäuschen — man verzeihe diese Kleinigkeit, für welche dem englischen Interpreten die

Verantwortung zufällt — erfolgt wäre, hätte es ja des Schlaftrunks gar nicht bedurft, dessen Anwendung und, wie ich die Verse verstehe, wiederholte Anwendung V. 4572/3 ausdrücklich bestätigt. Daß Valentins Eingreifen und Tod noch am Abend der zweiten Gartenszene erfolgen sollte (S. 292), ist ganz unmöglich. Im Gegensatze zu dieser widersinnigen Zusammendrängung will Webb zwischen der Walpurgisnacht und der Prosaszene einen Zwischenraum von zehn bis zwölf Monaten verstreichen lassen. Goethe hat für die „abgeschmackten Zerstreuungen" und das lange Umherirren des holden unseligen Geschöpfes zweifellos einen bedeutend kürzeren Zeitabschnitt angenommen, ja er erweckt sogar geschickt den Schein, als ob die Prosa- und Kerkerszene sich am Morgen nach der Walpurgisnacht abspielten, wie dies nach dem fünfzigsten Paralipomenon 9²—11² thatsächlich einmal geschehen sollte. Jetzt ist dies nach V. 3662 und Zeile 6 der Prosaszene allerdings ausgeschlossen. Wenn indessen Webb gegen v. Loeper und Pradez polemisiert (S. 293), daß die Einführung des Idols (V. 4184 f.) keinen Einfluß auf Fausts Verhalten habe, so lehrt dasselbe Paralipomenon in 11¹, daß ursprünglich eine sofortige und entscheidende Einwirkung in der That erfolgen sollte. Freiherr von Biedermann hat sich neuerdings sehr scharf gegen die Annahme verschiedener Faustpläne ausgesprochen; ich meine, gerade der Vergleich von Webbs Bedenken gegen die vorliegende Fassung mit den Angaben des Paralipomenons liefert einen greifbaren Beleg für den Wechsel in den Faustplänen. Dagegen kommt Webbs Folgerung aus der Prosaszene, daß der ganze Faust ursprünglich in Prosa geschrieben worden sei, (S. 294) nach allseitiger Preisgabe der Schererischen Hypothese über einen prosaischen Urfaust, keine Bedeutung mehr zu. Noch weniger Beachtung verdient seine sonderbare Erklärung, daß der Ruf „Sie ist gerettet" nicht Gretchens „ultimate salvation" in sich schließe, sondern nur ihre Rettung vor der öffentlichen Hinrichtung. Das ist eine völlige Verkennung des Nachwirkens der alten Faustsage in Goethes Dichtung. Ganz mit Recht erinnert Schröer bei den Rufen: „Sie ist gerichtet! — Ist gerettet!" an die Stimmen der bösen und der guten Engel, wie sie in den Puppenspielen und noch in Chamissos Faustdichtung ertönen.

Von K. J. Schröers längst bewährter kommentierter Faustausgabe (vgl. XIII, 161) ist der erste Teil aufs neue herausgekommen.[30]) Mit der im Vorwort erteilten Versicherung, daß alle dauerbaren Ergebnisse der Goetheforschung seit 1892 dieser vierten Auflage zu gute gekommen seien, steht doch etwas in Widerspruch die Thatsache, daß in dem ganzen Kommentare nur zwei Zusätze Aufnahme fanden. V. 405 weist Schröer Valentins Erklärung des „angeraucht Papier" zurück und V. 2048 wird neu bemerkt, daß schon das Eritis sicut Deus als Hexameter gelesen werden könne. Das ist angesichts der ganzen Faustlitteratur der letzten sechs Jahre und des wirklich in außerordentlicher Weise fördernden Valentinschen Buches über die künstlerische Einheit der Faustdichtung wie der Außerachtlassung der gelegentlich der dritten Auflage geäußerten Wünsche und Bedenken doch zu wenig. Die Aufnahme der Szene „Zwei Teufelchen und Amor" kann für die beharrliche Ausschließung der Paralipomena nicht entschädigen. Die Untersuchung hat in den letzten Jahren sich so viel mit ihnen beschäftigt, daß sie jetzt in einer wissenschaftlichen Faustausgabe unbedingt Aufnahme finden müssen. Da Schröer selbst im Vorwort bemerkt, daß interessante Parallelen zu einzelnen Faustversen noch immer aufgefunden werden können, so sei es mir gestattet, ein paar, wie ich glaube, bisher nicht verzeichnete hier anzuführen. Zu des Dichters Worten im Vorspiel V. 59 f. ist zu vergleichen Goethe 6. Oktober 1798 an Schiller: „Wie anders ist es, was man mit sich und unter Freunden ins zarteste und besonderste arbeitet! und was der fremden Masse im allgemeinsten vorgetragen werden soll!" Entgegengesetzt wie sein Theaterdirektor V. 99 f., dachte Goethe, 13. Dezember 1797 an Schiller, über die Wirkung eines idealen Ganzen auf das Publikum. Dagegen spricht Mephistopheles mit seinem Spott über des Menschen Anmaßung, sich für ein Ganzes zu halten, des Dichters eigene Meinung aus. Es erfordere, schreibt er am 5. Juli 1803 an Schiller, „eine große Resignation sich in das zu begeben, was man Welt heißt; in das abgeschmackte, momentane Bruchstück, das recht artig wäre, wenn

[30]) Faust von Goethe. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung. Erster Teil. Vierte durchaus revidierte Ausgabe. Leipzig, 1898 (O. R. Reisland.)

sie es nicht wollten für ein Ganzes gelten lassen.“ Wie ein Selbstzitat von V. 1690 klingt im Juni 1797 dem Herzog gegenüber die Wendung: „Indessen kommt auch die Zeit heran, wo mir die Freude bevorsteht.“ Gretchens Gebet im Zwinger vergleicht Hamel in seinen Klopstock-Studien I, 59 und II, 136 mit Marias Klagen im siebenten Gesange des „Messias“ V. 286 f., während er II, 59 mehrere seltene Wortbildungen im „Faust“ mit ähnlichen im „Messias“ zusammenstellt. Daß der Schwank vom Nasenabschneiden nicht im ersten Faustbuch, sondern erst in der Überarbeitung C enthalten ist, habe ich schon gelegentlich der zweiten Auflage von Schröers Kommentar berichtigt, die irrtümliche Angabe kehrt aber auch in der vierten wieder.

Schröer hat schon in der Einleitung zu seiner ersten Faustausgabe wertvolle Mitteilungen von La Roche, dem noch Goethe selbst die Rolle des Mephistopheles einstudiert hatte, benutzen können. Über die Goethe- und Schillerrollen eines anderen berühmten Mitgliedes des Wiener Burgtheaters, über Charlotte Wolters sinnlich eitle Maria Stuart und nicht ganz genügende Jungfrau von Orleans, wie sie den weitgehenden Anforderungen der „Helena“ in Erscheinung und Bewegung so herrlich entsprach, daß „deren erotische Adern durch die marmornen Glieder schimmerten“, und wie sie sich in die Iphigenie erst langsam einspielen und einleben mußte, davon hat Jakob Minor in einer feinsinnigen dramaturgischen Studie erzählt[31]). Über Goethes Mephistopheles, von dessen Bühnengestalt nach des Dichters eigenen Angaben uns La Roche Kunde gab, hat der Stadtpfarrer Josef Holl in Weißenhorn Betrachtungen angestellt[32]), die nicht blos für den höllischen Begleiter Fausts sehr ungünstig ausfallen, sondern auch für Faust selbst, diesen „närrischen Kerl, der ein ordentliches Sündenregister zusammengebracht hat“, um dessen Buße es dagegen sehr prekär bestellt sei. Die ganze „vom theologischen Standpunkt aus ins

[31]) Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Redigiert von Karl Glossy. Achter Jahrgang. Wien 1898. (Verlag von Karl Konegen.)

[32]) Der Teufel in Goethes Faust. Frankfurter zeitgemäße Brochüren. Neue Folge, herausgegeben von Joh. M. Raich. XVIII. Band, 13. Heft. Frankfurt a. M., 1897. (Druck und Verlag von P. Kreuer.)

Auge gefaßte" Beurteilung des Mephistopheles gehört zu den Satyrspielen, nicht zu den ernst zu nehmenden Teilen der Faustlitteratur. Der schwer zu befriedigende theologische Kritiker sieht in Goethes Werk nur eine lockere Aneinanderreihung von einzelnen Stücken. Nach dem Gretchenfall hätte Faust mindestens etliche Jahre hinter Schloß und Riegel gehört. „In Summa ist er ein hochbegabter, aber mit sich zerfallener Mensch, so ein wunderlicher Kerl, zeitweise sehr lüderlich, zeitweise ein halbverrückter Phantast, schließlich reicher, gemeinnütziger Kolonist. [Der Verfasser meint wohl Kolonisator!] Für Religion und Moral, für Philosophie, Geschichte und sonstige positive Wissenschaft hat er, soweit aus der Tragödie bekannt ist, keinen rechten Sinn." An der Helenaphantasterei findet Holl gar kein Gefallen; der folgende vierte Akt hat, wie er sich seltsam auszudrücken beliebt, „einen Anhang zu Goethes Naturanschauung". Ist es mit Faust selbst so schlimm bestellt, so weist Mephistopheles zwar manche ins Goethische übersetzte Züge des Volksteufels auf, aber nur wenige Züge von dem Teufel, „wie ihn die heilige Schrift und auf deren Grund die positive Theologie charakterisiert". So entbehre Goethes Zeichnung denn auch der Tiefe. Dem Herrn ein Urteil über die gefallenen Geister in den Mund zu legen, muß der Theologe als „eine vorlaute Unschicklichkeit bezeichnen". Wie Freybe (vgl. XIII, 163) nimmt auch Holl Anstoß, daß den Engeln eine erlösende Macht beigeschrieben werde. Es ist sonderbar, daß gerade dieser Vorwurf sowohl von protestantisch orthodoxer wie von streng katholischer Seite erhoben wird, denn die Engel sind bei Goethe doch selbstverständlich nur Vollzugsorgane. Einig sind der protestantische und der katholische Beurteiler auch in der Verwerfung des Erlösungsgedankens: beide möchten Faust rettungslos verdammt sehen. Während aber Freybe das Taschenspielerkunststück versucht, Goethe das gerade Gegenteil seiner dichterischen Absichten unterzuschieben, beschränkt sich Holl auf die Klage, daß Goethe die Faustsage nicht zur Brandmarkung von Hoffart, Fürwitz und gottloser Zauberei benutzte, sondern nach Lessings Vorgang den Zauberer als edlen Mann darstellte. Er zieht daraus die Folgerung, den Mangel an religiöser Gesinnung in Goethes eigenem Leben zu beklagen.

Die Betrachtung des Goethischen Faust hat auch G. Keuchel mit der Frage nach Goethes Stellung zum Christentum aufs engste verbunden.[33]) Nur findet er im Gegensatze zu Holl, daß Goethe das historische Recht des Mephistopheles als Fürsten der schwarzen Magie, d. h. den christlichen Teufelsglauben, vollauf gelten lasse und trefflich verwerte, aber erst indem er darüber hinausgehe, den mittelalterlichen Bösen zum Vertreter der Bösen gestalte. Indem der von Magie sich befreiende Mensch Faust kraft seines Menschengeistes den Magierfürsten des Mittelalters überwinde, bringe uns der Dichter die christliche Symbolik in ihrem tiefsten Wesen losgelöst von dogmatischer Starrheit zum Gewinne. So habe Goethe in den schönen Worten der Oberen der pädagogischen Provinz auch die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie sie in den Evangelien leuchte, als ein Höchstes für den Menschengeist anerkannt. Aber er gewährte „dem eigenen Geiste auch in diesem höchsten geistigreligiösen Element Freiheit, sich nach seiner Natur und seinem Bedürfnis den Nährstrom des Wachstums zu suchen; nicht zur alleinströmenden, ausschließenden Quelle wurde ihm auch dieses Element, sondern zur höchsten Bestätigung dessen, daß die Quellen des Geisteslebens, im Weltgeist entspringend, tausendfältig dem Menschen aus geistesbelebter Natur und Menschengeist zuströmen, aus denen er Nährstoff für sein geistig-sittlich-religiöses Leben zu schöpfen vermag". Keuchel sucht dieses Verhalten Goethes in jedem Lebensverhältnis von dem Naturopfer des Knaben, dem versöhnlichen Ringen und dem Bruche mit Lavater, in den theologischen Jugendschriften, dem ewigen Juden und Mahomet, wie in der abgeklärten Weisheit des „Divans" und der Sprüche nachzuweisen. Er warnt mit Recht davor, Goethe dogmatisch als Pantheisten oder Spinozisten an ein Dogma ketten zu wollen, und entwickelt aus Goethes Faustdichtung die Entwickelung seiner religiösen Überzeugungen. Das Buch ist aus individuellem Bedürfnis und inniger geistiger Beziehung zu Goethe hervorgegangen, und sein Verfasser lehnt es ab, als Goetheforscher beurteilt zu

---

[33]) Goethes Religion und Goethes Faust. Riga, 1899 (Verlag von Jonck & Poliewsky).

werden. Ich zweifle keineswegs, daß es geeignet ist, manchen unbefangenen Leser zu tieferem Eindringen in den Faust und Goethes Wesen anzuregen, ich muß aber auch gestehen, daß der mit Goethe und seinem Faust bereits Vertraute sich mit Anerkennung der guten Absichten des Verfassers zufriedengeben, nicht eigene Förderung darin suchen darf.

Im Gegensatze zu solchen allgemeinen und wenig förderndnen Umschreibungen des von Goethe in gebundner und ungebundner Rede Gesagten stehen sorgfältige Sonderuntersuchungen, wie Albert Wohlauer eine verdienstlich angestellt hat,[34]) um das erste Faustparalipomenon der Frankfurter Zeit zuzuweisen und es als den ersten Entwurf des ganzen Gedichtes wahrscheinlich zu machen. Ich habe mich erst im vorangehenden Berichte (XIV, 385) aufs entschiedenste gegen diese auch von Morris und von Biedermann vertretene Hypothese erklärt und bin auch jetzt nicht bekehrt worden durch Wohlauers Gründe, der unabhängig von beiden die zuerst von Manning im 17. Bande des Goethejahrbuchs vorgetragene Ansicht weiter zu befestigen sucht. Gerne erkenne ich das umsichtige und verständnisvolle Vorgehen Wohlauers an, dessen Auslegung des erklärungsbedürftigen Paralipomenons auch dann Wert behält, wenn man nicht den Oktober 1773 sondern den Juni 1797 als Zeitpunkt seiner Niederschrift ansieht. Mannings Behauptung, die Handschrift sei die des jungen Goethe, ist jedenfalls eine viel schwächere Stütze als Wohlauer annimmt, denn Harnack und Witkowski, die beide ebenfalls im Weimarischen Archiv nicht blos zu „kalt staunendem Besuch" verweilten, haben aus den handschriftlichen Merkmalen keinen Schluß auf die Entstehungszeit zu ziehen gewagt. Nun ist allerdings eine Niederschrift des Paralipomenon in Italien, wie Harnack sie will, höchst unwahrscheinlich. Aber Wohlauers wiederholte Frage (S. 6 und 17), was denn Gothe nach Dichtung des Urfaust oder nach Veröffentlichung des Fragmentes zu einer solchen Planskizze, dem „Plan eines Planes", wie Wohlauer ganz treffend sagt, hätte veranlassen können, diese Frage hat Witkowski

[34]) Das erste Paralipomenon und der erste Entwurf zu Goethes Faust. Programm des städtischen Johannesgymnasiums zu Breslau 1899 (Progr. Nr. 185).

in seiner akademischen Antrittsvorlesung überzeugend beantwortet. Oder vielmehr Goethe selbst hat im Briefe an Schiller vom 22. Juni 1797 diese Antwort erteilt. Um die Lücken auszufüllen und die Erwartungen philosophischer Freunde erfüllen zu können, war es ihm bei seiner damaligen Arbeitsweise nötig, das schon Gedruckte aufzudröseln und in großen Massen zu disponieren. Diese Disposition, den Plan, „der eigentlich nur eine Idee ist", haben wir im ersten Paralipomenon vor uns. Den Anfängen der Faustdichtung in der ersten Hälfte der siebziger Jahre dagegen würde eine solche Disposition nicht entsprochen haben. Das war nicht die Arbeitsweise des jungen Goethe, der mit ungeduldigem Streben seine Dichtung „hinwühlte", und es wäre andrerseits mehr als unwahrscheinlich, daß ein solches Blättchen von 1773 den wiederholten Autodafees des Dichters entgangen wäre; Biedermann (S. 18) behauptet dies wohl für den Faust, vermag aber keinen Beweis dafür zu erbringen. Wohlauers Annahme, Goethe habe in Frankfurt dem Drama mit Fausts Höllenfahrt einen tragischen Abschluß geben wollen, wage ich dagegen nicht mit gleicher Bestimmtheit wie seiner Datierung des Paralipomenons entgegenzutreten. Fausts Untergang wäre trotz Lessings, von dem Biedermann die Anregung zur Ausbildung der Faustidee für Goethe ausgehen läßt, und dem von Lessing gegebenen Beispiel der Rettung dem jungen Stürmer und Dränger zuzutrauen, ja Wohlauer hätte sogar Lessings sonst für apokryph gehaltene Äußerung als Stütze seiner Auslegung gebrauchen können. Nur muß ich von meinem Standpunkte aus betonen, daß die Worte „Epilog im Chaos auf dem Weg zur Hölle" auch recht gut dem nach 1797 ausgeführten oder entworfenen Plane anzupassen sind. Nach der Abweisung seiner Ansprüche durch den Reichsverweser (Paralipomenon 95), als es Mephistopheles verdientermaßen grimmig schlecht geht, wendet sich „des Chaos wunderlicher Sohn" auf dem Wege durch den Höllenrachen dem Chaos zu, in seiner Art das Ganze epilogisierend, wie er nach Goethes Bühnenweisung dies auch nach dem Helenaakte hätte thun sollen. Erst nachträglich sehe ich zu meiner Freude, daß auch Valentin den Schlußworten des Paralipomenons diese Auslegung gibt.

Ich habe bei dieser Auseinandersetzung mit Wohlauer, dessen gründliche Arbeit ernste Teilnahme verdient, ohne weiteres von Wandlungen in Goethes Faustplänen gesprochen, obwohl ich zu meinem lebhaften Bedauern mich dadurch in Gegensatz stellen muß zu einem so hochverdienten Goetheforscher, wie wir ihn in Woldemar Freiherrn von Biedermann ihn verehren. In einem dritten Bande seiner „Goetheforschungen“ [33]), mit dem er teils die in den beiden Sammlungen von 1879 und 1886 vereinten gehaltvollen Studien fortfährt und ergänzt, teils neue hinzufügt, hat v. Biedermann auch seine im letzten Bericht erwähnte Polemik gegen die Annahme verschiedener Entwickelungsstufen in Goethes Faustplänen aufgenommen und ebenso seinen alten Widerspruch gegen die Deutung des „Erhabenen Geistes“ der Höhlenszene auf den Erdgeist erneuert. Die seit langem erörterte Streitfrage hat neuerdings Valentin in einem gegen Bruinier (Münchener allgemeine Zeitung 1898 Nr. 136/7) gerichteten Aufsatze [34]) der Lösung entgegenzuführen versucht durch die ins Schwarze treffende Mahnung, doch zwischen der Annahme des im Drange der Handlung befangenen Helden und der weitschauenden, überlegenen Planmäßigkeit des Dichters zu unterscheiden. V. 3217 und die Prosaszene seien wohl ein Beweis, daß Faust den Mephisto — ich sehe nicht ein, warum Valentin der Goethephilologie die abgekürzte Namensform des bösen Geistes verwehren will — für einen Diener des Erdgeistes halte. Faust könne eben nichts ahnen von der Wette im Himmel, ihm liege es nahe, die Flammenerscheinung des Erdgeists und den ihn umkreisenden Pudel mit einander in Verbindung zu setzen; der Dichter lasse ihn so befangen erscheinen, während er selbst es natürlich besser wisse. Dramaturgisch aber gehörten Erdgeist und Mephistopheles zusammen. Ich halte es für unsere Frage auch der Beachtung wert, daß Herder in einer auffallend mit dem Höhlenmonolog überein-

[33]) Goethe-Forschungen. Anderweite Folge. Mit drei Bildnissen und dem Bildnisse des Verfassers. Leipzig 1899 (F. W. von Biedermann).

[34]) Mephistopheles und Erdgeist. Eine methodologische Studie zu Goethes Faustdichtung. Sonderabdruck aus den „Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Litteratur“. Leipzig 1898 (Druck und Verlag von G. B. Teubner).

stimmenden Stelle der „Ideen" geschrieben hat: „Großer, lebendiger Geist der Erde, der du alle deine Gebilde durchhauchst und dich in ihnen allen freuest und fühlest; du führest auf und zerstörest, verfeinst Gestalten und änderst sie ab."

Eine dramaturgisch-technische Frage hat v. Biedermann in einem anderen seiner Faustaufsätze behandelt, die Frage wie man am besten den bösen Geist in der Domszene auf der Bühne darstelle. Daß Goethe bei der Einführung des bösen Geistes an die Bibelstelle dachte, welche erzählt, ein böser Geist vom Herrn machte König Saul unruhig, möchte ich bezweifeln, wie mir auch das von Biedermann beschriebene Gemälde aus Gottfried Winklers Sammlung nicht die Vorlage zu der Szene auf der Landstraße zu bilden scheint. Die Beobachtung, daß Mephisto nicht vor Gott, sondern nur vor Jesus, dem Reichsverweser, und seinem Kreuze sich scheue, hat v. Biedermann mit Beweisen belegt. Dagegen ist nicht richtig seine Behauptung, daß wir erst durch den bösen Geist bestimmt von Gretchens Schwangerschaft erfahren, da ja Gretchen selbst im Gebete zu der schmerzensreichen Gottesmutter unzweideutig davon spricht.

Die Faustſtudien wie die meisten der übrigen Aufsätze des neuesten Bandes der „Goethe-Forschungen" sind zuerst in der „Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung" erschienen, so der Vorschlag, durch Nennung der nachweisbaren geschichtlichen Namen das Personenverzeichnis der „Natürlichen Tochter" bei einer etwaigen Aufführung dem Publikum anziehender zu machen. Mit der Zurückweisung von Kerns Versuch, den tragischen Abschluß des „Tasso" zu bestreiten, unterstützt v. Biedermann, meine an dieser Stelle wiederholt gegen Kern und Bielschowsky verfochtene Ansicht. Nicht dagegen vermag ich dem verehrten Forscher beizustimmen, daß Goldonis „Tasso", der zuerst 1846 von Theodor Jacobi mit Goethes Drama verglichen wurde (vgl. VIII, 254), Goethe bestimmt haben soll, durch eine würdigere Tassodichtung sich von dem widerwärtigen Eindrucke der Goldonischen Komödie zu befreien. In solchem Bestreben — Biedermann bezeichnet es in einem anderen seiner Aufsätze als „Goethes produktive Kritik" — will er auch den Anlaß zu des Straßburger Studenten Plan einer Cäsartragödie finden: Goethe habe sich über Shakespeares Herunterziehen Cäsars geärgert. Bieder-

mann verteidigt diese Ansicht in einem neuen Aufsatze gegen Einwendungen von der Hellens und Daniel Jacobys. Die früheren Untersuchungen über den „Elpenor" bringt er in einer der aus der „Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte" wieder abgedruckten Studien nun durch zeitliche Bestimmung des ersten Planes, Sommer 1780, und der ersten Niederschrift, 11. August 1781, zum Abschluß. Chinesische Dichtungen in du Haldes „Ausführliche Beschreibung des chinesischen Reichs" hätten seine Einbildungskraft durch eine Fabel angeregt, deren Seltsamkeiten er für sein Drama in die vertraute hellenische Gewandung gründlich einhüllte, wie er den unsittlichen, wunderthätigen, gewaltsamen Mitteln der griechischen Iphigeniendichter in „produktiver Kritik seine Iphigenie" entgegensetzte. Goethes Beziehungen zu dem Schrifttum Chinas hat v. Biedermann in einer eigenen Darstellung zusammengefaßt, wobei zu schon öfters Erörtertem wie „Elpenor" und den „Chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten" neu der Hinweis hinzukommt auf Beziehungen der Novelle „der Mann von funfzig Jahren" zu dem von Schiller zur Übersetzung ausersehenen chinesischen Romane „Haou Kiou Chovan". Wie diese chinesische Goethestudie ist auch der Beitrag zur Poetik „Entwickelung äußerer Form der Dichtung", in dem Goethe wiederholt herangezogen wird, aus der „Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte" in die „Goethe-Forschungen" übergegangen. Die Nachweise für Hagedorns Einfluß auf die Ode „An Venus" und fünf der Leipziger Lieder (Neujahrslied, Wahrer Genuß, Kinderverstand, Die Nacht, Zueignung) sind, seit Biedermann in der Leipziger Zeitung zuerst darauf hingewiesen hat, durch Strack, Weißenfels und Bielschowsky vervollständigt worden. Biedermann nimmt an, daß auch das geplante Drama „Der Falke" durch Hagedorns gleichnamige Versifizierung der Dekameronnovelle angeregt worden sei. Vier kleinere Beiträge stellen einige Angaben Goethes richtig, während die drei Aufsätze über Goethes Unterredung mit Napoleon die Zuverlässigkeit von Talleyrands Bericht (vgl. X, 452) zu verteidigen streben. In dem bisher ungedruckten Aufsatze „Franz Lerse in Weimar" wird dieser durch den Götz bekannte Jugendfreund Goethes als Verfasser der 1800 erschienene „Briefen eines ehrlichen Mannes bei einem wiederholten Aufenthalt in Weimar" nachgewiesen.

Zum erstenmal gedruckt sind auch die kurzen Erläuterungen, welche den Bildnissen Fr. W. Heinrichs von Trebra, Silviens von Ziegesar und Brandts Goetheporträt aus dem März 1826 — Zarncke Nr. 110 — beigegeben sind. Dagegen werden in dem Artikel „zu Goethes Theaterrepertoire" nur Nachträge zu Burkhardts „Repertoire des Weimarischen Theaters unter Goethes Leitung" gegeben, und sind die beiden Stücke „Goethe und H. L. Wagner", „Goethe und Lenz" nur Wiederabdruck zweier gegen Froitzheim gerichteten Rezensionen. Den „Berichtigungen und Nachträgen zu Goetheschriften des Verfassers" (Ausgaben des Briefwechsel mit Eichstädt und Rochlitz, zu Goethes Gedichten, Goethe und Dresden) ist auch der kleine Beitrag zum Neudruck der Frankfurter Rezensionen in der Kürschnerschen Goetheausgabe beizuzählen. Ebenso ist der aus Schnorrs Archiv abgedruckte Aufsatz „Karoline Schulze", der den Spielplan des Leipziger Theaters während Goethes Studentenzeit enthält, als Ergänzung von Biedermanns älteren, reichhaltigen Buche „Goethe und Leipzig" zu bezeichnen.

Seit Biedermann „zur hundertjährigen Wiederkehr des Tags von Goethes Aufnahme auf Leipzigs Hochschule" 1865 seine beiden Bände „Goethe und Leipzig" veröffentlicht hat, ist von ihm selbst, von Loeper, Wustmann, Minor, Tomaschek, Blume, Günther, Witkowski, Herrmann, Goethes eigene Schilderung seines Leipziger Aufenthalts nach verschiedenen Seiten hin weiter ausgeführt worden. Vor allem als ein Beitrag zu Goethes Leipziger Beziehungen ist auch die erste der zum 150. Geburtstag erschienenen, aufs prächtigste ausgestatteten Festgaben zu bezeichnen. Ernst Kroker hat aus der 1370 Stücke enthaltenden Silhouettensammlung seines Großvaters Georg Friedrich Ayrer[37]) neben anderen eine größere Anzahl von Schattenrissen aus Goethes Bekanntenkreis zur Veröffentlichung ausgewählt; Basedow, Lavater, Lenz, Herder, Boie und die Stolbergs, Gotter, die weimarischen Herzoginnen Amalie und Luise, Zimmermann mit seiner Tochter, Kestner und Lotte,

[37]) Die Ayrerische Silhouettensammlung. Eine Festgabe zu Goethes hundertundfünfzigstem Geburtstag. Leipzig 1899 (Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher).

die letztere als junge Mutter mit volleren und frauenhafteren Zügen als sie der einst über Goethes Bett angesteckte Umriß aufweist. Von Goethe selbst erhalten wir außer einer Verkleinerung von Zarnckes No. 72 einen bisher unbekannten Schattenriß aus späterer Zeit. Ayrer, der als einer der besten Silhouettenverfertiger galt, scheint bei seinem Zusammentreffen mit dem Leipziger Studenten Goethe in Hofrat Böhmes Haus keinen günstigen Eindruck empfangen zu haben, denn noch am 11. März 1775 schrieb er an seinen Bruder: „Das Buch: Die Leiden des jungen Werthers hat hier unendlichen Beifall gefunden, und ich glaube nicht, daß jemals ein anderes mit mehrerer Hitze gekauft und gelesen worden ist als dieses. Ich wünschte, dein Urteil darüber zu lesen. Wir kennen den Verfasser davon persönlich, und mir wenigstens kam er schon auf Universitäten als ein überspannter Kopf vor." Die Deutung der angeblichen Bilder der „Schönkopfischen Tafelrunde" (S. 69 in der 2. Aufl. von Heinemanns Goethebiographie) gerät durch Ayrers beglaubigte Silhouetten ins Wanken und nicht mit dem Leipziger Konsul Jakob Heinrich Born (geb. 1717) sondern mit dessen gleichnamigem Sohne (geb. 1750) hat Goethe in Wetzlar verkehrt. Aus Goethes Leipziger Bekanntenkreis sind in Ayrers Sammlung abgebildet die Professoren Böhme und Clodius mit ihren Frauen, Öser mit seinen Töchtern, Graf Pfeil und einer der livländischen Brüder Bergmann, ob Goethes Duellgegner, läßt sich nicht bestimmen. Von dem Leipziger Studentenleben, an das uns dies Duell Goethes erinnert, berichtet auch das erste Bändchen von Wustmanns „Leipziger Neudrucken" Zwar stammt Georg Friedrich Rebmanns[38]) ungünstige Schilderung des Leipziger Studentenlebens erst aus dem Jahre 1796. Aber wäre es auch nur wegen ihres Gegensatzes zu Goethes bekanntem Lobspruch auf das seine Leute bildende sächsische Klein-Paris, so verdiente diese einseitige Hervorkehrung aller Schattenseiten Leipzigs als Universitätsstadt im Kommentar zu „Dichtung und Wahrheit" erwähnt

---

[38]) Der Leipziger Student vor hundert Jahren. Neudruck aus den Wanderungen und Kreuzzügen durch einen Teil Deutschlands von Anselmus Rabiosus dem Jüngern. Leipzig 1897 (Verlag der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung).

zu werden. Als kleiner Beitrag zum Kommentar von „Dichtung und Wahrheit" darf auch der endlich erfolgte Neudruck einer in verschiedener Hinsicht beachtenswerten Gedichtsammlung aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts vermerkt werden, die zwar nicht ehrenvoll in Franzband in der Büchersammlung des Herrn Rat stand, aus der jedoch Goethe oder vielmehr sein Vater, nach Loeper Anm. 580, mittelbar die im 15. Buche der Autobiographie angeführten Redensarten über das Hofleben entnahm.[39])

Hat v. Biedermann vor mehr als drei Jahrzehnten ein litterarisches Denkmal für Goethes studentische und spätere Beziehungen zur Universitäts- und Meßstadt Leipzig errichtet, so ward an der Universität, an welcher zuerst der Genius des jungen Goethe die engenden Bande der herkömmlichen, halbfranzösischen Modepoesie durchbrach, der rühmliche Entschluß gefaßt, die herrliche Jünglingsgestalt des Götz- und Faustdichters im Erzbilde in dem wieder deutschen Straßburg aufzustellen. Die nationalgesinnten Goetheverehrer, welche unter dem Protektorate des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen-Weimar den Aufruf zur Schaffung eines Straßburger Goethedenkmals erließen, mochten sich optimistisch dem Glauben hingeben, daß im Jahre von Goethes 150. Geburtstage die allgemeine nationale Bedeutung von Goethes Leben und Wirken wie im besonderen die Bedeutung seines Straßburger Aufenthaltes für seine eigene Entwickelung und für die Weckung des Verlangens nach Rückgewinnung des entrissenen deutschen Elsaß in Kreisen gebildeter Deutscher nicht ganz unbekannt sei. Zwar hatte Fritz Anders in seinen „Skizzen"[40]) auf die Frage: „Was weiß das deutsche Volk von Goethe?" halb humoristisch, halb sarkastisch die Antwort gegeben, daß trotz der Billigkeit der Volksausgaben und der Massenhaftigkeit der Goethelitteratur nur ein verschwindend kleiner, feingebildeter und feinfühlender Kreis wirklich etwas von

[39]) Theobald Hock, Schönes Blumenfeld. Abdruck der Ausgabe von 1601. Herausgegeben von Max Koch. Braunes Neudrucke deutscher Litteraturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts Nr. 157—159. Halle a. S. 1899 (Max Niemeyer).

[40]) Skizzen aus unserm heutigen Volksleben. Zweite Sammlung. Leipzig 1899 (Fr. W. Grunow).

Goethe wisse. Allein Anders' Skizze blieb doch noch hinter der beschämenden, traurigen Wahrheit weit zurück. Er schilderte nur, wie es um die Goethekenntnis in den Schulen und Familien einer kleinen Stadt bestellt sei, nicht wie in Berlin die erwählten Vertreter des deutschen Volkes, die glorreichen Führer der großen Parteien unseres deutschen Reichstags, in voller Unbefangenheit des Nicht-Wissens über Goethe denken. Vor siebzig Jahren schrieb Ludwig Uhland, als er in der „Münstersage" bei Goethes Besuch des Straßburger Münsters ein freudiges Gähren durch Erwins von Steinbach Bau gehen ließ:

Wer ist noch, der sich wundert,
Daß ihm der Turm erdröhnt,
Dem nun ein halb Jahrhundert
Die Welt des Schönen tönt?

Da war Uhland aber schlecht beraten. Jetzt, da wir einen deutschen Reichstag haben, könnte er eines Besseren belehrt werden. Goethe verdient kein Denkmal in Straßburg, denn er hat dort noch nichts geleistet. Mein Gott ja, er lernte erst dort in dem zu Frankreich gehörigen Straßburg das alte französische Wesen, das seit dem dreißigjährigen Kriege der Bethätigung unserer Eigenart im Wege stand, für sich und die ganze deutsche Dichtung überwinden und statt französischer, witziger Chansons alte deutsche Volkslieder sammeln und nachdichten. Im Anblick des Straßburger Münsters ging ihm auf, was deutsche Art und Kunst sei, und er vereinigte sich mit Herder, der in Straßburg ihm eine neue Geistes- und Kunstwelt erschloß, jene „Blätter von deutscher Art und Kunst" ausgehen zu lassen, an denen fünfundzwanzig Jahre später die romantischen Dichter und Maler sich frisch begeisterten. Er durchschweifte Berge und Thäler der Vogesen und fand hier erst den Ausdruck für das wunderbare Naturgefühl, mit dem er wie kein anderer unsere Dichtung belebte. Wie oft ward in den Jahren 1870/71, im Kriege und bei Gründung der Straßburger Universität, an Goethes Aufenthalt in Straßburg erinnert und wie er durch seine Schilderung Straßburgs und des Elsasses den Gedanken an das entrissene deutsche Land, die Sehnsucht nach Rückgewinnung der „wunderschönen Stadt" mit lebendig erhalten. Ja Heinemann

spricht in seiner Goethebiographie (S. 102) geradezu von dem Anteil, den man damals Goethe an der Wiedergewinnung der Reichslande zugeschrieben habe. Aber wegen solcher Kleinigkeiten soll man ihm, der in Straßburg zwar die Idee zu Götz und Faust faßte, aber „nichts geleistet hat“, dort mit Reichshilfe ein Denkmal setzen? Da könnte, meinte einer der Parteiführer, jede andere Stadt in Deutschland ebensogut für irgend ein Dichterdenkmal einen Zuschuß fordern. Es ist wahr, man weiß ja nicht einmal recht, welcher Partei Goethe eigentlich angehört hat oder heute angehören würde. Also hat die deutsche Volksvertretung, und hat damit auch das deutsche Reich nicht das geringste Interesse an einem Goethedenkmal in Straßburg. Es stehen ja dort genug Denkmäler, die an hervorragende Franzosen gemahnen, wozu noch das Denkmal eines deutschen Dichters? Der deutsche Reichstag weiß schon dafür zu sorgen, daß man uns nicht länger das Volk der Dichter und Denker schilt. Für ein Straßburger Goethedenkmal aber mögen die Herren in Straßburg selbst sorgen. Nun sie thun das auch redlich nach ihren Kräften, und so sind denn auch die Vorträge, welche sieben Straßburger Universitätsprofessoren „Zum Besten des für Straßburg geplanten Denkmals des jungen Goethe“ hielten, zum Besten des Denkmalfonds im Drucke herausgegeben worden.[41]) Rudolf Henning schildert die Entwickelung des jungen Goethe bis zur Dichtung des Götz von Berlichingen, Eugen Joseph führt uns in Goethes Herzenswirrungen der folgenden Jahre 1774/5 ein, indem er Lili Schönemann gegen die ihr gemachten Vorwürfe zu rechtfertigen, ihr Bild aufs glänzendste auszumalen strebt. Das in Leipzig unter Öfers Leitung beginnende Bemühen Goethes um Eindringen in die Kunstwelt der Griechen hat Adolf Michaelis in der Betrachtung „Goethe und die Antike“ durch Goethes ganzes Leben hindurch verfolgt. Und gerade im Elsaß, auf der Wasenburg bei Niederbronn, trat ihm in den im Gebüsch umherliegenden römischen Inschriftenblöcken die Antike zum erstenmal so lebendig entgegen,

[41]) Straßburger Goethevorträge. Straßburg 1899 (Verlag von Karl J. Trübner).

daß man den Schauplatz des im Elsaß entstandenen Gedichtes „Der Wanderer" in der Umgegend Neapels wiederfinden wollte. Aber wie oft mag Goethe, wenn er in Italien „Reste heiliger Vergangenheit" von „lieblich dämmerndem Frühlingtags-Schmuck" überwuchert sah, an jenen ersten Eindruck antiker Trümmer im Elsaß zurückgedacht haben! Empfindungen und Bilder, die er beim Besuch des elsässischen Odilienberges und der an ihm haftenden frommen Sage empfing, prägten sich ihm so tief ein, daß er noch einer seiner „zwar spätern, aber darum nicht minder geliebten Töchter" mit dem Namen und Zügen der elsässischen Heiligen ausstattete. Die nachhaltigen Einwirkungen des Straßburger Aufenthaltes, welche ihre reiffste und schönste Frucht in „Dichtung und Wahrheit" zeitigten, lassen sich ja an zahllosen Stellen der Goethischen Werke verfolgen. Die Erinnerungen jener Zeit bestimmten ihn, als er Straßburg zum Schauplatz seines Trauerspiels „Das Mädchen von Oberkirch" wählte, und als er Arnolds köstliches Straßburger Dialektlustspiel „Der Pfingstmontag" mit liebevoller Teilnahme in „Kunst und Altertum" besprach. Wie die „Weltlitteratur", für die Goethe in dieser seiner letzten Zeitschrift eintrat, sich ihm mit der Vorliebe für „Dialektpoesie" verband, was er für die Pflege beider von den Straßburger Jugendtagen an bis zuletzt geleistet hat, wird von Ernst Martin in dem einleitenden Vortrage geschildert. Und wieder von Straßburger Anfängen bis zum letzten Lebenstage geleitet uns Theobald Ziegler, indem er die Entwickelung der Faustdichtung an uns vorüber ziehen läßt. Dem zweiten Teile wird Ziegler dabei freilich nicht ganz gerecht, Vischers Abneigung grollt in Zieglers Urteil noch leise nach. Die Frage, ob Goethe von Anfang an die Rettung Fausts beabsichtigt habe, stellt Ziegler auf, doch ohne Anspruch auf sichere Beantwortung zu erheben.

Vorträge, wie die zum Besten des Straßburger Goethedenkmals gehaltenen, haben nur die Aufgabe, sichere Ergebnisse der Forschung in anziehender Zusammenfassung und Darstellung weiteren Kreisen zu vermitteln und die Hörer dadurch zu eigener Beschäftigung mit dem Menschen und seinen Werken anzuregen. Die beiden Vorträge von Wilhelm Windelband „Aus Goethes

Philosophie" und Jakob Stilling „Über Goethes Farbenlehre" bieten indessen mehr und stellen für die Goetheforschung selbst bedeutende Gesichtspunkte auf. Windelband sucht nicht Goethes philosophische Ansichten im einzelnen darzulegen, sondern betont die historische Wirkung auf die deutsche Philosophie, welche aus Goethes Persönlichkeit entsprang. Goethe „erhob sich über den eigenen Zustand, indem er ihn anschaute und gestaltete". Er entnahm der Philosophie, vor allem Spinoza, was seiner eigenen Persönlichkeit entsprach. Diese müssen wir zu erfassen streben, um seine Philosophie zu verstehen. Das Prinzip, von dem aus Goethe Welt und Menschenleben betrachte, sei „nichts anderes als das Bewußtsein des thätigen Einzelwesens im gesetzmäßigen Zusammenhange der Dinge", wie es im ersten der „Orphischen Urworte" dichterisch ausgesprochen sei. Eine treffende Beobachtung des Straßburger Philosophen ist es auch, daß in Rücksicht auf die Goethische Lebensweisheit „Wilhelm Meister" lehrreicher und ergiebiger sei als „Faust". Nehmen wir zu dem Roman noch die über ihn zwischen Goethe und Schiller gewechselten Briefe hinzu, so haben wir in dem verschiedenen Verhalten beider zu philosophischen Elementen der Dichtung auch gleich den lehrreichsten Beitrag zu ihrer Philosophie selbst. Der systematischen Bethätigung Schillers als Philosoph entspricht dagegen Goethes Thätigkeit im Gebiete der Naturwissenschaften. Wie er mit diesen Arbeiten wieder auf Philosophen zurückwirkte, beweist Hegels und noch viel mehr Schopenhauers Teilnahme für die Goethische Farbenlehre. Stilling hebt aber gleich in der Einleitung seines Vortrags, den wir Litterarhistoriker als eine teilweise Rettung von Goethes wissenschaftlichem Hauptwerke freudig begrüßen müssen, hervor, wie Goethe selbst für seine Farbenlehre als erster Kantische Gedanken verstanden und verwertet habe. „Ihm war die Farbe schon ein Teil unseres Empfindungsvermögens und die physikalischen Bedingungen nur der äußere Anlaß." Stilling selbst ist zwar nicht Physiker, doch Vertreter der Ophthalmologie an der Straßburger Hochschule, daher als Naturwissenschaftler zu fachlichem Urteil über die vielgeschmähte und wenig gekannte Farbenlehre Goethes vollgiltig legitimiert. Die klare, dem Laien faßliche Darlegung der Streitfrage, des

Gegensatzes zwischen Newton und Goethe, und der heute herrschenden wissenschaftlichen Anschauung ist wohl geeignet, manche Vorurteile richtig zu stellen. Der Irrtum Goethes liege in dem physikalischen Teile seiner Farbenlehre, der physiologische dagegen enthalte durch seine wertvolle Entdeckung der durch Reizmittel entstehenden Erregungen des Auges „geradezu die Grundlage der modernsten Anschauungen, und die bis jetzt noch so gut wie isoliert dastehende Farbenpsychologie wird für alle künftigen Versuche in dieser Richtung das erste Vorbild liefern". Die Genauigkeit und Richtigkeit von Goethes physiologischen Versuchen hat schon Helmholtz in einer unbeachtet gebliebenen, kleingedruckten Bemerkung seiner physiologischen Optik anerkannt. Stilling glaubt aber, Goethe, der nebenbei gesagt zuerst die krankhafte Erscheinung der Farbenblindheit zu erklären sucht, noch ein größeres Verdienst zuschreiben zu können. Goethe habe das wichtige Gesetz des Antagonismus entdeckt, und als erster „die Erscheinungen im Zusammenhange genau betrachtet, beschrieben und richtig erklärt, indem er sie auf die subjektive Thätigkeit unseres Auges bezog". Im psychologischen Abschnitte der Farbenlehre sei der Denker und Künstler Goethe vollends der unbestrittene Meister.

Wir vermögen von diesem, dem Goethefreunde so willkommenen Rettungsversuche des Goethischen Schmerzenskindes selbstverständlich nur erfreut zu berichten, ohne in der nur den Naturforschern zuständigen Streitfrage ein eigenes Urteil äußern zu dürfen. Aber das eine dürfen wir hinzusetzen: wieviel in Goethes Farbenlehre auch irrig oder richtig sein mag, es ist in ihr zweifellos so viel an tiefster Goethischer Lebensweisheit und reifster Weltanschauung enthalten, es spricht aus ihr so mächtig und unmittelbar Goethes Persönlichkeit, daß ihre fast vollständige Ignorierung — denn wie viele selbst unter eifrigen Goethelesern haben die verfehmte „Farbenlehre" aufgeschlagen! — in hohem Grade bedauerlich und tadelnswert ist. August Wilhelm Schlegel war, obwohl 1811, als er die Farbenlehre kennen lernte, seine frühere Begeisterung für Goethe schon sehr abgekühlt war, doch voll Bewunderung für die Meisterhand, die „das Gemälde vom Gange des menschlichen Geistes überhaupt in der Geschichte der Farbenlehre entworfen! Welche

Charakteristiken wie die von Plato und Aristoteles! Welche Heiterkeit und überlegene Sicherheit in den eingestreuten Betrachtungen. Ich las dies Buch, wie man die anziehendste Dichtung liest, die man nicht eher aus den Händen legen kann, bis man zu Ende ist". Ja, er fühlte sich bei Lesung der Farbenlehre wieder ganz in Goethes Nähe, in die beseelendste Unterhaltung mit ihm versetzt, wie er in einem der Briefe an Goethe schreibt, mit welchen der letzte Band der „Schriften der Goethegesellschaft" uns bekannt gemacht hat. Der Umfang des Heftes gestattet leider nicht mehr den Abdruck der von meiner Seite abgeschlossenen Fortsetzung des Berichtes und ein Eingehen auf jenes wie auf so manch andere der seit der letzten Übersicht erschienenen Bücher.



Hochstiftsmitteilungen.

Die Neuordnung der Goethebibliothek.

Vor zwei Jahren konnten die Berichte die Mitteilung von der Übersiedlung der Bibliothek in ihr neuerbautes Heim machen und von diesem eine nähere Beschreibung geben.[1])

Jetzt ist es nun an der Zeit von dem Inhalte selbst, seiner Anordnung, den leitenden Gesichtspunkten für den weiteren Ausbau eingehender Rechenschaft abzulegen, als dies in dem kurzen alljährlichen Bibliotheksberichte möglich ist.

Das Hochstift hat seit mehr als einem Jahrzehnt der Goethebibliothek in verstärktem Maße seine Aufmerksamkeit zugewendet und ihr besondere Pflege angedeihen lassen. Es hat einen nicht unbeträchtlichen Teil seiner, den vielseitigen ihm gestellten Aufgaben gegenüber doch nur beschränkten, Mittel dafür verwendet, und hegt den Wunsch dies in Zukunft in noch umfassenderer Weise thun zu können, damit das gesteckte Ziel in nicht allzuferner Zeit erreicht werden möge. Dieses Ziel ist die Schaffung einer möglichst vollständigen Bibliothek der klassischen Litteraturperiode unseres Volkes mit Goethe als Mittelpunkt.

Eine solche Spezialbibliothek ist bisher an keinem anderen Orte vorhanden. Daß sie für die litterarische Forschung ganz Deutschlands ein Bedürfnis, für die gebildeten Kreise unserer Stadt ein willkommenes Belehrungsmittel ist, beweist die stetig steigende Benutzung, die schon jetzt, wo die Bibliothek noch bei weitem nicht allen an sie gestellten Anforderungen zu genügen vermag, eine sehr bedeutende ist.

---

[1]) Siehe Hochstiftsberichte N. F. Bd. XIII. S. 344 ff.

Ihrer Aufgabe vollständig entsprechen wird sie ja erst dann, wenn sie dem Forscher die gesamte Litteratur, deren er bedarf, mit Einschluß aller der seltenen Werke zu bieten vermag, die sonst mit vieler Mühe und großem Zeitverlust aus den verschiedensten Bibliotheken zusammengeholt werden müssen, bisweilen auch gar nicht aufzutreiben sind. Dann aber wird sie ihre unbestrittene Bedeutung für alle Zeiten haben. Denn in der Entwickelung der deutschen Kultur wird die Litteraturperiode, die durch Goethes und Schillers Namen bezeichnet wird, immer einen ganz besonderen Rang behaupten.

Nicht nur weil sie noch heute den Höhepunkt deutscher Dichtkunst bildet. Es kann eine Zeit kommen, die noch vollendetere Kunstwerke schafft, es können Dichter erstehen, die die Größen unserer klassischen Zeit weit überragen, und bei der unverwüstlichen Jugendkraft unseres Volkes dürfen wir hoffen, daß das einst geschehe, aber kaum jemals wird eine Zeit wiederkehren, in der die Dichtkunst so sehr im Vordergrunde des nationalen Lebens steht wie damals.

Die Aufgabe der Dichter und Schriftsteller jener Tage war es, das Band der geistigen Einheit um die einzelnen deutschen Stämme zu schlingen, der geistigen Einheit, die der politischen voraufgehen mußte.

In der Erfüllung dieser Aufgabe liegt die historische Bedeutung unserer klassischen Litteraturperiode, die ihr, ganz unabhängig von der künstlerischen Vollendung ihrer Leistungen, einen hervorragenden Platz in der Geschichte der deutschen Kultur sichert.

Ohne jene ist diese nicht zu verstehen. Man wird daher immer wieder auf sie zurückgreifen müssen, so weit auch die Zeit sich von ihr entfernt.

Auch aus diesem Gedanken an die Zukunft erklärt sich das Bestreben des Hochstiftes in seiner Bibliothek alle litterarischen Lebensäußerungen jener Zeit, auch die scheinbar unbedeutendsten sorgfältig zu sammeln und aufzubewahren. Für die Vereinigung aller der die Geistesheroen, wie Lessing, Herder, Schiller und besonders Goethe betreffenden Litteratur bedarf es ja keiner Rechtfertigung. Sind wir doch selber Zeugen wie Goethes Gedankenwelt immer mehr zur Grundlage der neueren Geistesbildung wird.

Wie sie aber nicht allein auf die Dichtkunst sich beschränkt, sondern vielfach auf andere Gebiete hinübergreift, so muß es ebenso, wenn auch in maßvoller Beschränkung, die Bibliothek, die jene Gedankenfülle der Nachwelt bewahren will. Indem sie nun, von einer Sammlung von Goetheschriften ausgehend, diese weiteren Ziele ins Auge faßte und die Bestände rasch anwuchsen, mußte das ursprüngliche Einteilungssystem (wie es Berichte Jg. 1886/87 S. 3* f skizziert ist) naturgemäß allmählich zu eng werden.

Die Neuordnung konnte jedoch erst in Angriff genommen werden, als in den neuen Magazinen hinreichender Raum zu übersichtlicher Aufstellung gewonnen wurde.

Das neue Einteilungssystem ist von dem Unterzeichneten mit Hilfe des Herrn Dr. R. Hering entworfen und im wesentlichen durchgeführt.

Ein fertiges System zu übernehmen erwies sich bei der Eigenart der Spezialbibliothek als unthunlich, ebenso war eine bei manchen modernen Bibliotheken bevorzugte rein äußerliche Nebeneinanderreihung der Bände, die dann nur durch Katalognummern auffindbar sind, von vornherein ausgeschlossen.

Die Gruppeneinteilung nach dem Inhalt war unbedingt geboten.

Als leitender Grundsatz wurde die Schaffung zahlreicher kleiner koordinierter Gruppen aufgestellt. Diese bieten den nicht zu unterschätzenden Vorteil leichter Zerlegung oder Vereinigung, je nach Bedürfnis, gewähren die Möglichkeit leichter und rascher Übersicht und vermindern die bei großen Gruppen schwer vermeidbare Gefahr bei streng systematischer Anordnung mit den Zahlen ins Gedränge zu kommen. Die großen Oberabteilungen bilden hierbei nur theoretische Zusammenfassungen.

Das System ist, bevor es endgültig festgelegt wurde, erst längere Zeit erprobt. Es erscheint nicht überall streng methodisch, bewährt sich aber für den praktischen Gebrauch und hat den Vorzug freiester Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit an die mit dem weiteren Wachstum sich ändernden Bedürfnisse.

Im Einzelnen wird es immer im Fluß bleiben und Veränderungen unterliegen, eine völlige Umgestaltung wird aber, wie wir hoffen, niemals erforderlich sein.

*

Der Gesamtbestand gliedert sich in Druckwerke, Handschriften, und Bildwerke.

1. Druckwerke.

In einer Spezialbibliothek, die überall ins einzelne gehen muß, bilden die Einzelabhandlungen, Programme, Sonderabdrücke, Aufsätze aus Zeitschriften aller Art, ein besonders reiches und wichtiges Material.

In ihrer ganzen Folge lassen sich nur die litterarischen Zeitschriften der Epoche selbst, sowie die wichtigsten modernen aufstellen.

Aus allen übrigen, die nur vereinzelt für uns in betracht kommende Artikel bringen, ebenso aus Sammelwerken, sind wir bemüht, die betreffenden Hefte oder Einzelabdrücke zu erlangen. Diese werden dann aber unter thunlichster Vermeidung von Sammelbänden, als selbständige Buchbinderbände eingereiht.

Sammelkasten werden, außer für kleinere Ausschnitte aus den Tageszeitungen für Theaterzettel, Einblattdrucke &c. nur zur provisorischen Aufbewahrung verwendet.

Die überwiegende Masse der Druckschriften bilden die Werke der Schriftsteller aus der Zeit von Gottsched bis nach Goethes Tod und die seitdem über sie entstandene Litteratur.

Dafür ist als oberstes Einteilungsprinzip die alphabetische Reihenfolge von selbst gegeben, in der jeder Schriftsteller eine mit seinem Namen bezeichnete Gruppe bildet.

Diese eine Gruppe aber reicht in Wirklichkeit nur für die allerunbedeutendsten aus. Je größer die Zahl der Werke eines Autors ist, je umfangreicher die Litteratur über ihn wird, in eine um so größere Anzahl von Gruppen ist er zu zerlegen. Der Grad der Differenzierung wird daher vielfach ein verschiedener sein und mit dem Wachstum der Bibliothek zunehmen. Am weitesten geht sie natürlich bei Goethe, und die für ihn gewählte Gruppeneinteilung bietet daher die mannigfachste Gliederung, die bei den übrigen Autoren, zunächst bei Schiller, Lessing, Herder u. s. w. allmählich sich immermehr vereinfachend, in ihren wesentlichen Grundlagen wiederkehrt.

Sie sei daher hier eingefügt.

Goethe.

Im folgenden sind bei den Werken nur die Gruppen genannt, die durch ihre Bändezahl bereits eine selbständige Bedeutung haben; die vielen kleineren Schriften stehen vorläufig in der alphabetischen Reihe zwischen den Gruppen. Jede Gruppenbezeichnung bildet in der Abkürzung die betreffende Signatur z. B. G. Eg. = Goethe Egmont.

Die Gruppen der Werke umfassen in der Regel 1) Ausgaben (chronologisch geordnet), 2) Übersetzungen (die Sprachen alphabetisch, die Werke in jeder chronologisch geordnet), 3) Erläuterungen (chronologisch). Diese sich regelmäßig innerhalb der Gruppen wiederholenden Einteilungen tragen die gleiche Gruppensignatur und unterscheiden sich nur durch die Zahlen: Ausgaben 1—500, Übersetzungen 500—1000, Erläuterungen 1000 ff.

I. Werke:

Gesamtausgaben.
Zwei oder mehr Werke.
Aufsätze zur Kunst.
Aufsätze zur Litteratur.
Aufsätze zur Naturwissenschaft.
Bergbau.
Cellini.
Claudine.
Clavigo.
Dichtung und Wahrheit.
Divan.
Egmont.
Elpenor.
Epimenides.
Erwin und Elmire.
Farbenlehre.
Mehrere Gedichte.
Einzelne Gedichte.
Geschwister.
Götz.
Hermann und Dorothea.
Iphigenie.
Italienische Reise.
Kunst und Alterthum.

**

Maskenzüge.
Metamorphose der Pflanzen.
Propyläen.
Reineke Fuchs.
Stella.
Tasso.
Wahlverwandschaften.
Werther.
Wilhelm Meister.
Winckelmann.
Editionen.[1])
Auszüge.
Briefe.
Tagebücher.
Gespräche.

II. Litteratur über Goethe:

Hilfsmittel.
Biographien.
Biographische Einzelheiten.
Abhandlungen (allgemeine).
Goethe und Personen.
" " Orte.
" " die Dichtkunst.
" " " Religion.
" " " Philosophie.
" " " Pädagogik.
" " " Politik (Geschichte etc.).
" " " Naturwissenschaften.
" " " Musik.
" " " Kunst.
" " das Altertum.
" " " Theater.
" " die Freimaurerei.

[1]) Von Goethe herausgegebene oder eingeführte Werke.

Goethe-Bildnisse.
„ Feiern.
„ Museen.
„ Vereinigungen.
Gedichte über Goethe.
Diversa.

Dieses Schema ist mit geringen Veränderungen auf Schiller, Lessing, Herder, Wieland ꝛc. zu übertragen. Je geringer die Vielseitigkeit, die Fülle der Beziehungen dann bei den einzelnen wird, um so geringer wird auch die Anzahl der jedem zugeteilten Gruppen, bis sie sich schließlich auf Werke, Briefwechsel, Litteratur über den Autor beschränken.

Die Künstler sind der Einfachheit halber auch in die alphabetische Reihe der Autoren eingefügt, deren Schluß die Gruppe Mehrere Autoren macht.

Neben dieser Reihe mit den genannten Gruppen giebt es nun noch folgende Abteilungen:

Anonyme Theaterstücke,
Anonyme Romane etc.,
Zeitschriften,
Almanache,
Litteraturgeschichte,
Kunstgeschichte,
Theatergeschichte,
Theaterzettel.
Kompositionen.
Francofurtensien.

Einen besonderen Teil der Bibliothek bildet die Faustschriftensammlung.

Ihre Einteilung, die im Jahre 1890, mit Benutzung der von Engel in der Bibliotheca Faustiana getroffenen Anordnung, in ausreichender Weise, vorgenommen wurde, ist von der Neuordnung unberührt geblieben.

2. Handschriften.

Die Handschriftensammlung ist in derselben Weise wie die Druckwerke, nach Autornamen alphabetisch eingeteilt. In jeder

Gruppe reihen sich an die Manuskripte die Briefe, die den Hauptbestandteil ausmachen, diese dann nach Empfängern geordnet.

3. Bildwerke.

Auch hier ist die alphabetische Ordnung in erster Linie maßgebend. Jedem Namen sind 1. die Porträts, 2. (bei Autoren) Illustrationen der Werke zugeteilt, ihnen schließen sich die dahingehörigen Abbildungen von Örtlichkeiten zur Biographie 2c. an.

Für Goethe ist der großen Anzahl der Blätter entsprechend wiederum eine weitergehende Teilung notwendig. So sind z. B. die Goetheporträts nach den Namen der Maler geordnet, die Illustrationen nach den Werken, während die Örtlichkeiten nach den Ortsnamen sich gruppieren.

Handschriften wie Bildwerke bilden das Verbindungsglied zwischen Bibliothek und Museum. Während von den Druckschriften nur die ersten Ausgaben von Goethes Jugendwerken im Museum ihren Platz haben, bilden die Manuskripte, Briefe, Stammbuchblätter, Bilder, Handzeichnungen, Silhouetten, Stiche u. s. w. zum großen Teile dessen Bestand oder Reserve.

Die Bibliothek enthält gegenwärtig etwa 18000 Bände, davon entfallen auf die Goethelitteratur im engeren Sinne ca. 5000, die Faustsammlung 1300 Bände. Schiller und Lessing sind mit je 1000 Bänden vertreten. Ebensoviel enthält die Gruppe der Almanache, 1500 Bände die der Zeitschriften.

An Handschriften und Briefen zählen wir über 700 Nummern, an Bildwerken 900 und an Theaterzetteln 850 Blätter. Die Katalogisierung ist bisher in einem eingehenden Nominalkatalog (Zettel) durchgeführt. Über den in Vorbereitung befindlichen wissenschaftlichen Realkatalog wird hoffentlich in einigen Jahren Näheres berichtet werden können.

O. Heuer.



III. Einsendungen.

Vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1898 wurden nachstehende Schriften dem Hochstift eingesendet. Allen Herren Einsendern sei an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Die mit † bezeichneten Schriften werden im Austausche gegen die Hochstiftsberichte geliefert, die mit * bezeichneten sind Geschenke; ist der Geber nicht besonders angeführt, so ist es der Verfasser, beziehungsweise Verein, Hochschule u. s. w.

Das Verzeichnis der regelmäßig im Austausch eingehenden Zeitschriften wird mit Schluß des Kalenderjahres gegeben.

Litteratur.

*Paudler, A. Leipaer Dichterbuch. Leipa 1898.
*Neumann, Dr. A. Aus Friedrich Hebbels Werdezeit. Progr. Zittau 1899.
*Birstein, Dr. A. War Goethe syphilitisch. Sep.-Abdr.
*Welcker, Fr. Gottl. Sappho von einem herrschenden Vorurteile befreyt. Göttingen 1816. Geschenk v. Herrn Prof. Valentin.
*Goethe, Iphigenie auf Tauris. Ein Schauspiel edited with introduction, notes and appendices by Karl Breul. Cambridge 1899.
*v. Biedermann. Goetheforschungen. Anderweite Folge 1899.
*Keuchel G. Goethes Religion und Goethes Faust 1899.
*Goethe Hermann und Dorothea. Traduction de L. Belney. Paris 1898. Geschenk der Frau Marguerite Brédel, Paris.
*Goethe in Zürich Geschenk des Herrn Stadtrat Dr. Varrentrapp.

Kunst und Archäologie.

*Adamy und Wagner. Die ehemalige frühromanische Centralkirche des Stiftes St. Peter zu Wimpfen im Thal. Darmstadt 1898.
*Brehlau und von Gilsa zu Gilsa. Neolithische Denkmäler aus Hessen. Cassel 1898.
*Mothes, Dr. O. Handbuch des evangelisch-christlichen Kirchenbaues. Leipzig 1898.

Geschichte und Biographie.

†Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst. Dritte Folge Bd. 6. Herausgegeben von dem Vereine für Geschichte und Altertumskunde zu Frankfurt a. M. Frankfurt a. M. 1899.

†Mitteilungen des Geschichts- und Alterstumsverein zu Leisnig. Heft 11 o. O. u. J.

†Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen. Bd. 5, Heft 1. Meißen 1898.

†Zeitschrift der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen. Jahrg. 13, Heft 1 und 2.

*Mentzel, E., Frankfurt a. M. Ein Städtebild. 1898.

*Pfleiderer, Prof. Dr. E. Rede bei der Gedächtnisfeier für Fürst Bismarck. Gehalten zu Tübingen, 6. August 1898.

*Ballestrem, Eufemia, Gräfin v. Maria Stuart. 1889. Geschenk des Herrn Geh.-Rat Schäfer in Darmstadt.

Naturwissenschaften.

*Tergast, Sanitätsrat Dr. Ursache und Verhütung des Bleiangriffes durch das Wasser der städt. Wasserleitung in Emden. Emden 1899.

†Eastmann, John R. The second Washington Catalogue of stars etc. Washington 1898.

†Aquila, Zeitschrift für Ornithologie. Organ des ungarischen Centralbureaus für ornith. Beobachtungen. Jahrg. II, III, IV (1895—97).

*Bericht der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft zu Frankfurt a. M. 1898.

†Jahresbericht der Deutschen Seewarte. Hamburg 1898.

†Report of the Superintendent of the U. S. Naval Observatory. Washington 1898.

†Memoirs of the National Akademy of Sciences. Vol. VIII. Washington 1898.

†Annual Report of the Smithsonian Institution. Washington 1898.

†Proccedings of the U. S. National Museum. Vol. 19. und 20 (1897/8).

Programme etc. von Hochschulen, Schulen, Vereinen etc.

*Universitäten. Freiburg i. B. Vorlesungsverzeichnis. S.-S. 1899.

*— — Personalverzeichnis. W.-S. 1898/99.

*— — Programm zur Feier des Geburtstages des Großherzogs. 1898.

*— Jena. Personalverzeichnis. W.-S. 1898/99.

*— — Vorlesungsverzeichnis. S.-S. 1899.

*— Heidelberg. Rede zur Feier von Großherzogs Geburtstag 1898.

*— — Vorlesungsverzeichnis S.-S. 1899.

*— Innsbruck. Personalverzeichnis 1898/99.
*— Vorlesungsverzeichnis 1899.
*— Prag, deutsche Universität. Vorlesungsverzeichnis 1899.
*— Tübingen. Bekanntmachung der Ergebnisse der akad. Preisbewerbung 1897/98.
*Jahresbericht des Ausschusses für Volks-Vorlesungen Frankfurt a. M. 1897/98.
*Jahresbericht des Volks-Hochschulvereins München 1897/98.
*Jahresbericht der Vereinigung zur Fürsorge für kranke Arbeiter a. d. Jahr 1898. Leipzig 1898.
*Programm der israelitischen Realschule (Philantropin) zu Frankfurt a. M. 1899.
*Jahresbericht des Mädchenstift zu Frankfurt a. M. 1897/98.
*Jahresbericht der Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Volks- und Jugendschriften zu Frankfurt a. M. 1899.
*Jahresbericht des Arbeiter-Sekretariats München 1899.
*Bericht des Frankfurter Turnvereins 1898.



IV. Veränderungen im Mitgliederbestande

in der Zeit vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1898.

A. Neu eingetreten:

(Beitrag, wenn nicht besonders bemerkt, Mk. 8.—, bei Auswärtigen Mk. 6.—, Mehrbeträge werden dankend besonders verzeichnet.)

1. Carl Bangel, ev. Pfarrer i. P., hier.
2. Hermann Becher, Präsident der Kgl. Eisenb.-Direktion, hier.
3. Hermann Büchy, Lehrer, hier.
4. Felix Dessoff, Numismatiker, hier.
5. Carl Frank, Dr. med., Zahnarzt, hier.
6. Ernst Fünfgeld, Kaufmann, hier.
7. Frau Jenny Gattmann, hier.
8. Theodor Giller, Ingenieur, hier.
9. Josef Grebenau, Kaufmann, hier.
10. Carl Hahn, Dr. phil., hier.
11. Heinrich Hahn, Kaufmann, hier.
12. Julius Hanauer, Dr. phil., hier.
13. Hans Hatschek, Dr. jur., Syndikus der Handelskammer, hier.
14. Fritz Hausmann, Bildhauer, hier.
15. Carl Hefermehl, Referendar, hier.
16. Friedrich Hering, Dr. med., prakt. Arzt, Berlin.
17. Heinrich Hirschler, Rechtsanwalt, hier.
18. Gotthold Hoeppener, Regierungsrat, hier.
19. Johannes Hoff, Privatier, hier.
20. Frl. Ida Hohenemser, hier.
21. Wilhelm Jacobi, Dr. med., hier.
22. Frau Leopold Kahn, hier. (Mk. 10.—.)

23. Walther von Kienitz, Gerichtsassessor, hier.
24. Bernhard Kraker von Schwarzenfeld, Rentier, hier.
25. Frl. Kathinka Küster, hier.
26. Emil Lehmann, Dr., Referendar, hier.
27. Paul Loewe, cand. phil., hier.
28. Sally Marxsohn, hier.
29. Freiin Martha von Massenbach, hier.
30. Herm. Martin Mayer, Kaufmann, hier.
31. Martin von Mayer, Kaufmann, hier.
32. Otto Mersmann-Soest, Landrichter, hier.
33. Friedrich Müller, Cameralist, Offenbach a. M.
34. F. Neidlinger, Mechaniker, hier.
35. Fritz Rauch, Dr. med. prakt. Arzt, hier.
36. Frau Emil Rosenthal, Witwe, Privatiere, hier.
37. Wilhelm Rothschild, Referendar, hier.
38. Wilhelm Rullmann, Dr. phil., Schriftsteller, Graz.
39. Joh. Hermann Rumpf, Referendar, hier.
40. Richard Salomon, Dr. med., hier.
41. Ernst Sartorius, Lehrer, hier.
42. Ernst Schimmelpfeng, cand. d. höheren Schulamts, hier.
43. Julius Schönemann, Dr., Oberlehrer, hier.
44. Frau Fritz Simon, Witwe, hier.
45. W. Steinhäußer, Homburg v. d. H.
46. Ernst Stettenheimer, Dr. jur., Referendar, Offenbach a. M.
47. Philipp Strauß, Kaufmann, hier.
48. Hermann von Trenkwald, Dr., Direktor des Kunstgewerbe-Museums, hier.
49. Wilhelm Trübner, Professor, hier.
50. Frl. Minna Velde, Lehrerin, hier.
51. Paul Wolff, Referendar, hier.

B. Gestorben.

1. Benjamin Auffarth, Buchhändler, hier.
2. Otto Eiser, Dr. med., hier.
3. Gustav Floerke, Professor Dr., München.

4. Karl Fröbel, Professor, Edinburgh.
5. Alfons Huber, Universitäts-Professor Dr., k.k. Hofrat, Wien.
6. Frl. Sophie Kaestler, hier.
7. Joh. Balth. Köbig, Großherzogl. Hess. Hoflithograph, hier.
8. Jac. W. Küster, Kaufmann, hier.
9. Hermann Labes, Direktor der „Providentia", hier.
10. C. Petsch, Privatier, hier.
11. Carl Wehrmann, Dr. phil., Staatsarchivar, Lübeck.
12. E. H. Weißenborn, Lehrer, Langensalza.

71 Mitglieder haben ihren Austritt erklärt.



I. Berichte aus den Akademischen Fachabteilungen.

1.

Abteilung für Soziale Wissenschaften (SzW).

a) Sektion für Jurisprudenz (J).

Dieser Sektion wurde in dem Zeitraum vom 1. Januar bis 30. April 1899 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen
mit Wahlrecht:

Herr Dr. Lehmann, Referendar, hier.

Die Thätigkeit der Sektion war auch in diesem Zeitabschnitt ausschließlich der Exegese des Bürgerlichen Gesetzbuches gewidmet. In den Sitzungen am 9., 16., 23., 30. Januar; 6., 13., 27. Februar; 6., 13., 20., 27. März; 16. und 24. April referierten die Herren: Dr. Lehmann, Dr. Heilbrunn, Dr. Wertheimer, Dr. Blau, Dr. Geiger, Dr. Wolff, Dr. Kallmann.

---

b) Sektion für Volkswirtschaft (V).

Dieser Sektion wurde in dem Zeitraum vom 1. Januar bis 30. April 1899 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen
mit Wahlrecht:

Herr Dr. Amson, hier.

Es sprachen in dieser Sektion am

18. Januar Herr A. Loeb über
„Die industrielle Entwickelung und ihre agrarischen Gegner";

25. Januar Herr A. Damaschke, Berlin über
„Henry George".

15. Februar Herr J. H. Epstein über
„Die industrielle Entwicklung und ihre Gegner“.
15. März Herr Dr. A. Voigt über
„Einige Grundfragen der Volkswirtschaft“.

* * *

Der eingesandte Bericht lautet:

Henry George. Von A. Damaschke, Berlin.

Die hier gebotenen Ausführungen bilden den ersten Versuch einer deutschen Biographie des großen anglosächsischen National-Ökonomen. Die deutsche Litteratur giebt bisher zu diesem Thema nur dürftige Lexikonnotizen. Das Material mußte deshalb zumeist aus englischen und amerikanischen Zeitschriften zusammengetragen werden. Wie jeder erste Versuch, so darf auch dieser wohl auf eine gewisse Nachsicht rechnen.

Henry George wurde am 2. September 1839 in Philadelphia geboren. Sein Vater war ein Buchhändler, in dessen Hause es sehr bescheiden zuging. Acht Kinder, unter denen Henry das älteste war, wollten versorgt sein, und der Verdienst war gering. Später gab Henrys Vater sein Geschäft auf und nahm eine Stellung als Beamter im Zollhaus zu Philadelphia an. Henry besuchte die Volksschule bis zu seinem zwölften Jahr, dann ein Jahr lang eine höhere Privatschule. Er war ein guter Schüler, der leidenschaftlich gerne las und in seines Vaters Buchhandlung manche Stunde hinter den Büchern saß. Als er 13 Jahre alt war, erklärte er seinem Vater, daß er die Schule nicht mehr besuchen möchte: „Ich glaube wirklich zu können, was man mich dort lehrt.“ Ein Schulzwang bestand nicht, und so hing die Erfüllung seines Wunsches lediglich vom Willen seines Vaters ab. Dieser sagt von jener Zeit: „Henry war von klein auf ein selbständiger Charakter und immer ein guter Junge. Da seine Meinung über die Schule nicht zu ändern war, so beschloß ich, ihn seinen Weg gehen zu lassen.“ — Nun wurde Henry Laufbursche in einem Geschirrladen, um an seinem Teile das karge Einkommen der Familie zu mehren. Daneben benutzte er alle freie Zeit, sich weiter zu bilden. Namentlich waren es Geschichtsbilder, die ihn anzogen.

Auch geographische Schilderungen gehörten zu seiner Lieblingslektüre. Das Buch aber, das er am höchsten schätzte und immerwieder las, war Robinson Krusoe. Auch auf der Höhe des Lebens ist er oft auf dieses Buch zurückgegangen, um an „Robison-Beispielen" verwickelte nationalökonomische Probleme auf ihre einfachsten Formen zurückführen und sie so dem Verständnis näher bringen zu können.

Als George 16 Jahre alt war, trat er als Setzerlehrling in eine Druckerei ein. Zunächst fand er aber keine Befriedigung in diesem Berufe, und noch bevor er seine Lehrzeit beendet hatte, erklärte er seinem Vater, daß er sich entschlossen habe, nach Indien zu gehen.

In jenen Tagen war die Not dieses reichen Landes und seine Ausbeutung durch die „Ostindische Handelsgesellschaft" ein Gegenstand häufiger Schilderungen. Es war die Zeit kurz vor dem großen Sepoy-Aufstand, der jener Handelsgesellschaft ein Ende bereitete.

Vater und Mutter überlegten lange, bevor sie dem Willen des Knaben nachgaben. Etwas Seemannsblut lag überhaupt in der Familie. Der Großvater des Knaben war englischer Schiffskapitän gewesen, ehe er amerikanischer Bürger wurde, und sich in Philadelphia als Schiffseigener niederließ. In dem kurzen Kriege, der 1812 zwischen England und der Union stattfand, waren seine beiden Schiffe zerstört und damit der Wohlstand der Familie vernichtet worden. Der Vater verschaffte Henry eine Stelle als Schiffsjunge auf einem Schiff, das zwischen Philadelphia und Calcutta verkehrte. Daß Henry George sich in Indien mit offenen Augen und warmem Herzen umgesehen, klingt später vielfach durch seine Schriften hindurch.

Von Indien zurückgekehrt, diente er als Matrose auf Küstenfahrzeugen. Im Jahre 1858 ließ er sich für ein Kriegsschiff anwerben, das nach San Franzisko bestimmt war. Auf dieser Reise hatte die Besatzung des Schiffes das Unglück, einen der ihren durch den Tod zu verlieren. Die Totenfeier auf hoher See und die Versenkung der Leiche in das Meer machten auf George einen tiefen Eindruck. In einem Briefe an einen Freund in Philadelphia entwarf er von dieser Feier eine so lebendige Schilderung, daß

dieser den Brief in einer Zeitung zum Abdruck brachte und Henry ermunterte, für die Presse zu schreiben.

Es war eine neue Welt, die sich dem 19-jährigen in Kalifornien aufthat. Um das Jahr 1845 war San Franzisko noch ein unbekanntes Dorf mit kaum 1000 Einwohnern gewesen. Da aber war die Kunde von den Goldfeldern Kaliforniens in die Welt gedrungen, und jetzt, in kaum 10 Jahren, hatte sich aus jenem unbekannten Dorfe eine Stadt mit 150 000 Einwohnern entwickelt! Hier konnte man, wie sonst wohl selten, das Werden und Wachsen moderner Kultur beobachten. Hier konnte man gleichsam zusehen, wie aus dem Blockhaus der Industrie-Palast wurde. Es war das Gold, das hier alle Gedanken, alle Worte, alle Handlungen bestimmte — war es ein Wunder, daß das Goldfieber auch den jungen George ergriff, der, im Vollgefühl seiner Kraft, mit glühendem Herzen und festem Willen entschlossen war, das Glück zu erjagen? — Er wurde ein Goldgräber. —

Nach drei Jahren kurzer Hoffnung, schwerer Mühsal und großer Enttäuschung verließ er die Goldfelder und ging nach San Franzisko.

II.

Es war keine leichte Zeit, die für den 22-jährigen Mann anbrach, als er den Traum begraben hatte, das spröde Glück gleichsam im Sturm erobern zu können. Er trat in eine Zeitungsdruckerei als Setzer ein und mußte nun die schwere Kunst lernen, mit geringem Wochenlohn sich einzurichten.

In diese Zeit fällt auch seine Verheiratung. Er ließ sich den Lohn für 2 Wochen vorausgeben und dann wagte er den großen Schritt. Seine Frau war so arm wie er. Aber sie ist ihm eine liebe, tapfere und verständnisvolle Gefährtin geblieben bis zur Stunde seines Todes. All die Sorgen und Mühen des Alltags aber vermochten nicht seinen Geist zu lähmen. Unablässig arbeitete er an seiner Weiterbildung. Wenn er am Setzerkasten stand und aus den Handschriften heraus die Worte der Artikel zusammensetzte, dann kam ihm oft der Gedanke, ob er nicht auch solche Artikel schaffen könne. Und in seinen wenigen freien Stunden versuchte er, über Fragen, die ihn interessierten, seine Anschauungen

zu Papier zu bringen. Wem sollte er diese Arbeiten aber schicken? Würde man in der Redaktion nicht darüber lächeln, wenn ein einfacher Arbeiter sich herausnehmen wollte, schriftstellerisch thätig zu sein? Er legte seine Arbeiten, ohne einen Namen darunter zu setzen, in den Briefkasten der Redaktion. Die meisten dieser Artikel wurden aufgenommen, ja einzelne von ihnen erregten bedeutendes Aufsehen. Es war für George ein seltsames Vergnügen, seine eigene Handschrift setzen zu müssen, oder von den Leitern des Blattes gelegentlich Vermutungen darüber aussprechen zu hören, ob dieser oder jener angesehene Politiker wohl der ungenannte Mitarbeiter sei.

Als George einst wieder — so erzählt sein Übersetzer Gütschow — einen seiner namenlosen Beiträge in den Redaktionsbriefkasten warf, wurde er von dem Besitzer der Zeitung überrascht, der nicht wenig über seine Entdeckung erstaunt war. Er machte George sofort zum Redakteur an seiner Zeitung.

Nun begann für diesen eine neue Zeit. Jetzt konnten sich die großen Fähigkeiten, die in ihm schlummerten, schnell entfalten. Sein offener Blick, seine ehrliche Liebe zum Volke, sein warmes Empfinden für Gerechtigkeit und Freiheit, das alles trug dazu bei, daß sein neuer Beruf ihm auch innere Befriedigung bot. Sein Lieblingswunsch aber war, eine eigene Zeitung zu besitzen, in der er, von niemand beengt und beirrt, rückhaltlos für alles eintreten könnte, was er für wahr und recht erkennen würde.

Im Jahre 1872 konnte er diesen Lieblingsplan ausführen. Mit einigen Freunden zusammen gründete er in San Franzisko „Die Abendpost“. Das Blatt gewann bald einen großen Leserkreis; denn das Volk lernte schnell diese Zeitung lieben, die ohne Furcht auch für die Kleinen und Schwachen eintrat.

Einst wandten sich arme Matrosen an George und baten ihn um Hilfe. Sie waren von einigen Schiffs-Offizieren auf das grausamste behandelt worden. Die Offiziere standen zu sehr einflußreichen Familien in enger Beziehung, und diese setzten es durch, daß man die Anklage der Matrosen abwies. Aber George nahm sich ihrer an; mit großen Opfern an Kraft und Zeit und Geld erzwang er es, daß den Armen ihr Recht wurde und daß die vornehmen Missethäter ins Gefängnis wandern mußten.

Einen noch schwereren Kampf wagte George ein andermal. Es war ein Gesetzentwurf eingebracht, der den freien Branntwein-Ausschank begünstigen sollte. George hatte es bei seinem engen Verkehr mit dem arbeitenden Volke in seinen Jugend- und Wanderjahren oft erfahren, welch ein Verderben der Mißbrauch geistiger Getränke für Unzählige ist, wieviel Kraft durch ihn vergeudet, wieviel Sittlichkeit untergraben, wieviel Ehre verdorben, wieviel Familienglück vernichtet wird. Er zögerte deshalb nicht einen Augenblick, den Kampf gegen den verderblichen Gesetzentwurf aufzunehmen. Es gab in jener Zeit etwa 4000 Branntweinschenken in San Franzisko. Sie alle erklärten dem gefährlichen Manne den Krieg, und die großen Branntweinbrenner standen mit ihren Geldmitteln und mit ihrem Einfluß hinter ihnen. In keinem öffentlichen Lokal, bei keinem Krämer, der Branntwein verkaufen wollte, sollte „Die Post“ von jetzt an ausgelegt werden. Auch die Inserate, eine überaus wichtige Einnahmequelle für jede Zeitung, sollten ihm soviel wie möglich entzogen werden. Aber die Freunde des freien Wortes und der Mäßigkeit hielten fest zu George, so daß die Zeitung siegreich diesen schweren Kampf bestand. An seinem Ende zählte sie mehr Leser, als zu seinem Beginn.

Da suchte man auf andere Weise sich des gefürchteten Mannes zu entledigen. Ein erster Versuch, Henry George „auszukaufen“, d. h. die Anteilscheine der Zeitung in andere Hände zu bringen, gelang nur vorübergehend. George konnte bald wieder die Zeitung in seine Hände bringen. Da beging er einen Fehler, der für sein Unternehmen verhängnisvoll werden sollte. Es war ein Lieblingsgedanke von ihm, alle Angestellten zu Teilnehmern des Geschäftes zu machen. Um dies durchzuführen und das Unternehmen gleichzeitig wesentlich zu vergrößern, nahm er ein Kapital von 30000 Dollars auf. Bald darauf aber stellte die Bank von Kalifornien ihre Zahlungen ein, und es entstand eine sehr große Geldknappheit. Es war der bekannte große Bankkrach, der, von Wien ausgehend, alle großen Plätze der alten und der neuen Welt ergriff und seine Nachwirkungen auch bis an die Gestade des Stillen Ozeans erstreckte. In dieser Zeit wurde George das Darlehen gekündigt. Er legte die durchaus günstige Bilanz seiner Zeitung vor. Ver-

geblich, die Kündigung wurde nicht zurückgenommen. Es war George unmöglich, in dieser Zeit die immerhin bedeutende Summe anderweitig zu beschaffen.

Er mußte das Unternehmen, das er ins Leben gerufen und in das er so viel Arbeit hineingesteckt hatte, ohne einen Pfennig Entschädigung verlassen. Es war ein schwerer Schicksalsschlag, der George und seine Familie damit traf. Und doch ruhte in ihm, ohne daß freilich die Familie in diesen schweren Tagen es wissen und sich daran aufrichten konnte, der größte Segen.

Als der Gouverneur Irwin von Kalifornien George eine Stellung als Inspektor der Gasanlagen in San Franzisko anbot, nahm er sie an. Es war ein Amt mit bescheidenem Einkommen; aber es gewährte ihm eine größere Ruhe, als der aufreibende Dienst an der Zeitung. Dort hätte er alle seine Kraft ausgeben müssen, um den Bedürfnissen des Tages gerecht zu werden. Hier aber hatte er freie Zeit genug, um seine Gedanken über das Wesen des gesellschaftlichen und des staatlichen Lebens, über die großen Zusammenhänge der wirtschaftlichen Entwickelung zu klären und völlig zu entwickeln.

In den Jahren 1878 und 79, als 40=jähriger, in voller Manneskraft, schuf er nun das Werk, das seinen Namen über die Erde getragen hat: „Progress and Poverty“ (Fortschritt und Armut).

III.

„Fortschritt und Armut“ zeigt, daß individuelle Freiheit und soziale Gerechtigkeit sich nicht ausschließen, sondern notwendig ergänzen.

Es zeigt die Grenzlinie, die berechtigten Individualismus und berechtigten Sozialismus trennt und doch wieder verbindet.

Dem Einzelnen soll gehören, was der Einzelne erschafft; aber keinem Einzelnen soll schrankenlos überantwortet werden, was keines Einzelnen Arbeit hervorgebracht hat. Der Gesamtheit soll ein Recht erhalten bleiben an den großen Gaben der Natur: Luft und Licht, Wasser und Erde!

Es ist die Grund= und Bodenfrage, in der „Fortschritt und Armut“ den entscheidenden Teil des sozialen Problems erkennt.

Drei Faktoren gehören zu jeder menschlichen Thätigkeit: Grund und Boden, Arbeit, Kapital.

Drei Parteien teilen sich ihr Erzeugnis: Grundherr, Arbeiter, Kapitalist.

Der erste empfängt die Grundrente, der zweite den Lohn, der dritte den Zins.

Jedes Produktionserzeugnis = Grundrente + Lohn + Zins; also kann Lohn und Zins immer nur sein: Produktionserzeugnis — Grundrente.

Wenn irgendwo menschlicher Fortschritt sich bethätigt, welches ist dann der Gang der Entwickelung? Die Arbeit bleibt mit ihrem Lohn um das Niveau des Notwendigen herum; das wirkliche Kapital, das der Arbeit dient, muß, bei aller Möglichkeit von Verlusten, mit bescheidenem Gewinn nachher wie vorher, sich begnügen; aber der Grund und Boden steigt im Werte ohne Aufhören, solange die Entwickelung aufwärts geht.

Dieser Mehrwert des Bodens, den niemals ein Einzelner, den immer nur die Arbeit der Gesamtheit erzeugt, diese „Zuwachsrente" ist das natürliche Eigentum auch eben dieser Gesamtheit. Sie könnte unsere Steuern, die den Fleiß und die Sparsamkeit gleichsam mit einer Strafe belegen, überflüssig und entbehrlich machen.

Die Gesellschaft könnte durch sie reich werden, und jedes einzelne Glied der Gesellschaft hätte, wie das Kind einer wohlhabenden Familie, ein gern gewährtes Recht auf möglichst günstige physische und geistige Lebensbedingungen. Und doch würde keine „Zentralregelung der Produktion" unmögliches zu versuchen brauchen, und doch wäre die Freiheit keiner Individualität in ihrer Entfaltung beschränkt.

Der Boden ist nicht vermehrbar wie jedes Produkt menschlicher Arbeit, deshalb muß sein Wert steigen mit jeder Steigerung der Bevölkerungsziffer. Bei jedem Fortschritt der Technik werden alle Produkte menschlicher Thätigkeit leichter hergestellt; sie werden billiger; — aber der Wert der Naturkräfte, in erster Reihe des Bodens, wird durch jede neue arbeitsparende Erfindung wertvoller, so daß jedes Wachstum unseres Volkes, jeder Fortschritt in der Kultur, im letzten Grunde nur die Tributansprüche vermehrt, die

der, welcher Herr ist des Grund- und Bodens, direkt oder indirekt vom Ertrag unserer Arbeit in Form höherer Mieten, Pachten, Verschuldungszinsen 2c. nehmen kann.

„Und dürfen wir uns an den Schöpfer wenden", sagt einmal Henry George, „und von ihm Hilfe erbitten? Angenommen, das Gebet würde erhört, und auf das Geheiß, welches das Weltall ins Dasein rief, glühte die Sonne mit noch größerer Kraft, füllte sich die Luft mit neuen Wunderkräften und der Boden mit doppelter Fruchtbarkeit, würde die Armut dadurch vermindert und das Elend gelindert werden? Nein! Alle Vorteile, die erwachsen könnten, würden nur vorübergehend sein, die neuen das Weltall durchströmenden Kräfte könnten nur vermittelst des Grund- und Bodens nutzbar gemacht werden, und da dieser Eigentum Einzelner ist, so werden diese Einzelnen, welche jetzt die Gaben des Schöpfers monopolisieren, auch alle neuen Gaben für sich in Beschlag nehmen können."

Wie Henry George zu der Erkenntnis, der er in „Fortschritt und Armut" so glänzenden Ausdruck verlieh, gekommen ist, hat er selbst einmal später erzählt: „Als ich Ende der sechziger Jahre von Kalifornien wieder nach unseren Oststaaten, nach New York gekommen war, hat mein tiefstes Innere die Erscheinung erregt, daß ich überall da eine Zunahme der Armut fand, wo die Industrie am meisten fortgeschritten war. Dieses Problem hat mich von da an dauernd beschäftigt. Als ich eine kleine Zeitung in dem Städtchen Oakland herausgab, kam eine Erklärung dieses Problems plötzlich, einer Offenbarung gleich, über mich. — Ich ritt einmal aus. In Gedanken vertieft, trieb ich mein Pferd weit in die Berge hinein, bis es außer Atem war. Ich hielt an, damit es ruhiger werde. Da kam ein Fuhrmann vorbei. Um irgend etwas zu sagen, fragte ich ihn, zu welchem Preis das Land hier zu verkaufen sei? Er zeigte auf einige Kühe, die so weit von uns grasten, daß sie in der Entfernung klein wie Mäuse aussahen und sagte: „Hier weiß ich den Preis nicht genau; aber dort hinten ist ein Mann, der will Land verkaufen und zwar den Acre für einen Dollar." Der Mann ging seines Weges. Über mich kam es durch diese Antwort gleich einem Blitz: hier ist die Ursache,

welche Fortschritt und Armut zusammenkettet! Wenn hier mehr Menschen arbeiten, wird das Land dann auch nur einen Dollar kosten? Mit dem Wachstum der Bevölkerung wächst der Wert des Landes, und die Menschen, die auf ihm wohnen und arbeiten müssen, sind gezwungen, diesen wachsenden Wert von ihrer Arbeit in Form steigender Pachten, Mieten 2c. dauernd abzugeben."

IV.

Als George sein Werk vollendet hatte, galt es, einen Verleger zu finden. Das war trotz des guten Namens, den er sich als Schriftsteller bereits erworben hatte, nicht leicht. „Das Publikum kauft nun einmal dicke nationalökonomische Untersuchungen nicht", war die Antwort, die er mehr als einmal hören mußte. Endlich fand er einen Verleger, der es wagen wollte, 500 Exemplare zu drucken, natürlich ohne daß Henry George auch nur einen Dollar als Honorar für seine Arbeit erhalten hätte. Er willigte ein. „Fortschritt und Armut" erschien. Der Erfolg ist bekannt. Es verging kaum mehr als ein Jahr, da waren in Amerika 28, und in England 10 Auflagen verkauft. Heute ist „Fortschritt und Armut" ins Französische, Russische, Portugiesische, Schwedische, Ungarische, Japanische, Arabische, Polnische, Böhmische und Dänische übersetzt. In Deutschland existieren 3 Ausgaben: die erste Übersetzung von Gütschow erschien im Verlage von E. Staude in Berlin, außerdem wurden noch zwei Volksausgaben herausgegeben. „Fortschritt und Armut" hat seinen Platz unter den Büchern der Weltlitteratur eingenommen. — Der Erfolg seines Werkes riß George aus der Stille seines Beamtentums und führte ihn hinein mitten in die größten und entscheidungsvollsten Kämpfe unserer Zeit.

Im Jahre 1881 ging er als Korrespondent der „Irish World" zum ersten Mal nach Irland und England. Überall hielt er Vorträge und verkündete die neue Wahrheit, die er gefunden, und überall fand er — neben heftiger Gegnerschaft — begeisterte Zustimmung. Überall bildeten sich Vereine zur Unterstützung seiner Lehre, und sein Name wurde ein Feldzeichen, das die Geister schied. Im Jahre 1883, als er zum zweiten Mal nach England kam, war seine Lehre bereits eine Macht geworden. In London

empfing ihn eine große Versammlung in St. James Hall. Der berühmte Parlamentarier Henry Labouchere führte den Vorsitz und hieß ihn willkommen. „Dann“, berichtet George selbst, „sprach ich in den wichtigsten Städten Englands. Ich hatte überall viel Zuhörer. Zuerst standen sie mir meist feindlich gegenüber, aber ich eroberte sie alle leicht, mit Ausnahme derer in Oxford, dem Sitze der Gelehrsamkeit. Die Oxforder Studenten waren entschlossen, die Versammlung zu stören, obgleich ich Gast war bei dem berühmten Professor Max Müller, der auch den Vorsitz in dieser Versammlung führte.“ Neben dieser anstrengenden agitatorischen Thätigkeit war George eifrig bemüht, seine Lehre auch schriftstellerisch auszubeuten. Es entstand sein anderes großes Werk: „Schutzzoll oder Freihandel“.

Im Jahre 1884 folgte er einer Einladung seiner Anhänger in Schottland, um für seine Ideen in diesem Lande zu wirken. Seine große Rede im Stadtsaal von Glasgow über die zweite Bitte: „Dein Reich komme“, fand einen mächtigen Wiederhall. Dem Herzog von Argyle, der sich spöttisch gegen den „Propheten von San Franzisko“ erklärt hatte, antwortete er in einer glänzenden Streitschrift „Peer and Prophet“, — und heute noch ist die Verwaltung von Glasgow in den Händen überzeugter Anhänger Georges.

Unterdessen war auch in Amerika die Bewegung stetig gewachsen. In angloſächsischen Ländern wird sie „Single tax-Bewegung“ genannt, nach dem Vorschlage, sie durch eine „einzige Steuer“ auf die reinen Landwerte zu verwirklichen; in den Ländern deutscher Zunge heißt sie „Bodenreform-Bewegung“.

Im Jahre 1886 beschloß George mit seinen Freunden, den ersten großen Wahlkampf für seine Sache zu wagen, indem er sich um den Bürgermeisterposten von New York bewarb. Die alten Parteien mit ihrem Gelde, ihrer Organisation, ihrer weitverbreiteten Presse hatten natürlich nur Hohn und Spott für die neuen Schwärmer. Die Bodenreformer hatten nur ihre Begeisterung und ihre Arbeitskraft in diesem Kampfe einzusetzen. Es war namentlich ein katholischer Priester, Dr. McGlynn, Pfarrer von St. Stephan, der sich George anschloß und in hinreißender Bered-

samkeit den „neuen Kreuzzug“, den Kreuzzug gegen Armut, Not und Elend, predigte. Georges Gegner veranlaßten den Erzbischof von New York, dem mutigen Priester Hindernisse in den Weg zu legen, ja ihn endlich seines Amtes zu entsetzen. Aber McGlynn verleugnete die Sache Henry Georges nicht. Er gründete eine „Anti-Armutsliga“ und predigte vor Tausenden und Zehntausenden die Christenpflicht, der Gerechtigkeit furchtlos zu dienen.

Der Wahltag kam, und für Henry George wurden 67 699 Stimmen abgegeben. Wohl siegte der Gegenkandidat mit etwa 90 000 Stimmen; aber Spott und Hohn war den Gegnern der Bodenreform von diesem Tage an für immer vergangen, soweit das englische Sprachgebiet reicht. Im nächsten Jahre 1887 kandidierte Henry George für den Gouverneur-Posten des Staates New York. Die Opferwilligkeit seiner Freunde war ungeheuer. Eine einzige „Fair“ (Bazar), bei der 1000 Frauen und Mädchen mitwirkten, brachte 10—11 000 Dollars ein. Da George aber durchaus an der Berechtigung des Privateigentums festhielt, so erklärten sich die Sozialdemokraten gegen ihn. 73 000 Stimmen, die er erhielt, entsprächen nicht ganz den hochgespannten Erwartungen; aber es waren Stimmen aus eigener Kraft.

In diesem Jahre gründete er ein Wochenblatt, den „Standard“, in dem er seine Lehre fortan verteidigte und ausbaute, und das er erst eingehen ließ, als sein treuer Schüler und Helfer William Croasdale starb. Im Jahre 1888 war Henry George wieder in England. Hier hatte seine Lehre immer mehr Boden gewonnen. Wie in Amerika die mächtigste Gewerkschaftsorganisation, die „Ritter der Arbeit“ (knights of labour) durch den Mund ihres Großmeisters Powderly am 1. Mai 1887, so hatte sich auch der Kongreß der englischen Gewerkvereine zu Swansea einstimmig für die Lehre Henry Georges erklärt.

Nach Amerika zurückgekehrt, wurde er durch den Senat des Staates Ohio eingeladen, seine neue Lehre vor ihm zu entwickeln. Auch die gesetzgebenden Körperschaften von Minnesotah baten ihn um einen Vortrag, und in der Parlamentshalle von St. Paul konnte Henry George vor beiden Häusern die Bodenreformlehre verkünden.

Die Pariser Weltausstellung 1889 legte den Plan nahe, einen internationalen Kongreß der Bodenreformer nach dieser Stadt einzuberufen. Es geschah. Henry George wurde zum Ehrenpräsidenten ernannt. Und freudig und begeistert huldigte die Versammlung, in der Frankreich, England, Amerika, Deutschland, Holland, Belgien, Dänemark, Italien und die Schweiz vertreten waren, in ihm dem verdienstvollsten Vorkämpfer der neuen großen Reformbewegung.

Im Jahre 1890 finden wir den Unermüdlichen in Australien, wo tapfere selbstlose Männer für die Verbreitung seiner Lehre gewirkt hatten, ja sogar auch einige ihrer Mitglieder bereits in die Parlamente hatten entsenden können.

Am 6. März abends landete er im Hafen von Sidney, umbraust von begeisterten Hochrufen von Tausenden. Mit Mr. Garland, einem hervorragenden Führer und Mitglied des Parlaments, fuhr er durch die Straßen der Stadt zum Rathause, wo ihn der Bürgermeister von Sidney erwartete. Es war ihm jedoch unmöglich, durch die Straßen zu kommen, bevor er nicht dem ungestümen Verlangen der Volksmassen nachgegeben und eine kurze Ansprache an sie gehalten hatte. Der Bürgermeister von Sidney, Mr. Burdekin, war kein Bodenreformer; aber in seinem Trinkspruch, den er auf den berühmten Gast ausbrachte, gab er der Achtung, die er für dessen Ehrlichkeit und sein Wirken habe, warmen Ausdruck. Georges Antwort wurde mit lauten Hochrufen aufgenommen.

Am 7. März war ein Bankett im Rathause mit den australischen Bodenreformern. Am 8. März sprach George über das Thema „Land und Volk“. Man hatte den größten Saal der Stadt gewählt, dennoch mußten viele umkehren, weil er schon lange vor Beginn der Versammlung überfüllt war.

Der 9. März war ein Sonntag. Man hatte George die Kongregationskirche zur Verfügung gestellt, und er sprach über die zweite Bitte des Vaterunsers „Dein Reich komme“. Das Volk drängte sich um die Kirche. „Was will all das Volk hier?“ fragte verwundert ein Mann, der vorüberging. „O, hier giebt's etwas Neues! da soll ein Mann sein, der im Begriff steht, endlich Christen-

tum zu predigen“, war die Antwort. Am 10. März sprach er über die Schutzzollfrage, am 11. März über die Grundsätze der Bodenreform. Trotzdem furchtbares Unwetter tobte, waren die großen Säle dicht gefüllt. Am 12. März hielt George einen Vortrag zu gunsten der Arbeitslosen. Es ist wahr, was „The Democrat“ dem Bericht hinzufügt: „Die Thatsache allein, daß in einem so dünn bevölkerten Lande wie Australien ein Vortrag zu gunsten der Arbeitslosen nötig ist, war ein Beweis von der Notwendigkeit der Georgischen Sozialreform.“

Am 13. März sprach George in Lithgow, einer verarmten Bergwerksstadt. Die Bergleute holten ihn in einer großen Grubenlicht-Prozession ab, und der Bürgermeister der Stadt selbst geleitete ihn zum Vortragssaal. So folgte Vortrag auf Vortrag. In Bathurst öffnete sich ihm wieder eine Kirche, und er predigte über das Thema „Moses als Gesetzgeber“.

In Neu-Seeland, dem „England der Zukunft“, wo George mit dem berühmten Ministerpräsidenten George Grey zusammengetroffen war und ihn für seine Lehre gewonnen hatte, brachten bereits die Wahlen von 1892 eine Bodenreform-Mehrheit ins Parlament, die sich bis heute behauptet hat. In allen anderen australischen Kolonien ist die Bewegung festgewachsen und in stetem Steigen begriffen.

Im Jahre 1891 erschien die berühmte Enzyklika von Papst Leo XIII: „Über die Arbeiterfrage“. Sie wendet sich vornehmlich gegen die Lehre Georges und bietet damit zugleich einen Beweis, welche Bedeutung die Bodenreformbewegung in den 10 Jahren erlangt haben muß, wenn ein solcher Schritt von solcher Stelle geboten erschien. Solche Rundschreiben des Papstes sind für die katholischen Gewissen nicht bindend, da auch die Kirchenlehre die Unfehlbarkeit des Papstes nur für dogmatische Erklärungen, die in ganz bestimmter Form geschehen, in Anspruch nimmt. George antwortete auf dieses Rundschreiben des Papstes in einer Schrift „The Condition of Labour“, die viele für sein Meisterwerk halten und die in englischer Sprache in ca. 150000 Exemplaren verbreitet ist. In deutscher Sprache erschien sie unter dem Titel „Zur Erlösung aus sozialer Not“. Eine große Freude bereitete es George, daß

sein tapferer und treuer Freund McGlynn, ohne daß er nötig hatte, auch nur das geringste der Bodenreformlehre zu verleugnen, wieder in sein Priesteramt eingesetzt wurde.

V.

Unablässig war George bemüht, für seine Lehre zu werben, seine Anhänger zu sammeln und zu organisieren. Dabei war es stets etwas für ihn Selbstverständliches, daß man für eine gute Sache nur gute Waffen führen dürfe. Alle die vielen Gegner, die er naturgemäß unter denen fand, die sich durch seine Reform in ihren Rechten und Vorrechten bedroht sahen, haben es unbeschränkt zugegeben, daß sein Wille der beste und sein Wirken durchaus selbstlos sei. Gerade unter amerikanischen Verhältnissen ist eine solche Erscheinung doppelt beachtungswert, denn dort ist Politik und Korruption so vielfach verbunden, daß es weite Kreise giebt, in denen man die Politik als etwas nicht ganz Ehrenhaftes anzusehen geneigt ist. Von Georges Selbstlosigkeit sei hier nur ein Beispiel gegeben: Ein Freund seiner Sache, Mr. Hudgins in Camden, New Jersey, hatte in seinem Testament, nachdem er seine Witwe versorgt hatte, bestimmt, daß eine Summe von 20000 Dollars George zu Agitationszwecken zur Verfügung gestellt werde. Die Witwe griff das Testament an. Der Gerichtshof in New Jersey gab ihr recht. Er erklärte, daß das Gesetz nicht eintreten könne für die Aufrechterhaltung des Testaments, da das Buch „Fortschritt und Armut“ ungesetzliche Lehre predige. George legte gegen dieses Erkenntnis Berufung ein. Er nahm die tüchtigsten Rechtsanwälte. Der Prozeß kostete ihm ca. 7000 Dollars, aber er hatte die Genugthuung, daß der oberste Gerichtshof das Vermächtnis bestätigte und zwar mit dieser Begründung:

„Ein Vermächtnis, das dazu bestimmt ist, das Volk in irgend einem Wissenszweige durch Verteilung der Schriften eines namhaft gemachten Autors zu bilden, ist ein guter wohlthätiger Zweck, unter der Voraussetzung, daß diese Werke nichts gegen die Moral oder die Religion oder das Gesetz enthalten. Und die Werke Henry Georges widersprechen weder der Moral noch der Religion noch dem Gesetz.“

Darauf wurden George die 20000 Dollars vom Testamentsvollstrecker ausgezahlt. Er aber schickte sie an Frau Hudgins zurück und schrieb dabei: „Ich focht diese Sache bei Gericht durch, weil ich an die von mir vertretenen Grundsätze glaube, und weil ich es nicht ruhig ansehen konnte, daß ein Richter diese Grundsätze als unmoralisch oder ungesetzlich bezeichnete. Ich hatte nie die leiseste Absicht, das Geld, das Ihr Gemahl mir zu so ehrenhafter Verwendung hinterließ, von Ihnen gegen Ihren Willen zu nehmen."

Im Jahre 1896 besuchte George einen Bodenreformfreund in Fort Hamilton bei New York. Die Ruhe dieser Vorstadt und die Schönheit der Umgebung auf der einen Seite und die Notwendigkeit, seine aufs äußerste angegriffene Gesundheit zu berücksichtigen, führte ihn zu dem Entschluß, sich hier anzusiedeln. Die Einkünfte aus seinen Werken gewährten ihm eine bescheidene, aber sichere Existenz, und so konnte er daran denken, für sich und die Seinen hier ein Landhaus zu bauen. Von seiner entzückenden Veranda hatte man eine weite Aussicht über die gegenüberliegende Küste bis zu den grünen Hügeln und den zerstreutliegenden Ortschaften von Staten Island.

Einer der Söhne Georges, Richard, war Bildhauer geworden. Eine Bronzebüste seines Vaters schmückte die Vorhalle des Landhauses. Der jüngste Sohn Henry zeigte lebhaftes Interesse und große Begabung für die Angelegenheiten des öffentlichen Lebens, und er konnte seinem Vater bald ein wertvoller Helfer sein. Eine Tochter, Anna, spielte Violine, und George liebte es, still dem Spiel seiner Tochter zuzuhören. Aber nicht lange sollte das glückliche Familienleben in dem neuen Heim währen. Schon nach wenigen Monaten starb Georges Lieblingstochter, die sich kurz vorher mit Mr. Atkinson verheiratet hatte. Es war ein schwerer Schlag für den Vater; nur langsam konnte er sich von ihm erholen.

Jede freie Zeit benutzte George um an einem letzten großen Werke: „Die Wissenschaft der Nationalökonomie" zu arbeiten. Hier wollte er noch einmal seine Lehre zusammenfassen, vertiefen und in ihren letzten Konsequenzen klar legen. Da, um die Mitte des Jahres 1897, traten seine Anhänger mit dem Verlangen an

ihn heran, daß er wieder in einen großen politischen Kampf eintrete. Die Vorstädte New Yorks waren mit dieser mächtigsten Handelsstadt des neuen Erdteils verschmolzen worden, und es war ein „Groß New York“ entstanden, dessen Einwohnerzahl die mancher Königreiche übertrifft. Es handelte sich nun darum: wer sollte den höchsten Posten in diesem neuen ungeheuren Gemeinwesen einnehmen? Die Bodenreformer waren fest entschlossen, alles daranzusetzen, daß Henry George dieser Mann werde. Dr. Kelley, der Arzt und Freund Georges warnte ihn dringend davor, dem Rufe zu folgen, indem er auf seinen Gesundheitszustand hinwies. Aber George war entschlossen. Als die Abgeordneten der ihm befreundeten Organisationen vor ihm standen, erklärte er: „Ich folge diesem Ruf, und wenn ich dafür sterben sollte.“

Es war ein Kampf von höchster Bedeutung, der nun begann. Selbst große deutsche Tageszeitungen, die sonst den einzelnen Wahlen in Amerika wenig Interesse zu schenken pflegten, verfolgten diesen Wahlkampf mit größter Aufmerksamkeit. Die Berliner „Kreuzzeitung“ wies darauf hin, daß ein Sieg Henry Georges in Groß New York Folgen mit sich führen müßte, deren Tragweite gar nicht abzusehen wäre.

Von Tag zu Tag stiegen die Aussichten auf einen Sieg für Henry George. — Er verschmähte es auch in diesem Kampf durchaus, besonderen Interessen zu schmeicheln; so wurde er einmal einer Versammlung von 1200 Arbeitern als Arbeiterfreund vorgestellt. Er aber sagte: „Ich habe nie beansprucht ein besonderer Freund des Arbeiters zu heißen. Auch jetzt beanspruche ich es nicht!“ Totenstille trat ein: „Ich habe nie besondere Arbeiterinteressen vertreten und werde sie nie vertreten.“ Lautlose Stille. Henry George schritt das Podium ab und sich an die Versammlung wendend, rief er: „Ich trete ein für die Rechte aller Menschen — für gleiche Rechte für alle. Laßt uns hinfort keine Sonderrechte fordern, weder für Kapitalisten noch für Arbeiter!“ — Die Menge brach in Jubel aus, daß das Gebäude zitterte. —

Am 2. November 1897 sollte die Entscheidung fallen. In den Tagen vorher häuften sich die Versammlungen, am 28. Oktober sprach George in vier großen Volksversammlungen. Die letzte

fand im Central Opera House statt, wo ca. 5000 Menschen versammelt waren. Er konnte hier aus den andern Versammlungen erst nach 10 Uhr eintreffen. Vor seiner Ankunft sprachen seine treuesten Freunde für ihn. Als George mit seiner Frau die Halle betrat, erhoben sich die Tausende und begrüßten ihn mit immer wiederholten, nicht enden wollenden, jubelnden Willkommensrufen. Er geleitete seine Frau zu einem Sitz im Saal und bestieg dann die Rednertribüne. Sein Schritt zeigte die gewohnte kräftige Energie und auf seinem Gesicht lag ein freundliches Lächeln. Totenstille folgte der Begrüßung, als er seine Ansprache begann. Er sprach erst sehr leise, dann allmählich stärker. Er führte aus, daß er des endlichen Sieges sicher sei, wisse er doch, daß er allein für das Wohl des Volkes in gerechter Sache stehe. Nach seiner Rede wartete die ganze Versammlung, bis er zuerst die Halle verließ, dann folgten ihm viele Hunderte, gleichsam einen Triumphzug bildend. Er bestieg einen Wagen und fuhr in sein Hotel. Etwa um 1 Uhr zog er sich zurück. Als seine Frau gegen 3 Uhr erwachte, sah sie ihren Gatten in einem Lehnstuhl am Fenster sitzen, den Kopf in beide Hände gestützt. Er fühle sich krank, antwortete er auf ihre erschrockenen Fragen. Es schien, als ob das Übelsein vorübergehen wolle. „Ich will versuchen, ein wenig zu schlafen," sagte er. Aber während noch der Bote zu Dr. Kelley unterwegs war, begann er von neuem unruhig zu werden. Er sprach sehr wenig. Kein Klageton kam über seine Lippen; aber man sah, daß er sehr litt. Dann verlor er das Bewußtsein und um 4 Uhr 50 gab der Tod dem nimmermüden Kämpfer die ewige Ruhe.

Als man dem befreundeten Arzt den leisen Vorwurf machte, warum er nicht energischer dagegen gewirkt habe, daß Henry George in diesen Wahlfeldzug hineingegangen sei, sagte er: „Ich glaube nicht, daß irgend eine Macht der Christenheit es hätte verhindern können, daß George sich für die Sache, für die er stand, opferte. Und ich kenne ihn sehr gut."

Am Sonntag den 31. Oktober wurde Henry George begraben. In dem größten Saal des Grand Central Palace war sein schmuckloser Sarg aufgestellt, aus dessen oberem glasbedeckten Teil

das stille Antlitz des Toten schaute. Hier versammelten sich die Mitglieder der Familie, die nächsten Freunde, die Vertreter der Städte New York und Brooklyn; hier hinein strömte das Volk, soweit der Raum es nur gestattete. Auf den Wunsch der Witwe begann die Feier mit dem Gesang des englischen Kirchenliedes: „Komm, liebliches Licht!" Dann trat Dr. Herbert Newton an das schwarz drapierte Rednerpult und segnete nach dem Ritus der protestantischen Hochkirche Englands die Leiche ein. Ein Geistlicher dieser Kirche, Nyman Ablott, schilderte dann des Verstorbenen Tugenden und stellte seine Selbstlosigkeit und seine Treue als leuchtendes Beispiel hin. Nach den protestantischen Geistlichen bestieg der Rabbi Dr. Gottheil das Rednerpult. Er legte das alte hebräische Wort seinen Ausführungen zu Grunde: „Der wahrhaft Weise wird größer sein im Tode als im Leben".

Nach dem Rabbi ergriff der katholische Priester Dr. Edward McGlynn das Wort: „Ich glaube mich keiner Profanation der Schrift schuldig zu machen, wenn ich sage: Es ward uns ein Mann von Gott gesandt, deß Name war Henry George . . . . Sein Buch ist nicht nur das Werk eines Nationalökonomen, sondern das eines Sehers, eines Propheten. Es ist ein religiöses Gedicht ... Wenn man die Namen von Bürgermeistern und Präsidenten nur noch in Katalogen wird finden können, so wird noch im Bewußtsein der Menschen leben und glänzen der Name Henry George."

Zuletzt sprach John Crosby: „Wenn Henry George jetzt reden könnte, so würde er sagen: Ich starb im Kampfe für Euch, nun bleibt mir auch treu bis zum Ende. — Man sagt ihm nach, er habe bestehende Einrichtungen zu ändern versucht. Das that er, ja, er that mehr, er hat sie erschüttert. Wie Philipps, Sumner und Seward die bestehende Einrichtung der Sklaverei erschütterten und umwarfen, so that er mit Einrichtungen, die nicht auf dem Felsen der Gerechtigkeit gegründet sind. Der Gedanke, der dem Kopfe dieses Toten entsprang, bewegt heute die Welt. Sein Leben diente dazu, von seinen Brüdern die Bürde der Armut und des Elends zu nehmen und wahrlich, seine Lehren werden nicht vergessen werden."

Dann warf noch jeder der Anwesenden einen letzten Blick

auf die Züge Henry Georges, und der Sarg wurde geschlossen. Man schätzt, daß im ganzen etwa 30000 Menschen an ihm vorübergezogen sind.

Um 7 Uhr begann das Leichenbegängnis. Ein hoher, schwarz drapierter Katafalk auf Rädern mit Blumen bedeckt, zeigte an der rechten Seite ein Buch mit der Inschrift „Fortschritt und Armut". Auf dem einfachen schwarzen Sarge, der das barg, was von Henry George sterblich war, lag ein schlichter Immortellenkranz. Alle Fenster der Häuser waren mit Menschen besetzt. Selbst auf den Dächern hatten viele Personen Stellung genommen. Hunderttausende standen in den Straßen Kopf an Kopf gedrängt. Sobald der Sarg in Sicht kam, entblößten die Männer ihre Häupter und ließen in achtungsvoller Stille den Zug vorüberziehen. An vielen Häusern waren die Flaggen auf Halbmast gezogen und große, schwarz umrahmte Bilder Henry Georges angebracht. Selbst Blätter, die den Toten im Leben aufs heftigste bekämpft hatten, mußten zugeben, daß noch niemals vorher zu irgend welcher Gelegenheit so viele Menschen in New York und Brooklyn zusammengeströmt waren.

In allen Kirchen New Yorks wurde des Toten gedacht, in der Gesellschaft für „Ethische Kultur" sowohl, wo Dr. Felix Adler das Andenken des Dahingeschiedenen begeistert feierte, wie in den Kapellen strenggläubiger Sekten. Es war überall die eine gleiche Stimme der Anerkennung, ja der Bewunderung für den selbstlosen Mann, der bis in den Tod der Sache seiner Brüder gedient hatte. Draußen auf dem Greenwood-Friedhof hat Henry George nun an der Seite seiner Lieblingstochter die Ruhe gefunden, die das Leben ihm nie bieten konnte.

Am 3. Juli 1898 wurde hier ein Denkmal enthüllt. Die wohlgetroffene Büste des Verblichenen steht vor einer neun Fuß hohen Granittafel. Diese enthält zwei eingemeißelte Kränze mit dem Geburts- und Todestage — 2. September 1839 und 29. Okt. 1897. Unter diesen Kränzen ist das prophetische Wort aus „Fortschritt und Armut" eingemeißelt: „Die Wahrheit, welche ich klar zu machen versucht habe, wird nicht so leicht anerkannt werden. Wäre dies möglich, so würde sie schon lange vorher anerkannt

worden sein. Aber sie wird Freunde finden, welche für sie arbeiten, für sie leiden, und, wenn es notwendig ist, für sie sterben werden. Das ist die Macht der Wahrheit."

VI.

„Wie ich Henry George bewundere," schrieb einmal der große Dichterphilosoph Graf Leo Tolstoi, „seine Rede, die so wahrhaft christlich, und seinen Stil, der so klar ist, und seine Gleichnisse, die so treffend sind! Er hat den ersten Schritt gewiesen, der gegangen werden muß. Seine Gedanken werden eine Macht werden — ja sie sind eine Macht!"

„Während dieses Winters haben sich in den langen Abend- und Nachtstunden die Bauern oft mit mir unterhalten. Wir saßen um den Theekessel herum und besprachen die Zukunft unseres Landes. Gewöhnlich traten mir zwei Ansichten entgegen: ein Teil wollte jedem erwachsenen Manne einen gleichen Teil Landes geben, der andere wollte das Land der Dorfgemeinschaft auch gemeinsam bebaut haben. Aber wenn ich ihnen dann zum Schluß von Henry George erzählte und seiner Lehre, dann wurden wir immer bald darüber einig, daß dies das beste sei. Erst letzte Woche kam ein Bauer beinahe 40 Werst über Land, um von mir über Henry George und seine Lehre zu hören."

Zu derselben Zeit vielleicht, wo abends im Gouvernement Tula durch russisches Schneegestöber ein Bauersmann viele Stunden hindurch geht, um ein Wort von Henry George zu hören, da durchziehen auf der anderen Seite der Erdkugel, in Neu-Seeland, Massen von jubelnden Menschen die Straßen von Aukland und Wellington; der erste große Wahlsieg ist erfochten; neue Hoffnung steigt in diesen Menschen auf, und sie jauchzen dem Namen zu, der nach anglosächsischer Sitte auf großen Tafeln in ihren Zügen getragen wird, und dieser Name heißt Henry George.

Es ist der bedeutendste Erfolg, den die Bewegung, die sich an diesen Namen knüpft, bisher erfochten hat; eine große freie anglosächsische Kolonie nimmt ihre Grundsätze an. Und alle Berichte, die aus Neu-Seeland kommen, stimmen darin überein, daß dieses Land in einem schnellen und ständigen Aufblühen begriffen ist.

In Glasgow, der zweiten Stadt Schottlands, bilden erklärte Anhänger Henry Georges die Mehrzahl der Stadtvertretung. Die englischen Gewerkschaften, diese Elite-Truppen der Arbeiterschaft überhaupt, haben seit dem Kongreß zu Swansea 1887, der sich einstimmig für Henry George erklärte, immer mehr die Ideen des „Propheten von San Franzisco" in sich aufgenommen. Ein Minimum-Programm, das das Parlaments-Komitee der Trade-Unions vorschlägt, und das in jeder Wahl den englischen Arbeitern zur Richtschnur dienen soll, zeigt unter acht Forderungen an erster Stelle Aufhebung aller Beschränkung des Wahlrechts und an zweiter Stelle Eintreten für die Bodenreform, die Lehre Henry Georges.

Henry Georges Lehre ist vorwärts gedrungen, und es ist kein Kreis geistigen Lebens, der sich ihr verschlossen hätte. In London ist einer der eifrigsten Vertreter der neuen Wahrheit Alfred Russell Wallace, der geniale Mitarbeiter und Nachfolger Darwins, einer der ersten Naturforscher unserer Zeit. Er, der 60jährige, hat zur Feder gegriffen und Flugschriften geschrieben, um an seinem Teile der Wahrheit zu dienen, die er in Henry George gefunden hat.

Und wie Alfred Russell Wallace in seinem Laboratorium sitzt und in seinem naturwissenschaftlichen Studium einen Wahrheitsbeweis, eine Unterstützung jener nationalökonomischen Lehre findet, so sitzt im bischöflichen Palast von Meath in Irland Dr. Thomas Nulty und entwirft einen Hirtenbrief, in dem er zeigt, „daß ein besonderer Reiz und eine eigenartige Anmut in der Klarheit liegt, mit welcher diese (Bodenreform) Wahrheit die weisen und wohlwollenden Absichten der göttlichen Vorsehung enthüllt".

Die deutschen Anhänger Henry Georges haben sich in dem „Bunde der Deutschen Bodenreformer" organisiert. Er ist keine politische Partei. Zu vergleichen ist er etwa mit der Gesellschaft der Fabier in London, die auch eine ernste Sozialreform treibt, ohne ihre Mitglieder auf religiöse oder politische Ansichten zu verpflichten. Bei uns in Deutschland hat sich die Bodenreformwahrheit, trotz aller Partei-Zerklüftung, als mächtig genug er-

wiesen, Männer der verschiedensten religiösen und politischen Richtungen in sich zu vereinen.

Das Organ des Bundes, die Halbmonatsschrift „Deutsche Volksstimme" — Frei Land — hat sich unter den ernsten sozialpolitischen Zeitschriften Deutschlands eine geachtete Stellung errungen. Die deutschen Bodenreformer wissen, daß in Deutschland mit seiner tausendjährigen Kultur jede Umwandlung zum Besseren nur auf dem Wege schrittweiser organischer Reform möglich ist. Sie wissen, daß man heute nur streben kann nach dem, was man heute zu erreichen vermag. Aber sie wissen ebensogut, daß alles Streben im Heute ohne großes Ziel sehr leicht ein planloses Umherirren ohne dauernden Wert sein kann. Sie wissen, daß man auch den kleinsten Schritt vorwärts wegsicher nur zu gehen vermag, wenn man „allzeit vor Augen getreulich das Höchste behält". Und dieses Höchste finden sie in den Grundsätzen, die Henry George aufgestellt hat: in einer organischen Versöhnung und Verbindung zwischen sozialer Gerechtigkeit und individueller Freiheit!

2.

Abteilung für Sprachwissenschaft (SpW).

a) Sektion für Alte Sprachen (AS).

In dieser Sektion sprachen am

11. Januar 1899 Herr Dr. L. Ziehen über „Die eleusinischen Mysterien";

8. Februar Herr Dr. J. Heinemann über „Die Elegieensammlung des Theognis";

8. März Herr Oberlehrer H. Goez über „Die Entstehung der Schlacht bei Cannä."

* * *

Die eingesandten Berichte lauten:

1. **„Die panhellenische Bedeutung der eleusinischen Mysterien."** Von Dr. Ludwig Ziehen.

Eleusis ist der Teil von Attika, der am längsten seine Selbständigkeit gegenüber Athen gewahrt hat, und als es dann schließlich im siebenten Jahrhundert dem übrigen unter Athen geeinigten Attika einverleibt wurde, geschah doch diese Vereinigung unter entschieden günstigen Bedingungen[1]), die Eleusis auch für die Zukunft gewisse Vorrechte sicherten — ich will nur ein wichtiges nennen, das erst durch neuere Funde bekannt geworden ist: Eleusis hat das Recht bewahrt, selbständig Bronzemünzen zu prägen.[2]) Es fällt schwer, den Grund für die Gewährung dieser günstigen Bedingungen etwa in dem besonders energischen militärischen Widerstand zu suchen, den man gerade diesem eleusinischen „Priesterstaat" am wenigsten zutraut, vielmehr war offenbar, wenn nicht der einzige, so doch der entscheidende Grund das religiöse Ansehen, das Eleusis als Sitz der Mysterien schon damals bei den Nachbarn genoß. Daß wirklich schon im siebenten Jahrhundert die Mysterien gefeiert wurden und einen großen Ruf besaßen, beweist der aus jener Zeit stammende Demeterhymnus, der bereits von Demeter zu erzählen weiß:

> δεῖξε Τριπτολέμῳ τε Διοκλεῖ τε πληξίππῳ
> Εὐμόλπου τε βίῃ Κελεῷ θ' ἡγήτορι λαῶν
> δρησμοσύνην θ' ἱερῶν καὶ ἐπέφραδεν ὄργια πᾶσιν
> σεμνά τά τ' οὔπως ἐστὶ παρεξέμεν οὔτε πυθέσθαι
> οὔτ' ἀχέειν· μέγα γάρ τι θεῶν ἄγος ἰσχάνει αὐδήν.

Und wenn der Sänger zufügt:

> ὄλβιος ὃς τάδ' ὄπωπεν ἐπιχθονίων ἀνθρώπων·
> ὃς δ' ἀτελὴς ἱερῶν, ὅς τ' ἄμμορος, οὔποθ' ὁμοίως
> αἶσαν ἔχει φθίμενός περ ὑπὸ ζόφῳ εὐρώεντι.

so ist diese stolze Verkündigung doch nur verständlich, wenn in der That bereits über die Grenzen von Eleusis hinaus die Mysterienfeier bekannt und anerkannt war.

Damals, im siebenten Jahrhundert, mochte sich die Verbreitung dieses Rufes auf die unmittelbar angrenzenden Landschaften und

[1]) Pausan, II, 14,2 spricht von συνθῆκαι.

[2]) Siehe darüber U. Köhler, Mitteil. d. Athen. Inst. IV, 258.

Inseln beschränken; rasch ist er doch weiter und weiter gedrungen, und um 500 v. Chr. läßt sich in der That schon von einer panhellenischen Bedeutung der Mysterien reden. Im Einzelnen können wir diese Entwickelung freilich nicht verfolgen, aber ihr Ergebnis liegt uns für den Anfang des fünften Jahrhunderts in unzweifelhaften Zeugnissen vor. Ich will von dem begeisterten Lobe Pindars schweigen; er lebte ja in nächster Nachbarschaft von Eleusis. Aber die Erwähnung der Eleusinien in einer Komödie Epicharms, (Athen. IX 374 c), ohne daß der Dichter für sein sizilisches Publikum ein erklärendes Wort beifügt, zeigt doch deutlich, daß selbst dem fernen Westen der griechischen Kulturwelt Eleusis kein fremder Name war. Es läßt sich allerdings kaum bestreiten, daß andrerseits in Griechenland selbst der Ruf der eleusinischen Mysterien um diese Zeit doch noch nicht überall hingedrungen war; es gab sogar eine auf den ersten Blick wenigstens sehr befremdliche Ausnahme, Sparta.

Nach der Erzählung Herodots[3]) über die Erscheinung des Iakchos-Zuges vor der Schlacht bei Salamis hat der Spartanerkönig Demarat nichts oder so gut wie nichts von der eleusinischen Mysterienfeier gewußt. Dies auf die persönliche Unkenntnis Demarats zu schieben, der doch erst im Mannesalter etwa 492 aus der Heimat in die Verbannung gewandert ist, geht nicht an. Vielmehr müssen wir, wenn die Geschichte überhaupt wahr ist — und es liegt kein rechter Grund vor, in diesem Punkte Herodot nicht zu glauben —, aus ihr entnehmen, daß im Anfang des fünften Jahrhunderts in der That die Spartaner, selbst die leitenden Kreise, die eleusinischen Mysterien nicht kannten. Aber man darf hier nicht vergessen, daß es eben Sparta ist, um das es sich dabei handelt, Sparta, das ja systematisch und prinzipiell sich gegen fremde Einflüsse abgeschlossen hat. Es wäre deshalb falsch, aus dieser Stellung Spartas Schlüsse für die übrige griechische Kulturwelt zu ziehen und die Beweiskraft jener Epicharmstelle zu verwerfen.

Aber wir bedürfen dieser nicht einmal, wir besitzen dafür,

[3]) Herodot VIII, 65: εἶναι δ' ἀδαήμονα τῶν ἱρῶν τῶν ἐν Ἐλευσῖνι γινομένων τὸν Δημάρητον.

daß im Anfang des fünften Jahrhunderts nicht nur der Ruf der eleusinischen Mysterien schon weit verbreitet war, sondern auch aus zahlreichen griechischen Städten die Bürger nach Eleusis strömten, um sich selbst in die Mysterien einweihen zu lassen, ein unanfechtbares urkundliches Zeugnis, die alte attische Inschrift über die Mysterienfeier.[4]) Genau auf das Jahr läßt sich diese freilich nicht datieren, aber die altertümlichen Schriftzüge gestatten doch ungefähr die Zeit der Abfassung festzustellen und danach ist es unzweifelhaft, daß die Inschrift noch in die ersten Jahrzehnte des fünften Jahrhunderts, ungefähr in die Zeit der Perserkriege gehört. Nun ist diese Urkunde nichts anderes als eine ausführliche Regelung und Ordnung der eleusinischen Mysterienfeier. Vollständig erhalten sind die Bestimmungen über die ἐκεχειρία, den heiligen Gottesfrieden,[5]) der um die Zeit der Mysterien angesagt wurde, und zum größten Teil auch die Festsetzungen der Abgaben, die die Mysten den eleusinischen Priestern zahlen mußten. Die dritte Seite des Steins ist leider sehr verstümmelt, aber das Erhaltene genügt doch völlig, um zu erkennen, daß darauf eingehend über die Bedingungen gehandelt war, unter denen die andern griechischen Städte „das Heiligtum benutzen", d. h. an den Mysterien teilnehmen durften. So wurde z. B., wenn irgend einer der Teilnehmer sich eines Vergehens schuldig gemacht hatte, die Vaterstadt des betreffenden für seine Auslieferung haftbar gemacht.[6]) Nun ist es aber klar: wenn man um 480 es für nötig hielt, so eingehende Bestimmungen über die Teilnahme „der Städte", wie es immer heißt, an den

---

[4]) Abgedruckt CIA IV. 1, S. 3 und 4 (= Dittenberger, Syll. No. 384), vollständiger L. Ziehen, Leges Sacrae Nr. 3.

[5]) Sie mögen hier als Probe, zugleich auch des Stils, Platz finden: σ]πονδὰς εἶν[αι] τοῖσι μύστ[ησιν] καὶ το[ῖς ἐπ]όπτεισιν [καὶ τ]οῖς ἀκολ[ούθ]οισιν καὶ [χρήμα]σιν τῶ[ν ὀθ]ν[ε]ίων καὶ [᾿Αθη]ν[α]ίοισιν [ἅ]πασιν. ἄρχε[ιν δ]ὲ τὸν χρόνο[ν τ]ῶν σπονδῶν [τοῦ] Μεταγειτνι[ῶ]νος μηνὸς ἀπ[ὸ] διχομηνίας [κ]αὶ τὸν Βοηδρ[ο]μιῶνα καὶ τοῦ [Π]υανοψιῶνος μεχρὶ δεκάτης ἱσταμένου· τὰς δὲ σπονδὰς εἶναι ἐν τῇσι πόλεσιν, ὅ[σ]ι ἂν χρῶνται τῷ ἱερῷ καὶ ᾿Αθηναίοισιν ἐκεῖ ἐν τῇσιν αὐτῇσι πόλεσιν. Es folgt noch kurz die Bestimmung über die Zeit der kleinen Mysterien.

[6]) A. Z. 31 und 32: ἐὰν δὲ μὴ] ἐγδῷ τὸν ὀφλόντα, μ[ὴ χρῆσθαι τ]ῷ ἱερῷ, wie ich die Stelle sicher hergestellt zu haben glaube.

Mysterien zu treffen, dann muß diese Teilnahme bereits großen Umfang angenommen haben, so muß in der That damals das Ansehen der eleusinischen Mysterien panhellenische Bedeutung gewonnen haben.

Was hat ihnen nun zu diesem über die Grenzen von Eleusis hinausgehenden Ansehen verholfen? zu einem Ansehen, das in immer steigendem Maße in der ganzen griechischen und später griechisch-römischen Welt zunahm?

Im Anfang dieses Jahrhunderts noch wären die meisten Gelehrten rasch mit der Antwort auf diese Frage bei der Hand gewesen und hätten sich vermutlich gewundert, wie man sie überhaupt nur stellen könne. Waren doch nach der damals herrschenden Auffassung, wie sie vor allem Ste-Croix[7]) und bei uns sein Namensvetter und Anhänger Kreuzer vertraten, die eleusinischen Mysterien der Inbegriff heiligster und weisester Offenbarung: hier wurde einem auserlesenen Kreise unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit gegenüber dem kindlichen Glauben der Masse des Volks eine reinere Religion verkündet, hier das wahre Wesen Gottes, ja das wahre Wesen aller Dinge in schauerlich-feierlichen Zeremonien enthüllt.

Es ist das unvergängliche Verdienst Lobecks, mit diesen phantastischen Vorstellungen ein für allemal aufgeräumt zu haben; in seinem „Aglaophamus" [8]), der zu den wahrhaft klassischen Werken wissenschaftlicher Litteratur gehört, hat er mit einer Fülle von Gelehrsamkeit und Witz ihre Richtigkeit Punkt für Punkt bewiesen und zugleich für unsere Kenntnis von dem wahren Inhalt der eleusinischen Mysterien die unverrückbaren Grundlagen geschaffen. Nicht etwa einem auserlesenen Kreise besonders edler und weiser Männer waren die Mysterien vorbehalten, sondern alle Griechen[9])

[7]) Ste-Croix, Recherches sur les mystères du paganisme, II éd., Paris 1817.

[8]) Erschienen 1829.

[9]) Darauf bezieht sich die Ausschließung der φωνὴν ἀξύνετοι. Als solche waren die Barbaren ausgeschlossen, nicht etwa als ἀνδροφόνοι „comme meurtriers" von den Perserkriegen her, wie Foucart (Mém. de l'Acad. 1896 p. 33) meint aus Mißverständnis von Isocr. Paneg. 157: Εὐμολπίδαι δὲ καὶ Κήρυκες ἐν

hatten freien Zutritt zu ihnen, nur der mit Blutschuld Befleckte war wie von allen Heiligtümern so auch von der Schwelle von Eleusis gebannt. Und nicht Offenbarungen über Gott und Natur bildeten den Inhalt der Mysterien, sondern dramatische Darstellungen aus der heiligen Geschichte der Demeter und Persephone, die berühmten δρώμενα καὶ λεγόμενα oder um letzteren Ausdruck sofort in das richtige Licht zu stellen, τὰ ἐπὶ τοῖς δρωμένοις λεγόμενα. Nicht das, was man hörte, sondern das, was man sah, war die Hauptsache, eben jene δρώμενα, und die λεγόμενα waren nichts anderes als die Gebete und erklärenden Gesänge, mit denen der Hierophant die δρώμενα und δεικνύμενα[10]) begleitete. Daß es sich um nichts anderes als dramatisch-pantomimische Darstellungen handelte, dafür haben auch die im heiligen Bezirk von Eleusis vorgenommenen Ausgrabungen nur eine neue Bestätigung geliefert. Der Raum, wo die Mysterien stattfanden, das τελεστήριον, ähnelt in seiner Einrichtung durchaus einem Theater: die eine Wand wird durch den Fels gebildet, an den drei anderen laufen Sitzstufen hin, auf denen nach ungefährer Schätzung 3200 Personen Platz fanden. Näheres freilich über die Art dieser religiösen Aufführungen, die mit den modernen Passionsspielen eine gewisse, aber doch auch nur eine gewisse Verwandtschaft zeigen, wissen wir nicht; auch die Ausgrabungen haben uns hierüber

---

τῇ τελετῇ τῶν μυστηρίων διὰ τὸ τούτων μῖσος καὶ τοῖς ἄλλοις βαρβάροις εἴργεσθαι τῶν ἱερῶν, ὥσπερ τοῖς ἀνδροφόνοις, προαγορεύουσιν. Schon der Artikel τοῖς ἀνδρ. zeigt, daß F.'s Interpretation falsch ist. Foucart läßt sich durch eine nicht einmal vollständig zutreffende ägyptische Analogie verleiten, unter den φωνὴν ἀξύνετοι die in ihrer Stimme mit einem physischen Defekt Behafteten zu verstehen, die nicht im Stande waren die heiligen Formeln nachzusingen!

[10]) In älterer Zeit spielten die δεικνύμενα d. h. die Vorzeigung von heiligen Kultbildern und Reliquien, offenbar die Hauptrolle: auch der Hierophant hat ja daher seinen Namen, während der δᾳδοῦχος derjenige ist, der dazu mit der Fackel leuchtet. In den Berichten über den Mysterienfrevel des Alkibiades ist, wohl nicht zufälliger Weise, nur von dem δεικνύειν τὰ ἱερά die Rede. Vielleicht haben sich wirkliche dramatische Darstellungen erst im Laufe der Zeit an die δεῖξις τῶν ἱερῶν angeschlossen. Im Demeterhymnus ist δεῖξεν natürlich in anderem Sinne gebraucht, siehe darüber Lobeck, Agl. S. 49 f.

keinen Aufschluß zu geben vermocht[11]). Nur die Thatsache selbst, daß die eleusinischen Mysterien in dramatischen Darstellungen bestanden, ist jedem Zweifel entrückt.

Was hat nun also, fragen wir wieder, dieser Feier eine solche Bedeutung verliehen? Lobeck hatte davor gewarnt, den Grund dazu in etwas anderem als in diesen Darstellungen selbst zu suchen, und hatte zur Erklärung an ähnliche Erscheinungen und Erfahrungen unserer Tage erinnert, vor allem an den Eindruck, den der katholische Gottesdienst auf Tausende und Abertausende ausmacht. Er hatte auf die charakteristische, begeisterte Schilderung Mortimers in Schillers Maria Stuart hingewiesen:

> Wie wurde mir, als ich ins Innere nun
> Der Kirchen trat, und die Musik der Himmel
> Herunterstieg und der Gestalten Fülle
> Verschwenderisch aus Wand und Decke quoll,
> Das Herrlichste, das Höchste gegenwärtig
> Vor den entzückten Sinnen sich bewegte!
> Als ich sie selbst nun sah, die Göttlichen,
> Den Gruß des Engels, die Geburt des Herrn,
> Die heilige Mutter, die herabgestiegene
> Dreifaltigkeit, die leuchtende Verklärung —
> Als ich den Papst drauf sah in seiner Pracht
> Das Hochamt halten und die Völker segnen —

Aber so glücklich auch diese Analogie ist, die neuere Forschung hat in diesem Punkte doch den Standpunkt Lobecks verlassen und für die Wirkung der Mysterien noch einen ganz bestimmten anderen Grund zu finden geglaubt.

Maßgebend dafür waren die bekannten Stellen über die beseligende Wirkung der eleusinischen Mysterien, die ich hier, soweit sie wichtig sind, zusammenstelle:

[11]) Die Methode, aus späten Notizen des späteren Altertums Schlüsse zu ziehen, hat schon Lobeck mit Recht, leider nicht mit völligem Erfolge, bekämpft: oft handelt es sich, wenn hier von Mysterien die Rede ist, um ganz andere als um die eleusinischen, und selbst wo diese genannt werden, ist Vorsicht nötig (S. z. B. Lobeck, a. a. O. S. 24 ff. u. 197 ff.). Ich halte es deshalb z. B. für sehr gewagt, aus der τελετή des Alexandros Pseudomantis Folgerungen für die Mysterien von Eleusis zu ziehen, wie dies neuerdings wieder geschehen ist, und in Lukians Kataplus § 22 bildet das tertium comparationis m. E. nur das Dunkel, das im Hades wie in der Mysteriennacht vor dem Auftreten des Daduchen herrscht.



Hom. Hymn. auf Demet. v. 480:

ὄλβιος ὃς τάδ' ὄπωπεν ἐπιχθονίων ἀνθρώπων
ὃς δ' ἀτελὴς ἱερῶν, ὅς τ' ἄμμορος, οὔποθ' ὁμοίως
αἶσαν ἔχει φθίμενός περ ὑπὸ ζόφῳ εὐρώεντι.

Pindar Fr. 137, B.[4]:

ὄλβιος ὅστις ἰδὼν ἐκεῖνα κοίλαν εἶσιν ὑπὸ χθόνα·
οἶδεν μὲν βιότου τελευτάν·
οἶδεν δὲ διόςδοτον ἀρχάν.

Sophokles Fr. 753:

ὦ τριςόλβιοι
κεῖνοι βροτῶν οἳ ταῦτα δερχθέντες τέλη
μόλωσ' ἐς Ἅιδου. τοῖςδε γὰρ μόνοις ἐκεῖ
ζῆν ἔστι, τοῖς δ' ἄλλοισι πάντ' ἐκεῖ κακά.

Aristophanes in den Fröschen V. 454:

μόνοις γὰρ ἡμῖν ἥλιος
καὶ φέγγος ἱλαρόν ἐστιν
ὅσοι μεμυήμεθ' εὐ-
σεβῆ τε διήγομεν
τρόπον περὶ τοὺς ξένους
καὶ τοὺς ἰδιώτας

Das sind die Dichterstellen. Aber auch Isokrates spricht von den eleusinischen Mysterien als einer τελετή, ἧς οἱ μετασχόντες περί τε τῆς τοῦ βίου τελευτῆς καὶ τοῦ ξύμπαντος αἰῶνος ἡδίους τὰς ἐλπίδας ἔχουσιν (Paneg. 28), und wohl am auffallendsten, wenn wirklich auf die Eleusinien bezüglich, Platons Bemerkung im Phädon (p. 69 C.):

ὅτι ὃς ἂν ἀμύητος καὶ ἀτέλεστος εἰς Ἅιδου ἀφίκηται, ἐν βορβόρῳ κείσεται· ὁ δὲ κεκαθαρμένος καὶ τετελεσμένος ἐκεῖσε ἀφικόμενος μετὰ θεῶν οἰκήσει.

Diese Stellen sind es, welche die meisten der neueren Forscher zur Annahme veranlaßten, die Verheißungen auf eine selige Unsterblichkeit hätten das Ansehen der eleusinischen Mysterien begründet und immer neue Teilnehmer nach Eleusis gelockt.

Auch hat Lobeck sich in der That wohl etwas zu leicht mit diesen Zeugnissen abgefunden. Es ist ja freilich in der Verwertung solcher einzelner Stellen Vorsicht geboten. Derselbe Isokrates, der an den oben angeführten Worten die eleusinischen Epopten im Besitze so hoher Hoffnungen sein läßt, sagt an einer anderen Stelle dasselbe mit fast denselben Worten von den Frommen und Ge-

rechten schlechthin: ὁρῶ γὰρ . . . τοὺς μετ' εὐσεβείας καὶ δικαιοσύνης ζῶντας ἔν τε τοῖς παροῦσι χρόνοις ἀσφαλῶς διάγοντας καὶ περὶ τοῦ σύμπαντος αἰῶνος ἡδίους τὰς ἐλπίδας ἔχοντας. [12]) Und auch Aristophanes schließt ja an die Worte ὅσοι μεμυήμεθα unmittelbar an εὐσεβῆ τε διήγομεν τρόπον περὶ τοὺς ξένους καὶ τοὺς ἰδιώτας. Auch kann man sich kaum des Eindrucks erwehren, daß jene Dichterstellen doch nicht ganz unbeeinflußt von einander entstanden sind, daß vor allem Pindar und Sophokles jene Seligpreisungen in Erinnerung an die Verse des homerischen Hymnus geschrieben haben. Immerhin zeigen doch die Stellen unbestreitbar, daß der Glaube an die allein seligmachende Kraft der eleusinischen Mysterien weithin verbreitet war und sogar von führenden Geistern vertreten wurde. Aber ist nun daraus die Folgerung zu ziehen, daß es diese Verheißungen waren, die das Ansehen der Mysterien begründeten? Die Frage ist nicht so einfach, wie sie vielleicht zunächst erscheint.

Daß diejenigen, welche in Eleusis Persephone, die Herrin des Hades, verehrten und sich ihr weihen ließen, dafür auf ihre Gnade im Hades als Belohnung hofften und daß dies auch bei der Mysterienfeier die Göttin durch den Mund des Priesters verhieß, ist selbstverständlich. Aber — ließ sich denn Persephone etwa nur in Eleusis verehren? Oder gab es nicht fast in jeder Landschaft Griechenlands ein Heiligtum, wo der Fromme der Todesgöttin seine Huldigung darbringen konnte? Hatte doch sogar in Athen selbst vor alters die Königin der Unterwelt ihre eigene Kultstätte, wo sie unter dem Namen Βασιλῆ zusammen mit Neleus, ihrem erbarmungslosen Gemahle verehrt wurde. [13]) Woher also der Glaube, daß gerade die Persephone von Eleusis besondere Macht

[12]) περὶ εἰρ. § 34. Diese und andere Parallelen führt schon Lobeck a. a. O. S. 70 f. an.

[13]) Daß der zuerst durch die Inschrift CIA IV, 2 No. 53 a bekannt gewordene Kult des athenischen Neleions ein Kult der Todesgottheiten war, gehört zu den schönsten Entdeckungen, die auf diesem Gebiete in jüngster Zeit gemacht worden sind. Wir verdanken den Anstoß dazu einem archäologischen Fund: auf einem attischen Votivrelief ist eine Szene abgebildet, die mit der so häufig sich findenden Darstellung des Raubes der Κόρη durch Pluton übereinstimmt; aber hier steht neben der Gestalt der geraubten Frau der Name Βασιλῆ. S. Ἐφ. ἀρχ. 1893, 129 ff., Eduard Meyer, Hermes 30, 286 ff.

habe, Gutes und Böses nach dem Tode zu verleihen, woher, wenn wir jene Dichterstellen als beweisend ansehen, der Glaube, daß nur ihr Dienst, die Teilnahme an ihrem Kultus, die Gewißheit eines seligen Lebens gebe? Wenn auf die Frage, wodurch die eleusinischen Mysterien ihre gewaltige Bedeutung erlangt haben, geantwortet wird: durch die Verheißungen auf ein künftiges seliges Leben, so wird dadurch eigentlich die Frage nur um eine Station hinausgeschoben, und die neue Frage erhebt sich: wodurch hat denn diese Verheißung solche Bedeutung, wodurch solchen Glauben gefunden? Für die spätere Zeit mag es ja zutreffen, daß die Verheißung an sich immer neue Teilnehmer der Mysterien nach Eleusis lockte, deshalb weil der Glaube an ihre Wirkung bereits von Tausenden geteilt wurde, weil er bereits seit lange überliefert und wie jede Überlieferung von Tausenden als etwas Selbstverständliches hingenommen wurde. Aber ganz verschieden davon ist doch die Frage, wie jener Glaube zuerst Wurzel gefaßt hat, wodurch die Mysterien einst nach ihrer Enstehung ihr Ansehen begründet haben. Man nehme nur einmal einen praktischen Fall. Demarat von Sparta hat, wie wir aus Herodot wissen, erst im Jahre 480 von Eleusis und seinen Mysterien gehört. Wir wissen nicht, ob er nun auch nach Eleusis pilgerte, um sich in die Mysterien einweihen zu lassen, und ob er, wenn er es thät, dazu durch die Verheißung eines seligen Lebens bestimmt wurde. Aber soviel ist klar: wenn er durch sie dazu bestimmt wurde, wurde er es nur deshalb, weil er damals bei tausenden von anderen Hellenen, und nicht den schlechtesten, bereits die Überzeugung von der Heiligkeit und der Gnadenwirkung der eleusinischen Mysterien vorfand. Wenn damals plötzlich ein anderes Persephoneheiligtum mit diesem Anspruch, allein seligmachende Kraft zu besitzen, aufgetreten wäre, ohne in der Lage zu sein, diesem Anspruch irgendwie Nachdruck und Rückhalt zu geben, so wäre er ungehört verhallt. Wer deshalb in der Verheißung der eleusinischen Göttinen die werbende Kraft sieht, die einst auch die ersten Teilnehmer von jenseits der eleusinischen Grenzen herbeizog, gewissermaßen das Losungswort, das der eine dem anderen nur mitzuteilen brauchte, um ihn zu einer Wallfahrt nach Eleusis zu bestimmen, der muß

allerdings notwendiger, folgerichtiger Weise auch nach besonderen Veranstaltungen suchen, durch welche jene Verheißung eines seligen Lebens den Mysten gewiß und glaublich gemacht wurde. Allein dieses Suchen hat bis jetzt entweder mit einem resultatlosen, offenen non liquet geendigt oder sogar auf recht bedenkliche Irrwege geführt wie den, allegorisch-symbolische Enthüllungen den Mysterien zuzuschreiben, einen Weg, der an seinem Ende nicht allzuweit von Ste-Croix und Kreuzer vorbeiführt. Daß selbst ein Mann wie Erwin Rohde hier mit einem negativen Resultat abschließt, ist ein deutlicher Fingerzeig, daß überhaupt der Ausgangspunkt nicht richtig ist: was die große Bedeutung den Mysterien verlieh, war eben gar nicht die Verheißung auf ein seliges Jenseits, die ja nicht einmal das eigentliche ἀπόῤῥητον ausmachte, sondern offen von jedem ausgesprochen werden konnte, sondern etwas anderes, dessen Frucht dann allerdings auch die Zuversicht auf die besondere Gnadenwirkung der eleusinischen Weihe war.

Und was war dies nun? Ich glaube, wir müssen von dem hohen Meere, in dessen unsichere Wogen uns jene Dichterstellen über die eleusinischen Verheißungen geführt haben und die einen sonst ausgezeichneten Forscher sogar an den ägyptischen Strand geworfen haben [14]), zurücklenken in den sicheren Hafen, den uns einst Lobeck gebaut. Was den eleusinischen Mysterien erst bei den Umwohnern, dann in immer weiteren Kreisen so große Bedeutung verschafft hat, war nicht irgend ein Dogma, sondern das, was wir als den Inhalt der Mysterien selbst kennen gelernt haben, jene δρώμενα der Weihenacht, die dem Griechen etwas boten, was er sonst im griechischen Kult nicht so leicht vorfand. Denn so gemütvoll die griechische Religion als solche ist, dem griechischen Kultus im allgemeinen wird man kaum Unrecht thun, wenn man ihm keine besondere Wirkung auf Herz und Gemüt zuschreibt. Gewiß, wer an den Gott glaubt, zu dem er betet, wird nie ganz ohne innere Bewegung sein, und auch in einem öden Kämmerlein zwischen vier kahlen kalten Wänden kann aus bedrängtem Menschen-

[14]) Foucart, Recherches sur l'origine et la nature des mystères d'Eleusis. Mém. de l'Académie des Inscr. 1896.

herzen ein heißes Gebet emporsteigen. Aber das ist ebenso unleugbar, daß gewisse äußere Umstände des Kultus geeignet sind, besonders auf Gemüt und Herz zu wirken und es empfänglich für religiöse Eindrücke zu machen; die Anziehungskraft, die die katholische Kirche durch ihren Kultus ausübt, ist ein vollgültiger Beweis dafür. Ein nächtlicher Gottesdienst ist an und für sich schon besonders stimmungsvoll; nun noch die eigentümlichen Umstände zu Eleusis: das geheimnisvolle Dunkel, in dem sich die Andächtigen erwartungsvoll zusammendrängten, dann bei plötzlich flammendem Lichte die Erscheinung der Göttinnen, vor allem die der Todesgöttin Persephone selbst, vor deren Thron einem jeden nach dem Glauben der Griechen einst zu erscheinen bestimmt war, und die heilige Geschichte, die sich dann, begleitet von dem feierlichen Gesang des Hierophanten, vor den Blicken der Eingeweihten abspielte — man muß sich dies alles nur lebendig vergegenwärtigen und man empfindet: bei vielen Festen konnte der Grieche sich ausgelassener Freude und Lebenslust hingeben, bei den Panathenäen mochte die Herrlichkeit seiner Vaterstadt den Athener mit Stolz und die fremden griechischen Gäste mit Bewunderung erfüllen, aber einen wirklich das Herz ergreifenden Gottesdienst, wie er nun doch einmal unzähligen Menschen Bedürfnis ist, eine Feier, die sein innerstes *religiöses* Fühlen erregte, fand er nirgends so wie in Eleusis. Freilich, auch andere Götter hatten ihre Mysterien, vor allem der Kult des Dionysos war bekanntlich reich daran. Aber — um bei diesem Beispiel zu bleiben — hier war eben Dionysos, der Gott der Freude, die gefeierte Gottheit, dort Persephone, die furchtbare Todesgöttin, die mächtige Herrin des Jenseits, dessen die Griechen so gut wie die Menschen aller Zeiten mit bangem Herzen gedachten. Die Art des Kultus war es, die die Persephone von Eleusis vor anderen Kultstätten dieser Gottheit voraus hatte, und über andere Mysterien wiederum erhob die eleusinischen die inhaltsschwere Natur der hier gefeierten Gottheit. Und so einfach wir uns auch in ältester Zeit die Feier selbst zu denken haben und so weit entfernt von den gewiß glänzenden Mitteln einer späteren verfeinerten Kultur, die Verbindung jener zwei Momente war immer vorhanden und sicherte auch der ein-

fachsten Feier ihre Wirkung und Bedeutung. Auch die zuversichtliche Hoffnung der Mysten auf ein seliges Leben im Hades läßt sich wohl verstehen: weil nirgend anderswo die innerliche Wirkung des Persephonedienstes so groß war, deshalb war auch nirgends die Empfänglichkeit für die Verheißung, nirgends die Zuversicht, einst bei Persephone im Hades Gnade zu finden, so groß, und wer dort in Eleusis diese Hoffnung gefunden, der mochte dann leicht wohl glauben, daß sie nur dort zu finden sei, und mit Aristophanes sagen:

μόνοις γὰρ ἡμῖν ἥλιος
καὶ φέγγος ἱλαρόν ἐστιν.

Ich habe dargelegt, was mir der wesentliche Grund dafür zu sein scheint, daß der Kultus von Eleusis panhellenische Bedeutung errungen hat. Mitgewirkt haben aber dabei unzweifelhaft wenigstens noch zwei andere Momente, die steigende Macht Athens und der Einfluß des delphischen Orakels.

Es ist ohne weiteres klar, daß die Mysterien, die die Athener zu ihren Hauptfesten rechneten und mit staatlicher Autorität ausstatteten, auch im ganzen attischen Reiche und überall, wo der Einfluß Athens mächtig war, entsprechende Bedeutung gewinnen mußten. Man darf dies Moment freilich auch nicht überschätzen; denn wenigstens in den Zeiten der Blüte Griechenlands, die zusammenfällt mit dem gewaltigen Wetteifer der griechischen Stämme untereinander, lag darin auch ein für die panhellenische Bedeutung der Mysterien hinderlicher Faktor, insofern es die politischen Gegner Athens Überwindung kosten mußte, den Göttinnen in Eleusis und damit doch auch indirekt Athen selbst, das die Mysterien zu einem Staatskult gemacht hatte, eine Huldigung darzubringen.[15]) Dabei mochte sich leicht die Besorgnis regen, daß Athen versuche, aus der Bedeutung des Mysterienkultus politisches Kapital zu schlagen, und diese Besorgnis war, wie wir wissen, durchaus berechtigt: Athen hat durch Eleusis in der That Anspruch auf eine gewisse

[15]) Erwähnenswert und charakteristisch ist das Verhalten Spartas im peloponnesischen Kriege, wo es die herkömmliche Begehung der Mysterien hinderte: Plut. Alk. c. 34.

**

religiöse Supprematie gemacht und von den Griechen verlangt, daß sie jährlich den Kornzehnten an die Göttinnen steuerten.

Wir kennen diese Bestrebungen näher aus der bekannten, viel behandelten Inschrift[16]) über die Ablieferung des Getreidezehnten nach Eleusis; sie enthält einen Volksbeschluß, in dem einmal für die Athener selbst und ihre Bundesgenossen die Quote des zu weihenden Getreides nebst Termin der Weihung u. a. gesetzlich neu geregelt wird, dann aber auch an die übrigen Griechen zwar, wie es ausdrücklich heißt, nicht der Befehl, aber doch die Aufforderung ergeht, diesen Tribut zu leisten κατὰ τὰ πάτρια καὶ τὴν μαντείαν τὴν ἐγ Δελφῶν. Diese letztere Berufung auf τὴν μαντείαν τὴν ἐγ Δελφῶν führt uns zugleich auf das zweite Moment, das noch zu der panhellenischen Bedeutung der Mysterien mitgewirkt hat, auf die Unterstützung, die Delphi dem eleusinischen Kult gewährte. Daß in diesen übrigens mehrmals wiederholten Worten der Urkunde nicht etwa nur eine mehr oder weniger bedeutungslose Formel enthalten ist, sondern daß thatsächlich noch in historischer Zeit das delphische Orakel wiederholt und eindringlich seinen Einfluß für Eleusis aufgeboten hat, beweisen die vortrefflich jenen Volksbeschluß ergänzenden Worte des Isokrates (Paneg. 31): αἱ μὲν γὰρ πλεῖσται τῶν πόλεων ὑπόμνημα τῆς παλαιᾶς εὐεργεσίας ἀπαρχὰς τοῦ σίτου καθ' ἕκαστον τὸν ἐνιαυτὸν ὡς ἡμᾶς ἀποπέμπουσι, ταῖς δ' ἐλλειπούσαις πολλάκις ἡ Πυθία προςέταξεν ἀποφέρειν τὰ

[16]) Dittenbergers Syll.^{2} No. 20, L. Ziehen, Leges sacrae No. 4. Mit Unrecht setzte man früher diesen Beschluß in die Zeit vor dem peloponnesischen Krieg: er gehört vielmehr nach Schrift und Formen, wie zuerst A. Körte (Athen Mitt. 21, 320 ff.) erkannte, in die Jahre um den Nikiasfrieden. Körtes Ansatz, 418, ist freilich kaum richtig, sicher nicht die von ihm gegebene Begründung; aus den geringen Restsummen in den Epistatenrechnungen von 422—418 läßt sich gar nichts folgern (vgl. darüber meine Bemerkungen im Rhein. Mus. 51, 221 und 222). Im Gegenteil, gerade diese Rechnungen zeigen, daß der Beschluß nicht erst 418 gefaßt sein kann, und geben uns das richtige Datum an die Hand. Im archidamischen Krieg wurde der Kornzehnte sicherlich nicht mehr abgeliefert; ist es nun wahrscheinlich, daß seine Darbringung im Jahre 422 neu beginnt, die gesetzliche Neuregelung aber erst 418 stattfindet? Das Umgekehrte ist doch wahrscheinlicher: der Neubeginn der ἀπαρχαί ist eine Folge der Neuregelung durch unser Psephisma. Ich glaube deshalb jetzt, daß unser Beschluß 423 fällt und eine Frucht des damals geschlossenen Waffenstillstandes ist.

μέρη τῶν καρπῶν καὶ ποιεῖν πρὸς τὴν πόλιν[17]) τὴν ἡμετέραν τὰ πάτρια. Es darf also als sicher gelten, daß die delphische Priesterschaft, die in so vielen Beziehungen das griechische Leben beeinflußt hat, auch hier eingegriffen und dem Kultus von Eleusis seine moralische Unterstützung nachdrücklich geliehen hat. Gerade wo in neuester Zeit, besonders durch Wilamowitz, die Frage nach dem Einfluß und der Geschichte der delphischen Priesterschaft neu angeregt ist, möchte ich auf diesen Punkt, der bisher weniger beachtet wurde, hinweisen. Der Grund für diese Stellungnahme Delphis war vermutlich, daß es in dem wirkungsvollen, die Herzen der Menschen ergreifenden Mysteriendienst einen Hebel zur Belebung und Erwärmung des religiösen Gefühls sah. Dabei mag es dahingestellt sein, ob nicht dafür Delphi auch auf die Gestaltung des eleusinischen Kultus etwas eingewirkt hat.[18])

Die Anerkennung der Verpflichtung, den Kornzehnten nach Eleusis zu liefern und damit die Anerkennung einer gewissen religiösen Suprematie hat Athen bei den übrigen Griechen dauernd wenigstens nicht durchzusetzen vermocht. Das lassen selbst jene Worte des Isokrates trotz seiner Berufung auf die πλεῖσται τῶν πόλεων vermuten; entscheidend ist aber auch hier eine Inschrift, die diese Vermutung in einem fast überraschenden Umfang bestätigt: in den Rechnungsablagen der eleusinischen Beamten aus dem Jahre 329/8, die genau jede einzelne der eingegangenen Getreidequoten verzeichnen, ist auch nicht eine einzige nichtattische[19]) Gemeinde angeführt.[20]) Auch die Mahnungen des Orakels haben also in dieser Beziehung nichts gefruchtet: es ist freilich auch sehr die Frage, ob überhaupt Delphi sie auch dann, als die großen Gegensätze

---

[17]) Der Ausdruck πρὸς τὴν πόλιν τὴν ἡμετέραν ist wohl dem Isokrates auf Rechnung zu setzen, der die Verpflichtung gegen die Göttinnen in eine solche gegen Athen verwandelt. Die Stelle ist aber ein charakteristischer Beleg dafür, wie nahe es lag, der Leistung des Zehnten eine politische Färbung zu geben.

[18]) Dahin gehört die Einsetzung der in Eleusis gefeierten Προηρόσια, die auf Veranlassung des Delphischen Orakels erfolgt sein soll: Schol. Ar. Eq. 729.

[19]) Außer den attischen Phylen finden sich nur die wenigen damals noch unter attischer Oberhoheit stehenden Gemeinden wie Imbros, Skyros, Oropos.

[20]) CIA IV, 2 p. 198 No. 834 b, Z. 51 ff.

der griechischen Welt aufeinanderplatzten, wiederholt hat, und sie nicht vielmehr ausschließlich in eine frühere Zeit fallen; der Ausdruck des obenerwähnten Volksbeschlusses κατὰ τὰ πάτρια καὶ τὴν μαντείαν τὴν ἐγ Δελφῶν spricht jedenfalls nicht gegen diese Annahme.

Noch weniger gelang es natürlich den Athenern, direkten politischen Gewinn aus den eleusinischen Mysterien zu ziehen. Allein die religiöse Bedeutung der Mysterien als solcher blieb deshalb doch bestehen, die Teilnahme an ihnen war in Wirklichkeit panhellenisch und erstreckte sich schließlich auch auf die griechisch-römische Welt. Wohl ist es wahrscheinlich, daß die innere Anteilnahme mit der schnell sinkenden Frömmigkeit abnahm, aber daß trotz diesem religiösen Verfall die Mysterien ihre Bedeutung behielten, ist gerade ein Beweis dafür, wie stark und tiefgewurzelt diese gewesen sein muß. Es ist ja auch wohl begreiflich: je mehr die innere religiöse Überzeugung schwand, um so mehr klammerte sich das Herz, das nun doch einmal bei den meisten Menschen der Religion bedarf, an die Mysterienfeier, die wenigstens noch für kurze Zeit das erloschene religiöse Gefühl zu beleben im stande war.

So hat sich denn die Bedeutung der eleusinischen Mysterien bis in die spätesten Zeiten der antiken Kulturperiode erhalten. Der antike Götterglaube mußte Schritt für Schritt vor der jugendlichen Kraft des Christentums zurückweichen, am zähesten erhielt sich die Anhänglichkeit an die eleusinischen Mysterien. Ja, selbst als Kaiser Valentinian I. im Jahre 364 allen nächtlichen Gottesdienst verbot, machte er doch vor der Schwelle von Eleusis Halt[21]) und kein anderer als der kaiserliche Statthalter Praetextatus selbst war es, der als Fürsprecher des Heiligtums auftrat und soweit ging zu erklären, ohne diese Mysterien werde das Leben für die Griechen keinen Wert mehr haben: ἀβίωτον τοῖς Ἕλλησι καταστήσειν τὸν βίον, εἰ μέλλοιεν κωλύεσθαι τὰ συνέχοντα τὸ ἀνθρώπειον γένος ἁγιώτατα μυστήρια κατὰ θεσμὸν ἐκτελεῖν.

* * *

[21]) Zosimus IV, 3.

2. Die Elegieensammlung des Theognis und ihre Entstehung. Von Herrn Dr. Heinemann.

Das einzige zusammenhängende Denkmal der griechischen Elegie ist bekanntlich eine unter dem Namen des Theognis in zwei Büchern überlieferte Spruchsammlung. Während nun das letztere, nur in einigen Handschriften erhaltene, allgemein als spätes Machwerk anerkannt ist, herrscht über die Entstehung des ersten und seine Beziehung zu dem Elegiker Theognis aus Megara (um 500) große Uneinigkeit. Die Handschriften sowohl wie die litterarische Überlieferung seit etwa dem ersten nachchristlichen Jahrhundert schreiben es dem genannten Dichter zu; andererseits aber finden sich in ihm zahlreiche Stücke, die unzweifelhaft anderen Dichtern gehören, und auffallend häufige nahezu wörtliche Wiederholungen von Sprüchen, die uns zeigen, daß wir es hier überhaupt nicht mit einem einheitlichen Werk und sicher nicht mit einer Schrift des Theognis zu thun haben. Indem wir hier auf eine Darstellung der seitherigen Lösungsversuche verzichten, wollen wir versuchen, aus einer eingehenden Betrachtung der auffälligen Erscheinungen selbst neue Anhaltspunkte zu gewinnen.

Da ist es nun von Bedeutung, daß weder die fremden Bestandteile vollkommen wörtliche Zitate der Originalstellen sind, noch die sekundären Versionen der Wiederholungen dieselbe Überlieferung zeigen wie die primären. Es finden sich vielmehr Differenzen, die schon ihres Umfanges wegen nicht auf Abschreibefehler zurückgeführt werden können. Vielmehr zeigt sich in jenen Abweichungen die deutliche Tendenz, alle Spuren des ursprünglichen Zusammenhangs, aus welchem die Zitate herausgerissen sind, zu verwischen und alle sprachlich schwierigen Wendungen durch leichtere zu ersetzen. Andrerseits sind sowohl die interpolierten wie die wiederholten Bestandteile nach bestimmten Gesichtspunkten ausgewählt; kein Fragment ist aufgenommen, das wegen seiner Anspielungen auf politische oder persönliche Verhältnisse späteren Lesern unverständlich bleiben mußte, während die primären Versionen der Wiederholungen an derartigen Partieen recht reich sind. Letzteres wäre unmöglich, wenn sie von anderen Dichtern herrührten: folglich sind — was im einzelnen noch nie bestritten worden ist — die

primären Versionen der Wiederholungen echt theognideisch, wofür übrigens auch andere Gründe sprechen.

Das Theognisbuch besteht somit aus zwei Bestandteilen: erstens einer Sammlung von Gedichten des Theognis von Megara, zweitens einer Zusammenstellung von Versen der bedeutendsten griechischen Elegiker, Theognis einschließlich. Letztere haben eine gemeinsame Bearbeitung, also auch eine gemeinsame Vergangenheit gehabt, müssen somit schon vor ihrer Aufnahme in unsere Sammlung vereinigt gewesen sein: sie bilden in der That auch ein Ganzes, eine sorgfältig ausgewählte Anthologie aus der elegischen Dichtung der Hellenen. Zieht man nun in betracht, daß sich in den Bestandteilen dieser Anthologie neben den planmäßigen Veränderungen außerordentlich viele Verderbnisse finden und diese Verderbnisse nie auf Verwechselung ähnlich aussehender, sehr häufig aber auf Vertauschung ähnlich **klingender** Buchstaben zurückzuführen sind, so wird man zu dem Schlusse berechtigt sein, daß jene Verse vor ihrer Zusammenfassung eine Zeitlang im Volksmund verbreitet waren. Das Motiv ihrer Vereinigung mit dem echten Theognisbuch ist nun klar. Seitdem Theognis Elegien geschrieben hatte, wurden erweislich Distichen, deren Ursprung man nicht kannte, ebensowohl ihm zugeschrieben, wie anonyme epische Dichtungen dem Homer. Mithin mußte die Anthologie ebensogut als Werk des Theognis gelten wie das rechtmäßig unter seinem Namen überlieferte Buch: es hat ein Redaktor den Versuch gemacht, die beiden „Theognisbücher“ zu vereinigen, und das Ergebnis dieses Versuchs ist unsere Sammlung.

Eine eingehendere Ausführung und Begründung obiger Darlegungen soll an anderer Stelle versucht werden.

* * *

3. Nochmals das Schlachtfeld von Cannä. Von Oberlehrer Goez.

Es könnte überflüssig scheinen, die Frage nach der Lage des Schlachtfeldes von Cannä nochmals aufzuwerfen, nachdem bereits am 16. Juni 1897 Herr Direktor Prof. Dr. Hartwig hier im Hochstift in ebenso durchdachter als, wie es bei der damaligen Verhandlung schien, überzeugender Weise diese Frage besprochen

hat (s. Berichte des Freien Deutschen Hochstifts, N. F. XIV, S. 9—24). Doch in der Zwischenzeit erschien die Dissertation des Oberlehrers Dr. Fried: Über die Schlacht bei Cannä (Leipzig 1898), die im schärfsten Widerspruch zu den damals so gesichert erschienenen Ergebnissen steht. Die Sicherheit der Behauptungen in dieser Abhandlung, die nüchterne Beweisführung, die ihre Gründe gern von geographischen oder militärischen Betrachtungen entlehnt und gern an den gesunden Menschenverstand appelliert[1]), endlich die unsrer kritischen, zum Widerspruch geneigten Zeitrichtung so sehr entsprechende und daher leicht Beifall findende Tendenz der „Rettung" des von den bösen, einseitig urteilenden patrizischen Annalisten schlecht gemachten, im Grunde so tüchtigen Plebejers Varro: all dies vereinigt sich, um den Leser dieser Schrift, so lange er sich nicht gründlich auf die antiken Quellen, besonders Polybius, besinnt, leicht für Frieds Meinung zu gewinnen und die bisher errungenen Resultate möglicherweise ins Wanken zu bringen.

Dagegen anzukämpfen und die Unzuverlässigkeit der Friedischen Darstellung nachzuweisen, sei der Zweck der folgenden Darlegungen. Ich beschränke mich dabei auf die Frage nach dem Ort, wo die Schlacht stattgefunden hat: über den Hergang der Schlacht selbst finden ja auch Differenzen statt, doch keine so sehr schwerwiegenden. Der Hauptstreit dreht sich doch immer darum, ob die Schlacht auf dem rechten oder dem linken Ufer des Aufidus geschlagen wurde, und die Entscheidung dieser Frage hängt eng zusammen mit der Meinung, die wir uns von den militärischen Eigenschaften besonders der römischen Anführer bilden sollen, bezw. wie stark wir uns überhaupt in der römischen Tradition die aus parteiischer Vorliebe für die Mitglieder der Adelspartei und ebensolcher Abneigung gegen die aus niederem Stande hervorgegangenen Männer erzeugte Abweichung von der Wahrheit vorstellen sollen. Aus diesem all-

[1]) Was „selbstverständlich" war, vermögen wir großenteils nicht mehr mit Sicherheit zu beurteilen, und nur zu oft führen solche argumenta a priori zu Trugschlüssen. Vgl. was Schwab (der Frieds Schrift nicht kannte) in der unten angeführten Abhandlung S. 13—14 über die taktischen Unbegreiflichkeiten und groben „Fehler" bei Siegern und Besiegten aller Zeiten sagt.

gemeinen Grunde erklärt sich zum Teil das große Interesse, das der Lösung der hier behandelten Frage entgegengebracht worden ist.

Die Unsicherheit in ihrer Beantwortung rührt daher, wie Hartwig a. a. O. sagt, daß uns aus dem Altertum keine einzige bestimmte Angabe über die Lage des Schlachtfeldes auf dem linken oder dem rechten Ufer des Flusses erhalten ist,[2]) wir somit auf Rückschlüsse aus andern Angaben angewiesen sind, und weil auch das Gelände bei Cannä durchaus keine untrüglichen Anhaltspunkte zur Beurteilung an die Hand giebt. In dem daraus hervorgegangenen Wechsel der Ansichten bildet nun die Friedische Arbeit eine neue Phase, da Fried sich wieder mit seinen letzten Vorgängern, Wilms (Progr. des Wilh.-Gymn. in Hamburg 1895) und Hartwig (a. a. O.), in Gegensatz gestellt hat und die Schlacht auf dem linken Ufer schlagen läßt;[3]) in Bezug auf Position und Frontrichtung der Heere stimmt er fast völlig mit Stürenburg (Progr. Leipzig 1888) überein, und es ist natürlich, daß auch seine Beweisgründe z. T. mit denen Stürenburgs zusammenfallen. Wenn nach der Skizze in der Friedischen Abhandlung das römische Heer nach SO., das kartha-

---

[2]) Das rührt nicht so sehr von einer gewissen tadelnswerten Nachlässigkeit unserer Gewährsmänner her, als vielmehr von dem Umstande, daß die uns geläufige Bezeichnung der Flußufer nach der rechten und der linken Hand mit Rücksicht auf die Stromrichtung im Altertum noch nicht allgemein üblich war, wie kürzlich Stürenburg nachgewiesen hat (Beil. zum Jahresbericht des Gymn. z. heil. Kreuz in Dresden 1897; vgl. O. Schwab, Progr. des König-Wilhelms-Gymn. in München 1898, S. 10—12): wo sich die Bezeichnung „rechts" und „links" findet, bezieht sie sich meist auf den Standpunkt von Personen, die sich auf oder an dem Flusse bewegen, nicht auf die Stromrichtung, und kann das Gegenteil von unserer Bezeichnung werden, wenn die Personen sich flußaufwärts bewegen.

[3]) Von der genannten vortrefflichen Abhandlung des Oberlehrers Dr. Schwab konnte er natürlich noch keine Kunde haben. Auch mir wurde sie durch die dankenswerte Güte ihres Verfassers leider erst kurz vor der Ablieferung dieses Berichtes bekannt. Einem Wunsche des Herrn Direktor Hartwig entsprechend bemerke ich, daß auf S. 14 seiner Abhdlg., Z. 2 v. u., ein sinnstörender Schreibfehler stehen geblieben ist, indem die Bezeichnungen „rechtes" und „linkes" Ufer mit einander vertauscht sind. Merkwürdigerweise findet sich bei Fried S. 22, Z. 4 und 5 von unten, ein ganz ähnliches Versehen, wo dieselben Attribute bei der Benennung der römischen Heeresflügel verwechselt sind. Ebenda steht „Nordosten" für „Norden" infolge der falschen Orientierung der Zeichnung.

gische nach NW. mit der Front gerichtet scheint, so ist dies nur Schein; denn die Orientierung der Kartenskizze, auf der ein Orientierungskreuz fehlt, weicht von der gewöhnlichen insofern ab, als von der Mitte des Blattes aus Norden etwa in der rechten oberen Ecke zu suchen ist: der Ofanto, der auf Frieds Zeichnung fast dem unteren Rande parallel von links nach rechts verläuft, fließt mit größeren und kleineren Krümmungen an Cannä vorbei in der Richtung von SW. nach NO. dem Meere zu. Demnach schaut bei Fried, wie bei Stürenburg, die römische Front gerade nach Osten, und die Karthager haben nicht nur den Fluß, sondern auch das Meer im Rücken. Die Gegner, mit denen sich Fried in der Dissertation beschäftigt, sind fast nur Reusch und Solbisky, die im Jahre 1888 verdienstvolle Arbeiten über unsere Frage veröffentlicht haben; Stürenburg, auf den er sich so wesentlich stützt, wird einigemale erwähnt: aber die genannten Arbeiten von Wilms und Hartwig, die besonders mit Stürenburg aufgeräumt zu haben schienen, sind in der ganzen Dissertation, trotz ihrer Aufführung in der vorausgeschickten Litteraturübersicht, auffallenderweise völlig mit Stillschweigen übergangen.

Um nun der Sache selbst näher zu treten, wird es das Einfachste sein, dem Gange der Friedischen Arbeit zu folgen: so wird sich am leichtesten herausstellen, ob ihre Ergebnisse haltbar sind. Von Seite 12 an werden dort die unmittelbar bei Cannä sich abspielenden Vorgänge besprochen. Weil Hannibal auf der Südseite des Aufidus sein Lager hatte,[4]) hält es Fried für selbstverständlich, daß die Römer, die ihm folgen und ihn zu einer Schlacht zwingen wollen, ihm auf dieselbe Flußseite folgen, „indem sie ohne weiteres ihr Hauptlager natürlich auf der Seite aufschlagen, wo Hannibal das seinige hatte." Auf diesem Grund wird nachher weitergebaut und zunächst gefolgert, daß das zweite, kleinere Lager der Römer am nördlichen Ufer stand. Aber es fragt sich doch sehr, ob dies ein fester, zuverlässiger Baugrund ist. Die Römer konnten doch auch sehr gewichtige Gründe haben, um vorläufig

[4]) Fried S. 12: „Dieser Ansicht sind auch (außer Fried) Reusch und Stürenburg" — eine andere Ansicht ist doch meines Wissens nie geäußert worden!

zwischen sich und dem Gegner den Fluß zu lassen. Fried begnügt sich damit, nur gegen Reusch und Solbisky zu behaupten, daß die Nichterwähnung des Flußüberganges seitens der Römer bei Livius sowohl als bei Polybius nichts Auffallendes habe, ähnlich wie Stürenburg. Betreffs des Livius, der in vielen wichtigen Dingen ungenau und unklar ist, mag man dies einräumen, aber mit Polybius ist es doch eine andere Sache. Fried hätte sich hier unbedingt mit den eingehenden Darlegungen von Hartwig (l. c. p. 14 ff.) über diesen Punkt auseinandersetzen müssen. Darnach ist an dieser Stelle bei dem sonst so klaren Polybius das Verschweigen des Übergangs, wenn er wirklich stattgefunden hätte, allerdings kaum zu ertragen; denn hier, wo es sich nicht um sonst schon genügend bekannte Lokalitäten, sondern um deutliche Bestimmung der Lage der römischen Lagerplätze handelt, mußte bei Unterlassung jener Angabe die größte Unklarheit entstehen.[5]) Dazu kommt, daß das πέραν wie das trans Aufidium (Pol. III 110,10; Liv. XXII 44,3) sicher mit Reusch, Wilms, Hartwig (jetzt auch Schwab, a. O. S. 34) am ungezwungensten von der Marschrichtung der Römer oder von Rom aus verstanden wird; und Grundsatz jeder verständigen Auslegung muß doch sein, den ohne Zwang und Grübelei sich ergebenden Wortsinn solange für den richtigen zu halten, als nicht unwiderlegliche Gründe zu einer anderen Auffassung zwingen. Man überlege nur, wie der Zusammenhang bei Polybius ist: die Marschrichtung der Römer ist im ganzen südlich; unter dem Widerspruch des Ämilius 110,4 Γάϊος ἀναστρατοπεδεύσας προῆγε quer durch die Ebene (ἐπίπεδοι καὶ ψιλοὶ τόποι § 2),

[5]) Fried wendet sich hier S. 13 gegen Reusch und wirft ihm vor, er habe ja auch an anderer Stelle (nämlich, wo Hannibal den Römern zum erstenmal den Kampf anbietet) den Übergang über den Fluß nicht für besonders erwähnenswert gehalten (Reusch. a. a. O. S. 14: „Daß Livius den Übergang über den Fluß unerwähnt läßt, ist nicht auffallend"). Aber er thut Reusch Unrecht damit, daß er diesen Satz aus seinem Zusammenhange reißt; Reusch führt dort ja gerade aus, daß Polybius den Übergang erwähne, daß aber nur eben bei Livius die Nichterwähnung nicht auffallend sei, der doch noch wichtigere Dinge übergeht, wie z. B. das zweite Lager Hannibals. Ja, Reusch ist sogar geneigt, durch Konjektur die Erwähnung des Übergangs bei Livius einzufügen, was wir natürlich nicht annehmen können.

βουλόμενος ἐγγίσαι τοῖς πολεμίοις; auf dem Marsche greift sie Hannibal mit Leichtbewaffneten und Reitern überraschend an und zieht sich mit Einbruch der Dunkelheit zurück, die Römer schrieben sich den Sieg zu; unmittelbar bei dem Kampfplatze, also nördlich vom Aufidus, bringen sie offenbar diese Nacht zu, und (§ 8) am folgenden Tage schlägt Ämilius mit Zweidrittel des Heeres παρὰ τὸν Αὔφιδον ποταμὸν καλούμενον ein (größeres) Lager auf, (§ 10) τῷ δὲ τρίτῳ (μέρει) πέραν, ἀπὸ διαβάσεως πρὸς τὰς ἀνατολάς, ἐβάλετο χάρακα. Wäre § 8 παρά südlich vom Aufidus, so wäre dies, in Verbindung mit dem ihm unmittelbar entgegengesetzten πέραν, nicht nur eine sprachliche Härte, sondern es hätte auch entweder Ämilius sich eine sonderbar ungeschickte Führung zu schulden kommen lassen, nämlich zuerst das ganze Heer übergesetzt, auf dem rechten Ufer das größere Lager angeordnet und dann ein Drittel des Heeres wieder zurück über den Fluß geführt, um das kleinere Lager zu schlagen, oder Polybius hätte eine so einfache Sache in verkehrter Reihenfolge erzählt; und auch dann würde das „ἀπὸ διαβάσεως πρὸς τὰς ἀνατολάς“ schwerlich stimmen: es handelt sich hierbei ja nicht darum, daß man bei einem so mäandrisch gewundenen Fluß, wenn man es durchaus will, auch Stellen finden kann, an denen man trotz seines im ganzen nordöstlichen Laufes vom rechten zum linken Ufer in östlicher Richtung übersetzt, (schwerlich hat Polybius diese Windungen des Aufidus überhaupt gekannt, und sicher hat er auf eine solche geographische Merkwürdigkeit nicht aufmerksam machen wollen), sondern es handelt sich darum, daß das kleine Lager ἀπὸ διαβάσεως = von der Übergangsstelle (mochte dies nun ein zufällig hierzu auserſehener Punkt sein, oder, was eher zu glauben, weil dann die Erwähnung der διάβασις mehr Sinn hat, eine ständig benutzte Furt) eine Strecke weit nach Osten lag, und der Schriftsteller dachte nur an die im ganzen nordöstliche Hauptrichtung des Flusses. Von der Übergangsstelle aber eines nordostwärts strömenden Flusses kann man nur nach Osten weiterziehen, wenn man vom linken auf das rechte Ufer übergesetzt ist (s. Wilms S. 15). Wenn sich weiter daraus ergiebt, daß das kleine Römerlager nicht dicht an dem Flusse gelegen haben kann, so trifft dies ganz gut mit Liv. 52,1

zusammen, wo wir hören, daß Hannibal nach der Schlacht dieses kleine Lager durch einen Damm vom Flusse abschnitt, daß dieses mithin trotz Liv. 44,2 (Aufidius amnis utrisque castris adfluens) etwas abseits vom Flusse gelegen haben muß. Die wichtigste Stelle aber, die wohl unwiderleglich beweist, daß Polybius sich das große Römerlager links des Aufidus dachte, ist 111,11, und es ist Hartwigs Verdienst, auf sie nachdrücklich hingewiesen zu haben; wenn nach Polybius Hannibal sein zweites Lager παρὰ τὴν αὐτὴν πλευρὰν τοῦ ποταμοῦ aufschlägt τῇ μείζονι στρατοπεδείᾳ τῶν ὑπεναντίων = auf derselben Seite, wo sich das größere Lager seiner Gegner befand —, so folgt doch daraus, daß sein bisheriges Lager sich nicht auf derselben Seite befunden hatte. Solange wir also (wie auch Fried) Hannibal zuerst unmittelbar bei Cannä lagern lassen, lag schon nach dieser einen Stelle das große Römerlager links, das kleine rechts vom Flusse, und die Schlacht wurde auf dem südlichen Ufer geschlagen (nämlich auf demselben, wo das kleinere Lager lag, nach Pol. 113,2; Liv. 45,6). Wer anderer Ansicht sein will, dem wird es obliegen, vor allem diese Stelle des Polybius anders zu deuten. Fried schweigt darüber.

Auch der Zweck, den Ämilius nach Pol. 110,11 mit der Anlage des kleinen Lagers im Auge hatte (βουλόμενος διὰ τούτων προκαθῆσθαι μὲν τῶν ἐκ τῆς πέραν [hier πέραν deutlich von dem kleineren Lager aus verstanden,[6]) dessen Besatzung mit διὰ τούτων gemeint ist] παρεμβολῆς προνομευόντων, ἐπικεῖσθαι δὲ τοῖς παρὰ τῶν Καρχηδονίων), scheint mir nach Frieds Anordnung nicht so gut erreicht zu werden, wie nach der entgegengesetzten. Man frage sich nur: 1) Auf welchem Ufer war der Schutz der römischen

---

[6]) Es kann nach dem Zusammenhang gar kein Zweifel sein, daß die beiden πέραν § 10 u. 11 das entgegengesetzte Ufer meinen: im § 10 ist πέραν mit Beziehung auf § 8 gesagt, also vom Standpunkt der Leute im großen Lager aus zu verstehen; § 10 u. 11 versetzen uns in das kleine Lager, und von dem Standpunkt der Besatzung dieses Lagers aus (bezeichnet mit διὰ τούτων) müssen wir die πέραν παρεμβολή nun hier als das große Lager deuten. Man könnte auch sagen, πέραν § 10 ist aus dem Sinne des Schriftstellers, πέραν § 11 wenigstens mit aus dem des Ämilius, der sich nun im kleinen Lager befindet (s. „βουλόμενος“), gesprochen.

Futterholer nötiger? Doch wohl auf demjenigen, welches die Punier durch ihr kannensisches Lager beherrschten, dort wird sich also das als Deckung dienende kleine Lager befunden haben. 2) Auf welchem Ufer war die die punischen Futterholer bedrohende Stellung wirksamer? Abermals auf dem südlichen Ufer, wo die ihnen Überfall oder Abschneidung drohenden Römer nicht erst den Fluß passieren mußten, außer wenn die punischen Futterholer selbst es zuerst gethan hatten. Man wende nicht ein, daß der Fluß, namentlich im Sommer, kein wesentliches Terrainhindernis biete: bei solchen Scharmützeln ist die Überschreitung selbst eines unbedeutenden Wasserlaufes mit zum Teil sumpfigen Ufern immerhin riskant. Und wenn der Aufidus noch heute an durchschnittlicher Wasserfülle etwa der Isar bei München oder der Iller an ihrer Mündung gleicht,[7]) so war er im Altertum sicher noch viel bedeutender, wo seine Uferhöhen noch großenteils mit dichten Wäldern bestanden waren (vgl. Appian Ἀννιβ. 20 ὄρος περίφυτον), wo er von Canusium ab schiffbar war (Strabo VI, 3,9) und wo er von Horaz violens, longe sonans, acer (carm. 3,30,10. 4,9,2. sat. 1,1,58) genannt werden konnte. „Seitdem," sagt Schwab aus persönlicher Kenntnis a. a. O., „hat durch vollständige Abforstung der Charakter des Flusses wie der Landschaft einschneidende Veränderungen erfahren. Aber selbst heute noch darf der Fluß im militärisch-taktischen Sinne keineswegs als eine quantité négligeable betrachtet werden: er ist selbst zur guten Jahreszeit durchaus nicht allenthalben passierbar; größere Heereskörper werden, zumal wenn Belästigungen von feindlicher Seite nicht ausgeschlossen sind, immer auf Furten angewiesen sein, und waren es erst recht im Altertum." Fried hat selbst erkannt, daß seine Annahme zu dem von Polybius genannten Zwecke des kleinen Lagers schlecht paßt; er weiß daher einen andern anzugeben: die Sicherung der Rückzugslinie, nachdem man das nördliche Ufer aufgegeben hatte (S. 14). Wäre das nun nicht ein seltsames Verfahren: erst giebt man freiwillig die Verbindung mit der Heimat auf oder gefährdet sie wenigstens durch die Über-

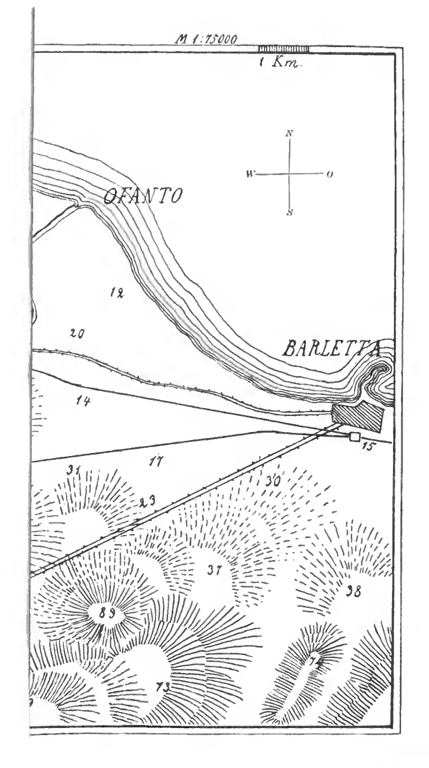
[7]) Diese Bemerkungen und die folgenden über den Aufidus entnehme ich der erwähnten Abhandlung von Schwab, S. 28.

schreitung des Flusses; dann sieht man erst, welchen Fehler man gemacht hat, und sucht ihn dadurch wieder aufzuheben, daß man einen beträchtlichen Teil des Heeres wieder über den eben passierten Fluß zurückmarschieren läßt! Warum soll dem als so vorsichtig geschilderten Paullus gerade dergleichen Ungeschicklichkeit passiert sein? Und warum will man sich ohne Not so in Schwierigkeiten und Widerspruch mit unsern Gewährsmännern verrennen?

Der Grund ist leicht zu erraten: die Schlacht, das war die vorgefaßte Meinung, soll durchaus auf dem linken Ufer stattfinden. Es ist ja zu verlockend, die weite Ebene nördlich des Aufidus als das Schlachtfeld zu betrachten, und wer ohne genauere Erwägung der von den Schriftstellern berichteten Einzelheiten sich nach der Karte [8]) oder in der Natur das Gelände dazu aussucht (wie etwa Schillbach, Progr. von Neuruppin 1860), wird ohne Zweifel auf diese Annahme verfallen. Da sind die loca nata ad equestrem pugnam, da die campi torridi siccitate, über welche der Volturnus mit seinen Staubwolken hinfegt, oder nach Polybius die ἐπίπεδοι καὶ ψιλοὶ πέριξ τόποι, die τόποι, in denen die ἱπποκρατοῦντες Punier leicht zu siegen hofften, wo die Götter selbst ihnen die Feinde hingelockt haben. Und allerdings ist an allen hier angedeuteten Stellen des Livius und des Polybius wirklich diese große Ebene, die sich vom Aufidus nordwärts bis zum Garganus erstreckt, gemeint; nur wird bei weniger genauem Zusehen zu leicht vergessen, daß eben in diesem für Hannibal so vorteilhaften Gelände die Römer die von diesem angebotene Schlacht nicht annahmen. Dieser Punkt wird um so leichter übersehen, als natur-

---

[8]) Die brauchbarste Skizze der Gegend von Cannä findet sich jetzt bei der Abhandlung von Schwab (1:50000). Die hier beigegebene Zeichnung ist von Herrn Zeichenlehrer F. Knörk nach der italienischen Generalstabskarte 1:100000, ed. 1896, Sekt. 176 (Barletta) und 165 (Trinitapoli), mit Vergrößerung um etwa ein Drittel, also ungefähr im Maßstab von 1:75000 entworfen. Ich verfehle nicht, Herrn Knörk auch an dieser Stelle meinen lebhaften Dank auszusprechen. Der Contr'Ofanto ist ein Kanal, der sich bei der „cateratta" (= Wehr oder Schleuse, wie schon lat. cataracta; gr. καταρράκτης = Fallgatter) vom Ofanto links abzweigt und in den Strandsee von Salpi mündet. Die Entfernungsangabe an der Straße Barletta — Canosa di Puglia ist vom Kartenrande aus zu verstehen.


M 1:75000
1 Km.
N
W
O
S
OFANTO
BARLETTA
12
20
14
15
17
31
23
30
37
38
89
73
74

gemäß den Betrachtern Livius vertrauter ist als Polybius und gerade hier Livius, trotzdem er sich in dieser Partie in der Hauptsache eng an Polybius anschließt, aus Versehen die Angabe unterläßt, daß Hannibal vor diesem vergeblichen Angebot einer Schlacht auf dem linken Ufer sein Lager dorthin verlegt hatte (vgl. Pol. 111,11). Es erklärt sich dies bei Livius aus dem durchgängig bei ihm zu bemerkenden Bestreben, die thatsächlichen Vorgänge (nicht die die Personen charakterisierenden) möglichst knapp zusammenzudrängen. So mochte ihm 44,4 die Angabe, daß Hannibal, ehe er dort in der Ebene sein Heer zur Schlacht aufstellte, ein förmliches Lager aufschlug, weil er den Zusammenhang mit dem Folgenden beim Niederschreiben noch nicht deutlich genug übersah, ebenso unerheblich erscheinen, wie die Mitteilung, daß es sich hierbei um Vorgänge handelt, die sich über drei Tage erstreckten (1. Tag: cap. 111 Hannibals Ansprache, Aufbruch und Schlagung eines neuen Lagers auf der Flußseite, wo das größere römische Lager stand; 2. Tag: 112, 1 τῇ δ' ἐχομένῃ κτλ. Rüsttag; 3. Tag: 112, 2 ff. τῇ δ' ἑξῆς κτλ. Aufstellung zur Schlacht längs des Flusses, vergebliches Warten, Rückkehr in das Lager mit dem Gros und Beunruhigung der Wasserholer aus dem kleineren römischen Lager durch die Numider). Wer nur den Livius zur Hand hat und den Abschnitt 44,4—45,2 liest, muß glauben, dies seien die Ereignisse eines einzigen Tages und das Lager, in welches er 45,1 gegen Abend sein Heer zurückführt, sei noch das alte bei Cannä (und es ist möglich, daß Livius selbst diese irrige Ansicht hatte), während bei Polybius der χάραξ 112,3 unbestreitbar das zweite Lager Hannibals gegenüber von Cannä bedeutet. Wenn nun weiter bei Livius Hannibal die Numider gegen die römischen Wasserholer aus dem kleinen Lager trans flumen mittit, so muß der Leser zurückschließen, daß dieses Lager links lag, und später annehmen, daß die Schlacht auf dem linken Ufer geliefert wurde, so vieles andere dadurch auch unverständlich werden mag. All dies sind die verhängnisvollen Folgen der einen scheinbar nebensächlichen Unterlassung: hätte Livius in 44,4 das zweite hannibalische Lager erwähnt, so wäre sofort alles klar, und c a s t r a in 45,1 würde von jedem Leser auf dies zweite Lager bezogen werden, wie es derjenige thun

*

muß, der den Polybius mit zu Rate zieht; ist doch Livius 45, 1—2 geradezu die Übersetzung von Pol. 112, 3 (vgl. Schwab a. a. O. S. 20)!

Fried hat zu seinem Schaden diese gebotene Vergleichung unterlassen und ist so mit Livius in die Irre gegangen; aber selbst die Liviusstellen, die seiner Theorie widersprechen, übergeht er ebenso mit Stillschweigen, wie die oben erwähnten Gegner unter seinen Vorgängern. Dahin gehört die Nachricht des Livius 44, 3, die erst von Hartwig gegen Stürenburg einleuchtend erklärt worden ist (a. a. O. S. 23 ff.). Es heißt dort, daß die römischen Wasserholer aus beiden Lagern belästigt werden, weniger schlimm aber die aus dem kleineren Lager (liberius aquabantur) quia r i p a u l t e r i o r nullum habebat hostium praesidium. Diese Worte geben nur so einen leicht und gut verständlichen Sinn, wenn ripa u l t e r i o r als das „jenseitige", d. h. dem kleinen Lager gegenüberliegende Ufer verstanden wird, von dem aus die römischen Wasserholer dieses Lagers durch Pfeilschüsse, Schleuderkugeln und selbst Reiterangriffe hätten belästigt werden können, wenn es dauernd vom Feinde besetzt gewesen wäre. Ganz sind die Belästigungen auch so nicht unterblieben, das zeigt eben der Ausdruck liberius; sie gingen aber nicht von einem ständigen praesidium, sondern von streifenden Abteilungen, Patrouillen usw. aus. Gerade das r e c h t e Ufer aber war doch von den Puniern besetzt, und nichts war für Hannibal leichter, als von hier römische Wasserholer am linken Ufer zu bedrohen. Es ist deshalb viel wahrscheinlicher, auch wegen dieser Bemerkung, das kleine Lager auf dem rechten Ufer zu suchen, wo es durch seine Lage seine eignen Wasserholer gegen die Karthager in Rücken und Flanke deckte und zugleich eine beständige Bedrohung der Karthager aus ziemlicher Nähe bildete. Es ist gegen diese Auffassung eingewendet worden, daß dann hier in einem Satz die verwandten Ausdrücke t r a n s Aufidium und ripa u l t e r i o r in entgegengesetztem Sinne gebraucht wären. Aber das kann sehr wohl stattfinden und erklärt sich (ebenso wie bei den beiden πέραν Pol. 110, 10 und 11) aus dem verschiedenen Zusammenhang, in dem beide Wendungen stehen; quae posita trans Aufidium erant ist ein Zusatz, den Livius für den Leser zu castra minora macht, um ihm zu einer Vorstellung von der Lage dieses Biwaks zu

verhelfen. Da der Leser bisher noch gar keinen anderen Anhaltspunkt zu deren Beurteilung bekommen hat, wird er trans von der Marschrichtung der Römer oder von Rom aus gedacht sich vorstellen; nun ist er aber mit seiner Phantasie auf dem rechten Ufer, stellt sich da auf den Standpunkt der hier lagernden Romani, die sich beim Wasserholen freuen, die ripa ulterior unbesetzt zu sehen: so ergiebt sich dieser Ausdruck ganz ungezwungen als Bezeichnung des linken Ufers. Man kann wohl noch hinzufügen, daß bei Livius doch implizite gesagt ist, die Wasserholer aus dem größeren Lager seien von den Puniern mehr belästigt worden, ja das ihnen gegenüberliegende Ufer habe ein feindliches praesidium gehabt. Wie konnte das der Fall sein, wenn dieses große Lager der Römer auf dem rechten Ufer und über 20 Stadien (nach Polybius) = mehr als 4 km flußaufwärts vom punischen lag, wie Stürenburg und Fried wollen? Auf ihrem eignen (südl.) Ufer konnten sie nicht belästigt werden: da deckte sie ihr eigenes Lager —, und vom gegenüberliegenden aus war eine Beschießung kaum denkbar; denn wie sollten feindliche Schützen und Schleuderer auf diesem, ihrem eignen Lager abgewandten Ufer so weit flußaufwärts an dem kleineren römischen Lager vorbei vordringen können? Wobei man noch bedenken muß, daß es sich nicht um vereinzelte Unternehmungen der Feinde, sondern um eine fortgesetzte Behelligung handelt: dieses „praesidium" wäre ja vom punischen Gros gänzlich abgeschnitten gewesen! Solcherlei Einwände wiegen doch wohl schwer genug, daß man sich mit ihnen abfinden muß, ehe man entgegengesetzte Behauptungen aufstellt.

S. 15 ff. sucht Fried es plausibel zu machen, daß die Römer nach der Beschaffenheit ihres Heeres und dem damaligen Stande ihrer Taktik noch viel mehr als Hannibal geneigt sein mußten, auf einer Ebene zu schlagen, und zwar einer nicht allzugroßen, die für ihre Flanken einige Deckung bot, wie sie sich eben angeblich auf dem linken Aufidusufer vorfand. Mag an diesen Erörterungen auch manches Wahre sein, besonders daran, daß die Römer bei irgendwelcher Schwierigkeit im Terrain regelmäßig kläglich Schiffbruch litten, so fragt es sich doch sehr, ob die römischen Führer sich dieser Mängel auch bewußt waren. Die vorliegende

Frage aber läßt sich mit diesen Argumenten nicht entscheiden; auch stehen diese Erwägungen in vollem Gegensatz zu der von Polybius öfter erwähnten Furcht der Römer vor der in der Ebene zu voller Geltung kommenden Überlegenheit der punischen Kavallerie und Hannibals entsprechender Hoffnung (110,2; 111,2 ff.; 117,5; vgl. Livius 44, 4).

Seinen bisherigen Annahmen gemäß ist Fried S. 18 gezwungen, das zweite Lager Hannibals gleich dem ersten auf dem rechten Ufer anzusetzen, und zwar muß er annehmen, daß es sich zwischen dem großen römischen und dem ersten punischen, also doch eine Strecke weiter stromaufwärts — westlich — von Cannä befunden habe. Der Zweck dieser Maßregel ist nicht recht einzusehen: Fried meint, Hannibal habe seine Truppen näher dem Feinde gelagert, um ja jede Gelegenheit ausnutzen zu können. Man sollte meinen, von seiner hohen Warte am Burgberg von Cannä aus habe er dies viel besser gekonnt und viel leichter jede Bewegung der Gegner überschauen können. Und soll man glauben, daß die Römer, als sie drei Tage später sich zur Schlacht stellten, nur durch den Fluß getrennt an diesem punischen Lager vorbeimarschiert sein und sich mit diesem Lager in der Flanke aufgestellt haben sollten, statt auf den Feind selber loszugehen? Und wo sollte hier am rechten Ufer Hannibal den Raum finden zur Aufstellung seiner Truppen, als er den Römern zum erstenmal die Schlacht anbot? Von der Massaria Basso bis hinüber nach dem Eisenbahndamm unter der Massaria di Canne — es wäre das wohl nach Frieds Annahme ungefähr die Gegend des zweiten punischen Lagers — ist die ganze Flußebene nur $2^1/_2$ km breit; verlegen wir (ohne jede Gewähr) den Fluß, der sich ziemlich dicht an den südlichen Höhen hinschlängelt, so weit wie möglich nach Norden, so kommen wir doch höchstens auf die kaum genügende Breite von 2 km und haben das so gewonnene Terrain doch sicherlich noch großenteils als sumpfiges Gelände zu betrachten. Wie sollte Hannibal hoffen, daß die Römer daran denken könnten, in so drangvoller Enge eine Schlacht anzunehmen? Und wo bleibt da das für die Entscheidung durch die überlegene Kavallerie so günstige Gelände, auf das bei Pol. 111 Hannibal seine Truppen mit so viel Nach-

druck hinweist (entsprechend Liv. 44,4 spem nanctus locis natis ad equestrem pugnam, qua parte virium invictus erat, facturos copiam pugnandi consules)? Darin liegt doch, ganz abgesehen von dem oben behandelten Schlußpassus von Pol. cap. 111, deutlich, daß die feindliche Hauptmacht in der großen apulischen Ebene stand und daß Hannibal nun sein Heer ebenfalls dorthin führte, um die Entscheidung herbeizuführen. Mit seiner Erwartung hatte Hannibal freilich den römischen Führern zu wenig zugetraut: sie nahmen hier die Schlacht nicht an, und so kam es, daß Hannibal seinen Sieg auf dem andern Ufer in einem ihm vielleicht an sich nicht ganz so zusagenden Gelände erfechten mußte. Daß Hannibal seinen Gegnern die Schlacht zuerst auf dem linken Ufer angeboten hatte, wird außerdem wohl auch durch Polybius 112, 2 nahegelegt; denn wenn dort Paullus sich still verhält in der Voraussicht, daß die Punier bald ihr neues Lager wieder würden aufgeben müssen διὰ τὸν πορισμὸν τῶν ἐπιτηδείων, so war diese Annahme viel besser begründet, wenn Hannibal in seiner augenblicklichen Stellung durch den Fluß von seinen Magazinen in Cannä getrennt war.

Demnach führt eine genaue Exegese des Polybius, dem sich Livius ohne Mühe anschließt, wie mir scheint, zwingend zu dem von Frieds Anschauung abweichenden Ergebnis, daß das große Römerlager auf dem linken, das kleine auf dem rechten Flußufer lag,[9]) daß Hannibal die Schlacht zuerst auf dem linken Ufer anbot und dort sein zweites Lager schlug, daß aber schließlich (Polybius 113, 2) die Entscheidung auf dem rechten Ufer fiel. Und eben dazu führen noch einige andere Angaben unserer Gewährsmänner, von denen wenigstens die erste uns in Verbindung mit der Thatsache, daß das römische Heer sich mit seinem rechten Flügel an den Fluß lehnte, einen ganz sicheren Fingerzeig giebt, auf welchem Ufer die Schlacht stattfand. Nur auf dem rechten

[9]) Derselben Ansicht ist auch Sanders, Quellenkontamination im 21. und 22. Buche des Livius, Berl. 1898, S. 137, der noch besonders auf Pol. 110,8 ὁ Λεύκιος οὔτε μάχεσθαι κρίνων οὔτε μὴν ἀπάγειν ἀσφαλῶς τὴν στρατιὰν ἔτι δυνάμενος aufmerksam macht: „hiernach muß Pol. sich das (große) Lager nordöstlich von Cannä in der Ebene vorgestellt haben, da ein Rückzug nach Canusium sehr leicht gewesen wäre, wenn es westlich von Cannä am rechten oder sogar am linken Ufer lag."

Ufer konnten die Römer sich gleichzeitig mit der rechten Flanke an den Fluß lehnen und die Front nach Süden nehmen, wie doch Polybius 113,2 (entsprechend nehmen die Punier ihre Front nach Norden 114,8) und der aus ihm schöpfende Livius 46,8 übereinstimmend berichten. Frieds und Stürenburgs Hypothese stimmt mit diesem Sachverhalt ganz und gar nicht. Während aber Fried die ganze Angabe stillschweigend verwirft, sagt Stürenburg (S. 18) wenigstens, diese Fronten seien überhaupt unmöglich, wenn die Schlachtordnung ungefähr rechtwinklig zum Flußlaufe war — gewiß ein schwacher Einwand: weder die rechtwinklig zum Flusse laufende Frontrichtung noch die Angabe der Himmelsrichtung darf man mathematisch genau verstehen; selbst in modernen Geschichtswerken sind solche Bezeichnungen, wie N. und S., ganz gewöhnlich in approximativem Sinne aufzufassen. Aber eine stillschweigende Verwerfung dieser Angabe, wie Fried sie übt, geht nicht an; im Gegenteil, solche präzise Angaben sind von solcher Wichtigkeit, daß eine Hypothese, die mit ihnen nicht stimmt, an diesem Widerspruch scheitern muß. Mit Recht bemerkt Wilms S. 15, Anm. 2, dazu, daß Neumann (Zeitalter der punischen Kriege 1883, S. 368) ebenfalls diese Daten verworfen hat: „Das ist keine Kritik mehr; dann können wir überhaupt einpacken." Diese Angabe des Polybius ist vielmehr derart, daß sie nicht erfunden sein kann, am allerwenigsten von denen, die ein Interesse daran hatten, die römische Niederlage durch ungünstige Einwirkungen der Natur erklärlicher zu machen. Denn mit ihr hängt eng zusammen die ebendort von Polybius und Livius erwähnte sozusagen unparteiische Stellung der Morgensonne (ἑκατέροις ἀβλαβής, utrique parti obliquus), die Fried natürlich auch nicht brauchen kann. Nach Frieds Zeichnung hätte die Morgensonne den Römern gerade ins Gesicht geschienen, und diesen mißlichen Umstand sollten die Römer vergessen haben, deren Autoren sonst so mancherlei beibringen, um den Mißerfolg der römischen Waffen zu erklären?[10]) Weniger Wert ist gewiß auf die bei Livius 46,9 in den polybianischen Bericht aus anderer Quelle eingeschobene Angabe zu legen, daß der Volturnuswind den

---

[10]) Daß die Sonne die Römer belästigte, bringt erst der Epitomator Livii.

Römern Staubmassen ins Gesicht trieb und sie dadurch im Kampfe belästigte, auf die schon 43,11 vorausgedeutet wird (den Staub kannte schon Ennius; die Angabe kehrt wieder bei Valer. Max., Frontin, Florus, Plut. Fab., Polyän und mit Übertreibungen bei Appian, Silius Ital. und Zonaras). Polybius hat mit seiner Kritik diese nach parteilicher Beschönigung schmeckende Nachricht stillschweigend beiseite gelassen, und auch wir werden nicht zu sehr auf sie bauen.

Bei Fried fällt indessen auf, daß er S. 12, wo er anerkennt, daß Hannibal bei der Wahl seines ersten Lagerplatzes auf diesen Südostwind Rücksicht nahm, zwar die gleiche Rücksicht für die Wahl des Schlachtfeldes von seiten des punischen Feldherrn voraussetzt, aber sich so ausdrückt, als ob der Volturnus nur auf dem nördlichen Ufer Staubmassen aufgewirbelt habe („Vor dem Südostwind wäre sein Lager nicht geschützt gewesen, wenn es auf dem nördlichen Ufer gestanden hätte, wo, wie wir später hören, der Südostwind stark wehte; denn er nimmt den Römern in der Schlacht den freien Ausblick"). Livius sagt doch nicht, daß der Volturnus auf dem nördlichen Ufer wehte! Und campi torridi, aus denen der Staub aufgewirbelt werden konnte, gab es doch auch südlich vom Aufidus. Wo es sich um die Schlachtaufstellung der Heere handelt, hat der Verfasser leider vom Volturnus zu sprechen verschmäht, aber einen Beweis für das linke Ufer kann jene Notiz sicherlich nicht liefern.

Es erübrigt nun noch, diejenigen Erwägungen und Bedenken zu widerlegen, die Fried von S. 20 seiner Dissertation an gegen das südliche und für das nördliche Ufer als Schlachtgegend anführt.

1. Das Südufer soll nicht den genügenden Raum zur Entwickelung der Heere geboten haben. Das paßt aber nur auf die Gegend bei Cannä selbst, nicht unterhalb davon, auf die Wilms, Hartwig und Schwab verwiesen haben.

2. Auf dem rechten Ufer mußten die Römer mit dem Flusse im Rücken schlagen, was ein elementarer Fehler gegen die Regeln der Kriegskunst gewesen wäre; das würde im engeren Sinne wieder nur auf das Gelände nördlich oder westlich von Cannä passen, nur in weiterem und weniger schlimmem Sinne paßt

es auf das nordöstlich gelegene. Und nach Fried beging ja sogar Hannibal selbst diesen Fehler: er hatte nach seiner Skizze nicht nur den Fluß, sondern weiterhin auch das Meer im Rücken. Da liegt es doch wohl näher, lieber die Römer solchen Fehler machen zu lassen. Zudem konnten diese aber doch auch annehmen, mittels des stark besetzten kleineren Lagers sich den Rückzug über den Fluß für den Notfall gesichert zu haben.

3. Es wird keine Flucht über den Fluß mit all ihren Schrecken erwähnt: Szenen müßten sich da doch abgespielt haben, die sich kein Geschichtschreiber hätte entgehen lassen. Ein argumentum ex silentio ist aber immer schon an sich etwas Mißliches; auch kann man wohl sagen, daß erstens eine allgemeine Flucht des Heeres nicht eintrat — weitaus die meisten fielen ja in der eisernen Umklammerung, in der sie der Feind hielt — und ferner, daß die Flucht der übrigen Römer wegen der Reiter Hasdrubals in der Hauptsache nicht nach rückwärts stattfand, sondern die, welche dem Blutbad zunächst entrannen, sind wohl eher, wie Wilms S. 27 ausführt, nach vorn oder den Seiten durch die Zwischenräume der verhältnismäßig schwachen punischen Infanterie „hindurchgespritzt" (einige gelangten so z. B. nach Cannä selbst). Diejenigen, welche rückwärts flohen, scheinen nicht über den Fluß, sondern nur bis in das kleine Lager gelangt zu sein; denn die 10000 in dem großen Lager (Liv. 49,13) sind doch wohl die von Paullus dort zurückgelassene Besatzung (Pol. 117,8). Auch daß Flüchtlinge sich nach Canusium und Venusia, also westwärts, retteten, läßt sich leicht aus Umwegen erklären, die sie einschlugen, während die Karthager noch mit der Vernichtung des Gros, der Erstürmung der beiden Lager, der notwendigen Ruhe u.s.w. beschäftigt waren; Livius sagt 52,4 passim per agros palati, 54,1 sparsi fuga per agros: sie flohen also allenthalben ohne Weg und Steg, setzten sich auch wohl vorübergehend in den über die Gegend verstreuten Bauerngehöften oder kleinen Ortschaften fest (Pol. 117,12 ἐπὶ τὰ κατὰ τὴν χώραν ἐρύματα συμπεφευγότες), wo sie großenteils dann Hannibals Numidern in die Hände fielen. Und vom Feinde heißt es bei Livius 50,2, daß (post pugnam) ab hoste est cessatum, er also auf eine geordnete Verfolgung verzichtete.

Als ein „ganz sicherer Beweis“ (Fried S. 20 nach Stürenburg S. 14) gegen das rechte Ufer als Schlachtort können demnach diese Umstände nicht angesehen werden. Ja, selbst die Verhandlungen, die in der Nacht nach der Schlacht zwischen den in den zwei Römerlagern Befindlichen stattfanden, und der schließlich gelungene Durchbruch von 600 Mann aus dem kleineren ins größere Lager (sie mußten sich dabei hauptsächlich nach der rechten Flanke schützen und die Schilde in die rechte Hand nehmen) lassen sich (gegen Stürenburg S. 14), wenn wir diese nichtpolybianische Tradition gelten lassen wollen, für unsere Auffassung verwerten, wie Wilms S. 28 den Vorgang deutet.

4. Die schwierigste Erwägung aber verursacht jedenfalls die Frage, warum Varro (Pol. 113,3) seine Manipel ungewöhnlich zusammendrängte und seiner Aufstellung eine ganz unverhältnismäßige Tiefe gab. Fried erklärt dies aus der Beschränktheit des Raumes, den die nördliche Ebene bot, und erblickt darin den Schlußstein seiner Ausführungen. Er berechnet nämlich die Breite der ganzen kannensischen Ebene auf etwa 8 km (S. 20), von denen aber als zum rechten Ufer gehörig noch bis zu 3 km abgehen. Es ist nicht recht ersichtlich, wo Fried diese Breitenlinie von 8 km angenommen hat, aber für seinen Zweck käme eine Linie in etwa nordw.-südöstl. Richtung in betracht, annähernd rechtwinklig zum Ofanto-Lauf. Doch da ändert sich die Breite der Flußebene sozusagen mit jedem Schritte, von W. nach O. zunehmend. Bei Caraldo (südöstl. von San Fernando di Puglia) beträgt sie 2, bei der Kanalabzweigung (Cateratta) 3, bei den niedrigen Ausläufern westlich von La Felice höchstens 4 km (Entfernung von dem Flecken Felice bis an den Fuß des Monte di Canne 4½ km), und letztere Linie scheint die von Fried als wirkliche Frontlinie der Römer angenommene zu sein: aber der Raum, der nach Abrechnung des rechten Ufers den Römern für die Aufstellung bleibt, von allerhöchstens 3 km (vom Fuß der Höhen westlich Felice bis an den Fluß westlich Trentaguai) ist doch so beschränkt, daß selbst bei der dichten Zusammendrängung der römischen Infanterie diese Annahme bedenklich bleibt. Wilms (S. 22) berechnet im Anschluß an Delbrück die Frontbreite der damaligen römischen Phalanx mit 14 besonders eng gestellten

Legionen immer noch auf mindestens $^1/_6$ Meile = $1^1/_4$ km, wozu dann noch die viel größeren Raum einnehmende Kavallerie kommt.[11]) Auch andere Berechnungen führen zu ähnlichen Ergebnissen, wie die von Schwab S. 42. Die 5000 Mann starken Legionen bestanden aus je 10 Manipeln Hastaten und Prinziper von 150 Mann und 10 Manipeln Triarier von 60 Mann, $10 \cdot 150 + 10 \cdot 150 + 10 \cdot 60 = 3600$, dazu 1400 velites. In der gewöhnlichen Aufstellung hatte der Manipel 25 Rotten Front, also 6 Glieder Tiefe (Triarier mit weiteren Intervallen 20 Rotten, 3 Glieder), die Legion also 250 Rotten und 15 Glieder Schwerbewaffneter; wenn hier Varro (ἐποίησε) πολλαπλάσιον τὸ βάθος ἐν ταῖς σπείραις τοῦ μετώπου, d. h. in den (einzelnen) Manipeln die Tiefe um ein Vielfaches größer machte als die Front, so paßt diese Angabe unter den möglichen Zerlegungen von 150 nur auf die Umkehrung des gewöhnlichen Verhältnisses, d. h. er stellte die Manipeln 6 Mann breit und 25 Mann tief auf (Triarier wohl nicht 3 : 20, sondern 6 : 10).[12]) Jede Legion hatte also nur 60 Mann in der Front, aber auch eine Tiefe von 60 Schwerbewaffneten. Das ist ja nun eine gewaltig tiefe Aufstellung, und geradezu eine Kraftvergeudung zu nennen, zumal wenn man bedenkt, daß damals die drei Treffen der hastati, principes und triarii noch nicht zu selbständiger Verwendung von einander losgelöst, sondern noch aneinander gebunden waren (vgl. Giesing, „Entwicklung der römischen Manipulartaktik", Progr. des Vitzth.-Gymn. in Dresden 1891): ihre Ausbildung zu selbständig, auch nach den Flanken hin zu verwendenden Treffen, geschah mit infolge der bei Cannä gemachten

[11]) O. Schwab a. a. O. S. 41[1] hat Wilms offenbar mißverstanden. 2 Legionen zu 200 Mann = 600 Fuß = 180 m; also 14 Legionen 7 × 180 m = 1 260 m = $1^1/_4$ km. Damit stimmt auch das Kartenbild bei Wilms. Die Tiefenstellung erforderte also nach Wilms und Delbrück nicht, wie Schwab herausrechnet, die ungeheuerliche Zahl von 280, sondern nur 40 Glieder ohne Leichtbewaffnete!

[12]) Auch wenn man nicht darauf sehen will, daß die Multiplikation glatt aufgehe (blinde Rotten), wird das Ergebnis kaum geändert; denn so wenig das Verhältnis 10 : 15 πολλαπλάσιον zu nennen ist, ebensowenig gilt dies auch von 9 : 17—18, 8 : 19; und bei 7 : 21 hätte Polybius doch gleich τριπλάσιον sagen können.

Erfahrungen bekanntlich erst durch den älteren Scipio. Allein der Wortlaut des Polybius, der doch gerade hier als Fachmann wußte, was er sagte, zwingt uns dazu (vgl. Delbrück, die Perser- und Burgunderkriege, Anhang S. 269 ff.). Die Ausflucht Giesings (a. a. O. S. 18[1]), der ἐν ταῖς σπείραις auf die je 3 hintereinander-stehenden Manipeln, also auf je eine Kohorte beziehen will, deren Glieder zusammengerechnet ein Vielfaches der Rottenzahl betragen hätten (er nimmt 30 Mann Tiefe an bei 10 Rotten: 12 · 10 hast., 12 · 10 princ., 6 · 10 triar., indem er übersieht, daß die kannensischen Legionen nicht 3000, sondern 3600 Schwerbewaffnete und ihre Manipeln (außer den Triariern) nicht 120, sondern 150 Mann stark waren; mit Rücksicht darauf käme er auf 36 Mann Tiefe bei 10 Rotten), ist ohne Textesänderung unmöglich. Bei Giesings Auslegung sind die Worte ἐν ταῖς σπείραις entweder ganz überflüssig, denn Polybius spräche ja dann von der Tiefe der ganzen acies, oder sie haben den Sinn: „in den Kohorten" (d. h. der Zusammenfassung der hintereinanderstehenden Hastaten-, Prinziper- und Triariermanipel, vgl. Pol. XI 23,1), während Pol. σπεῖρα doch nur für manipulus gebraucht; es bliebe also höchstens übrig zu lesen ἐν ταῖς <τρισὶ> σπείραις in Anlehnung an die oben zitierte Stelle, doch soll dies hier nicht verfochten werden. Auch Schwab S. 41 entscheidet sich nach Polybius' Anleitung für 60 Mann Legionsfront. Nun standen unzweifelhaft sämtliche Legionen nebeneinander in der Schlachtlinie: eine andere Anordnung hätte römischem Brauch widersprochen und hätte von Polybius erst recht angegeben werden müssen. Da wir die 10000 Mann Lagerbesatzung entweder als 2 Legionen oder, was weniger wahrscheinlich, als die Triarier aller Legionen ($16 \times 600 = 9600$) ansehen müssen, so waren entweder 14 volle oder 16 verminderte Legionen verfügbar. Die acies hatte also eine Front von 840, höchstens 960 Mann. Diese waren aber nach Polybius nicht mit ihren gewöhnlichen Seitenabständen aufgestellt, sondern dichter gedrängt als bisher gebräuchlich (σημαῖαι πυκνότεραι ἢ πρόσθεν). Die Manipelintervalle betrugen, wie Giesing a. a. O. S. 16 aus Pol. XVIII 29—30 nachweist, so viel, daß nach ihrem Verschwinden in der eigentlichen Kampfesstellung auf den Legionar 4½ Fuß

Frontraum kamen. Rechnen wir bei der hier von Varro angeordneten Zusammendrängung nur 4 Fuß auf den Mann, so erhalten wir eine Ausdehnung der densa acies von 840 · 4 (960 · 4) = 3360 (3840) Fuß = 1008 (1152) m, d. h. da alle diese Maßangaben natürlich nur ungefähre Schätzungswerte darstellen, $1^1/_4 - 1^1/_2$ km (übereinstimmend mit Schwabs Ergebnis).[13])

Aber selbst einmal zugegeben, daß man sich die römische Aufstellung in die von Fried angenommenen Raumverhältnisse in solcher Weise hineindenken könnte, so bleibt doch zu bedenken, daß die die reine Ebene begrenzende Bodenschwellung bei La Felice so unbedeutend ist (Felice schon in der Ebene gelegen 17 m ü. M., die Hügel westlich davon circa 40 m (Tommaso), nur circa 20 m relative Höhe!), daß ihre Höhe doch in Wahrheit keinen Grund zur Zusammendrängung des Heeres bilden konnte; unter Frieds Annahme müßte man vielmehr denken, die Römer hätten gerade diese Höhen mit besetzen müssen, um von diesen herab gegen die Karthager vorzudringen. Das Terrain zwang sie hier gar nicht zu ihrer unnatürlich engen Aufstellung; und nur einen Schritt weiter östlich von Felice waren sie sogar völlig in der langgestreckten Küstenebene, die, von ihrer schachbrettförmigen Einteilung in uralte Weidetriften heute Tavoliere di Puglia genannt, sich viele Meilen weit bis an den Monte Gargano ausdehnt und hier der Breitenentfaltung der Römer, wenn sie wirklich mit Front nach O. oder SO. standen, erst recht keine Schranke zog. Auch Pol. III 113,3 kann also die Annahme des linken Ufers nicht stützen. Was freilich, wenn es die Rücksicht auf das Terrain nicht war, die Römer zu dieser dichten Zusammendrängung der Manipel und zu der ungeheuren Tiefenausdehnung ihres Heeres bewog, ist schwer zu entscheiden.

Es scheint, Terentius wollte hiermit eine Durchstoßung des Gegners erreichen, ohne zu bedenken, wie gefährlich bei der ausgezeichneten Disziplin und Führung der punischen Truppen ein

[13]) Dürfte man aber τρισί einsetzen, so betrüge die Breite der Heeresfront bei Manipelfronten von 10 Rotten und einer Kohortentiefe von 36 Gliedern $14 \cdot 10 \cdot 10 \cdot 4 \cdot \frac{3}{10}$ m = 1680 m oder annähernd $1^3/_4$ km, mit der Reiterei wohl an 4 km.

solcher scheinbarer Erfolg für ihn selbst werden konnte. Er hatte wohl die Idee von der Konzentration der Kräfte auf einen Punkt, und hätte damit vielleicht ein richtiges strategisches Prinzip in verfehlter Weise auf die Taktik angewandt. Je tiefer die Kolonne war, desto nachhaltiger konnte die Ausfüllung der in den vorderen Reihen entstehenden Lücken und die Ablösung der ermüdeten oder verwundeten Kämpfer geschehen, desto stärker war die Stoßkraft der Phalanx. Etwas anderes hat wohl auch der von Fried S. 37 bekämpfte Reusch nicht gemeint, wenn er sagte, die Römer hätten ihre Kolonnen verstärkt, damit sie einen um so stärkeren Druck nach vorne ausüben könnten. Im militärischen Sinn heißt Druck gewiß nicht ein „Vorwärtsschieben der vorderen Kolonnen durch die hinteren nach Art eines regellosen Gedränges“, wie Fried Reusch zuschreibt, sondern, wie Fried gleich darauf selbst ausführt, die Aufnahme und Ergänzung der vorne stehenden Abteilungen durch die hinteren und die dadurch gesteigerte Kampfeswirkung. Über die Möglichkeit der Treffenablösung im Kampfe siehe Giesing a. a. O. S. 11 ff. Der einen Rücksicht auf den Erfolg im Frontalkampf scheint Terentius unbedachtsamer Weise alle anderen Rücksichten untergeordnet und an die Möglichkeit von Flankenangriffen trotz der numerischen Schwäche und unzweifelhaften Minderwertigkeit seiner Reiterei nicht gedacht zu haben. Es liegt nahe zu denken, daß er durch einen raschen Vorstoß sich wohl auch in Besitz der gegnerischen Burg mit ihren Getreidevorräten setzen wollte.

Hannibal durchschaute diese Sachlage und faßte dementsprechend seinen eigenen kühnen Plan. Durch das Vorbiegen der mittleren Schlachtlinie baute er dem völligen Durchstoßenwerden vor, durch ihre dünne Aufstellung, die ein Zurückweichen bedingte, gab er den Römern die Genugthuung des scheinbaren Gelingens ihrer Absicht, die sie in Selbsttäuschung und Verblendung dann zu weit fortriß, bis sie der Hauptmacht des Feindes, den Afri und der Reiterei, ihre Blöße darboten. Sobald diese aber die römischen Flanken angriffen, waren auch deren siegreiche Hastaten am weiteren Vordringen verhindert; denn noch standen die drei römischen Treffen in fester, unlöslicher Verbindung, an der sie mit römischer Starrheit festhielten, und die Schlacht mußte zum

Stehen kommen, um mit der tödlichen Umklammerung durch den gewandten Feind zu enden. Fried hat somit Recht, wenn er die Niederlage der Römer ihrer veralteten Kriegstechnik zuschreibt.

Nach Vorstehendem fand die Entscheidung auf dem rechten Ufer statt. Daß hierfür auch der nötige Raum dort vorhanden war, haben Wilms und Hartwig zur Genüge gezeigt. Zwar nicht am Berg von Cannä selbst, wie Reusch irrtümlich meinte, wohl aber nicht weit östlich von da, wo sich ein niedrig gewelltes Gelände bis zum Meere hin ausdehnt. Diese Hügel zwischen dem Monte di Canne und Barletta bewegen sich in den Grenzen zwischen 12 und 38 m Meereshöhe, Verhältnisse, die keiner Truppenbewegung hindernd im Wege stehen, aber andrerseits das Ordnen und Aufstellen des Heeres insofern erleichtern, als der Feind es nicht so genau beobachten kann wie in der Ebene, den einzelnen Truppenteilen geeignete Anlehnung und Stützpunkte im Gelände bieten, auch dem Hannibal vor allem die wichtige Möglichkeit gewährten, seine afrikanische Infanterie zum Schaden der Römer deren Blicken so lange zu entziehen, bis er sie überraschend gegen sie in Aktion treten ließ. Auch Hasdrubals kühner Ritt um Flanke und Rücken der Römer herum ist so, den Augen der Feinde teilweise entzogen, viel erklärlicher als in der Ebene. Wenn sich hier die Römer mit Süd- oder Südwestfront aufstellten, die rechte Flanke an den Fluß gelehnt, so hatten sie den Fluß wohl auch im Rücken, aber doch nicht unmittelbar, wie bei Reusch, und nur schräg zu ihrer eventuellen Rückzugslinie, vor sich aber ihr vermutliches Ziel, die befestigte Höhe von Cannä mit den vom Feinde weggenommenen Vorräten. Erst in diesem Gelände finden sich der λόφος μαλακός des Plutarch (Fab. 15), von dem aus Hannibal die Aufstellung der Römer beobachtet, die ὄρη und φάραγγες des Appian (Hann. 20.22); hier endlich erhält Appians Nachricht, daß der linke Flügel der Römer sich ans Meer lehnte (Hann. 21) einen Sinn (vgl. Wilms und Schwab a. a. O.).[14]) Natürlich wird es nun nicht möglich sein,

[14]) Sanders a. a. O. S. 140 f. sagt über diese Nachricht: „Wir haben hier eine unzweifelhaft richtige Ergänzung zu den andern Berichten, welche noch wertvoller ist, weil sie aus einem älteren Annalisten stammt." — „Sie beweist, daß diese Quelle (Piso?), wie auch Polybius und Livius, die Schlacht an dem rechten Ufer und zwar in der Ebene östlich von Cannä sich vorstellt."

mit Bestimmtheit genau die Plätze anzugeben, wo sich die Lager befunden haben, oder gar denjenigen, wo die Schlacht geschlagen worden ist: hierüber Sicherheit zu schaffen wären vielleicht erst Funde im Gelände geeignet, und die Angaben bei Wilms und Schwab können nur als Möglichkeiten angesehen werden.

Aus Vernunftgründen hat sich Fried mit unserer Überlieferung in Widerspruch gesetzt; aber das Resultat ist doch nur, daß die Hergänge so gewesen sein könnten, wie er sie auffaßt, wenn nicht unsere Quellen, besonders Polybius, dagegen sprächen. Und eine Notwendigkeit, deren Angaben zu verleugnen, ist nirgends nachgewiesen. Auch das von vornherein Unwahrscheinliche ward schon manchmal zum Ereignis. Gewiß hätten die Römer besser gethan, Hannibal von Westen her anzugreifen. Aber sie waren eben keine unfehlbaren Genies — und Hannibal war sicher auch nicht der Mann dazu, sich von ihnen in die Klemme zwischen Feind und Meer oder Fluß bringen zu lassen. Stürenburg (S. 13 f.) ist entrüstet, daß man den römischen Konsuln einen solchen Leichtsinn oder eine solche Verwegenheit zutraue, sich zwischen den Karthagern und dem Meere festzusetzen; aber er wie Fried bedenken nicht, daß wir die gleiche Unbesonnenheit doch einem Hannibal noch weniger zutrauen können. Die Ausführungen Frieds, daß der Grund der Niederlage Roms viel mehr als in strategischen Fehlern in dem natürlichen Erliegen einer veralteten schwerfälligen Taktik gegenüber einer neuen genialen Fechtweise zu suchen ist, behalten ihre volle Giltigkeit. Daß aber, wie er meint, die Römer gar keine sonstigen Fehler gemacht hätten, schießt doch wohl über das Ziel hinaus. Varro, der Vielgeschmähte, ist gewiß besser als sein Ruf gewesen und hat auch in Wilms schon einen Verteidiger gefunden. Als einmal die Römer, durch des Puniers listiges Geplänkel verlockt, in der unheilvollen Ebene waren, hatte er vollständig recht, auf baldige Entscheidung zu dringen: nur ein Sieg in der Feldschlacht, der bei der großen Übermacht der Römer wohl erhofft werden durfte, konnte die Fesseln brechen, in die Hannibal sie zu schlagen drohte, und jeder Tag des Zauderns verschlimmerte ihre Lage. Recht hatte er auch, das weniger übersichtliche Gelände südlich des Flusses zum Kampfplatz zu wählen: hätte er nur die

natürlichen Stützpunkte des Geländes besser zu benutzen verstanden Fried meint ja richtig, daß die Überlegenheit des Puniers auf unebenem Terrain erst recht hervortrat, aber dessen brauchte der römische Offizier sich doch nicht bewußt zu sein, und daß die Kavallerie besonders wirksam in der Ebene ist, war Axiom des ganzen Altertums. Aber für den grundlegenden Fehler scheint er nach Polybius doch verantwortlich zu sein: er ist es gewesen, der den verhängnisvollen Schritt in die Ebene that, trotz aller Warnungen des Ämilius Paullus, aus der Hannibal sie nicht wieder herausließ. Warum sollen wir, unsern Gewährsmännern folgend, dies nicht zugeben und für möglich halten? Haben denn 1870 nicht auch französische Generale dergleichen verhängnisvolle Schritte gethan, ohne daß man sie deswegen gleich für Dummköpfe zu halten brauchte? Und Varro war es ferner, der mit der verfehlten Tiefenaufstellung die Entfaltung und die Ausnutzung der numerischen Überlegenheit seines Heeres vereitelte. Aber Ämilius ist auch für uns nicht der Tugendspiegel, als den ihn Livius darstellt; mit seiner Warnung, in die Ebene hinabzurücken, mochte er recht haben, sicherlich aber unrecht mit der Absicht, da unten ruhig in der Falle sitzen zu bleiben. Und beiden zusammen werden wir doch wohl Schuld geben an der unbesonnenen Leitung des Angriffs, der in blindem Vordringen dem Feinde die Möglichkeit seines doppelten Flankenangriffs bot. Wenn es uns, die wir dem Volk in Waffen angehören, widerstrebt anzunehmen, daß die elementarsten Fehler in der Kriegskunst vor 2000 Jahren begangen worden seien, so sollten wir uns doch hüten, den Unterschied zwischen der damaligen Miliz und unserem Berufsmilitär zu übersehen; und solche krasse Ungereimtheiten, wie der tägliche Wechsel des Oberbefehls, sollten uns doch vorsichtig machen, da den Quellen zu widersprechen, wo sie andere Ungereimtheiten berichten. — Daß durch vorstehende Darlegungen auch die meisten der Friedischen Thesen fallen, braucht nicht besonders nachgewiesen zu werden.

3.

Abteilung für Mathematik und Naturwissenschaften (N).

Dieser Abteilung wurde in dem Zeitraume vom 1. Januar bis 30. April 1899 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen

ohne Wahlrecht:

Herr Dr. L. Fraenkel, Aschaffenburg.

In dieser Abteilung sprach am

28. Februar Herr Dr. med. Hübner über
„Die Bildung und den Bau der Gallensteine."

4.

Abteilung für Geschichte (G).

Dieser Abteilung wurden in dem Zeitraume vom 1. Januar bis 30. April 1899 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen

ohne Wahlrecht:

Herr Dr. L. Fraenkel, Aschaffenburg.

5.

Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft. (K.)

Dieser Abteilung wurden in dem Zeitraume vom 1. Januar bis 30. April 1899 folgende Herrn auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr Professor Fr. Hausmann, Bildhauer, hier.
Herr L. G. Oberlaender, München.

6.

Abteilung für Deutsche Sprache und Litteratur (DL).

Dieser Abteilung wurden in dem Zeitraume vom 1. Januar bis 30. April 1899 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr L. G. Oberlaender, München.
„ Dr. L. Fraenkel, Aschaffenburg.

---

b) Sektion für Neuere Sprachen (NS).

In dieser Sektion sprachen am

22. Februar 1899 Herr Direktor Dörr über „Die preußischen Lehrpläne von 1892 und die Bestimmungen der neuen Prüfungsordnung für Neuphilologen";

26. April Herr Direktor Dr. J. Ziehen über „Die Beurteilung der deutschen Litteratur in der Correspondance littéraire".



II. Litterarische Mitteilungen.

1.

Johann Jakob Goethe
1694—1717.

Von Dr. R. Jung.

In der vom Hochstift veröffentlichten Festschrift zur 150. Wiederkehr von Goethes Geburtstage wußte ich über die beiden im Jünglingsalter verstorbenen Söhne des Weidenhofwirtes Friedrich Georg Goethe keine näheren Angaben zu machen. Es war mir entgangen, daß Herr Dr. A. Dietz bereits im Jahrgange 1894 dieser Berichte (S. 69 f.) auf den „Trauer-Sermon" aufmerksam gemacht hatte, welchen der Leichenbitter Johann Christian Heuson bei der Leichenfeier für den dritten Sohn erster Ehe, „den wohlberühmbten Handelsdiener" Johann Jakob Goethe, am 8. September im Weidenhof vortrug und dann durch den Druck veröffentlichen ließ. Ein aus vier kleinen Quartblättern bestehendes Exemplar befindet sich in der Frankfurter Stadtbibliothek: nur die unter dem Abschnitt Personalia gegebenen Mittheilungen sind für uns von Interesse. Es sei mir verstattet, ihren Inhalt als Nachtrag zu meinen Ausführungen in der Festschrift hier kurz wiederzugeben. Auch dieser Vorfahre des Dichters, der Stiefbruder des Vaters, war ein tüchtiger Mensch.

Johann Jakob Goethe wurde als drittes Kind des Schneidermeisters Friedrich Georg Goethe und dessen Gattin Anna Elisabethe geb. Lutz am 7. Dezember 1694 geboren. Der Leichenbitter rühmt die ihm von den Eltern gewordene christliche Erziehung, den Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen, den ihm die Elementarschule gegeben hatte. Als besondere Ausbildung wurde

ihm ein gründlicher Unterricht in der französischen Sprache zu teil. Der Weidenhofwirt, der ja einige Jahre in Frankreich als Schneider gearbeitet hatte, hat wohl diesem Sohne — der älteste war jung gestorben, der zweite blödsinnig — mit der Kenntnis der Weltsprache eine besondere Mitgift fürs Leben geben wollen. Frühe zeigte der Knabe die Neigung für den Handelsstand; der Vater ließ ihn deshalb, noch ehe er in die kaufmännische Lehre eintrat, die „Buchhalterei" in deutscher und französischer Sprache erlernen. 1709 trat er zur Erlernung der Handlung in das Geschäft eines Herrn Wilkausen in Hanau ein; die Lehrzeit betrug 6 Jahre, nach deren Ablauf er noch ein Jahr im Geschäfte blieb. Darauf verpflichtete er sich für drei Jahre der angesehenen Firma Christoph Paul Platz in Straßburg. Im Auftrage des „Patrons" reiste er zum Wareneinkauf zur Ostermesse 1717 nach Frankfurt; hier wurde er krank — er litt an kurzem Atem und Engbrüstigkeit — und wollte mit Zustimmung des Prinzipals im Elternhause seine Heilung abwarten. Trotz der sorgsamsten Pflege der Eltern und der Bemühungen der Ärzte nahm die Krankheit einen schlimmen Lauf; in vollem Bewußtsein, daß seine Tage gezählt waren, nahm der junge Mann von Eltern und Brüdern Abschied. Kurz vor dem Ende erhielt er noch den Besuch seines Prinzipals, der ihn, als eine Anerkennung seiner Thätigkeit in dessen Diensten, mit hoher Freude erfüllte. Johann Jakob Goethe starb am 6. September 1717. Unter denen, die ihm zwei Tage darauf das letzte Geleit gaben, finden wir außer den Angehörigen — auch der siebenjährige Kaspar fuhr mit — den Chef des Verstorbenen, Christoph Paul Platz aus Straßburg, den Physicus primarius Johann Hartmann Senckenberg, den Vater der drei Brüder Senckenberg, der also dem Goethischen Hause nahe stand; die übrigen Leidtragenden sind die gleichen oder aus gleichen Kreisen wie die Trauernden, welche 13 Jahre später den Vater auf seinem letzten Wege geleiteten. (Vgl. Festschrift S. 244/45).

Neuere Goethe- und Schillerlitteratur XVIII.

Von Professor Dr. Max Koch zu Breslau.

Der Briefwechsel Goethes mit den hervorragendsten Mitgliedern der ersten romantischen Schule, aus dem am Schlusse des vorangehenden Berichtes noch ein begeisterter Ausspruch August Wilhelm Schlegels angeführt worden ist, bildet den Inhalt des dreizehnten Bandes der „Schriften der Goethegesellschaft“.[1]) Den von Karl Schüddekopf herausgegebenen Briefwechsel Goethes mit den Brüdern Schlegel, mit Schelling, Steffens und Ludwig Tieck hat Oskar Walzel mit einer Einleitung von 95 Seiten versehen, welche die persönlichen Beziehungen im Guten und Bösen erörtert und die Einwirkung der jüngeren Dichter und Denker auf Goethe in scharf entworfenen Hauptzügen andeutet. Daß auch hierfür Rudolf Hayms Meisterwerk die Grundlage abgeben mußte, ist selbstverständlich. Doch ließ sich mit Zuhilfenahme der zum weitaus größten Teile bisher ungedruckten Briefe von Goethe dem bekannten Bilde noch mancher bemerkenswerte schärfere Zug eintragen. Bei den Angaben über den früheren Druck eines Teils dieser Briefe ist der Litteraturkenntnis der Leser vielleicht etwas zu viel überlassen worden. In einigen Jahren wird es nur den wenigsten mehr sofort gegenwärtig sein, daß die sieben ersten von A. W. Schlegels Briefen zuerst im achtzehnten Bande des Goethejahrbuchs (vgl. XIII, 328) veröffentlicht wurden; aber auch bei den nach 1810 geschriebenen Briefen Goethes vermißt man, solange die Weimarische Ausgabe nicht über diesen Zeitpunkt hinaus fortgeschritten sein wird, die genauere bibliographische Angabe. Im übrigen darf Schüddekopf für seine sorgfältige Ausarbeitung der Anmerkungen (S. 313—382) uneingeschränkten Dank beanspruchen. In Walzels kenntnisreicher Einleitung erregen doch zwei Punkte mir Bedenken. Ich meine, Karoline werde in übertriebener Weise als einzige Quelle und Vertiefung aller Goethekenntnis, nicht blos der Romantiker sondern sogar Hubers gefeiert. Es ist eine sehr

[1]) Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von B. Suphan und E. Schmidt. Goethe und die Romantik. Briefe mit Erläuterungen. Erster Teil. Weimar 1898. (Verlag der Goethegesellschaft.)

feine, indessen mehr galante als überzeugende Wendung, wenn Walzel S. LXXI sagt, die gemeinsame Verehrung Goethes habe das ganze Verhältnis Karolinens und Schellings in höhere Sphären gehoben. Über Karolinens geistige Bedeutung braucht man ja dem, der sie aus der Waitzischen Briefsammlung kennt, nichts Weiteres zu sagen, und ihr Einfluß auf ihren Schwager Friedrich wäre schon allein durch dessen Jugendbriefe an seinen älteren Bruder genugsam bezeugt. Aber Walzel stellt sie als Egeria aller romantischen Goethe-Erkenntnis doch in allzu helles Licht. Und damit im Zusammenhange steht wieder sein unverkennbares Bestreben, Schiller ins Unrecht zu versetzen, die geistige Gemeinschaft zwischen ihm und Goethe zu gunsten der Romantiker lockerer erscheinen zu lassen als eine vorurteilsfreie Prüfung aller einschlägigen Beweisstücke ergiebt. Nicht Schiller wird, wie Walzel herauslesen will, wegen seiner scharfen Urteile über die Romantiker von Goethe zurückgewiesen, sondern A. W. Schlegels fortwährende Hervorhebung des ihm höchst unangenehmen Bruches mit Schiller, aus welcher der Wunsch nach Vermittelung deutlich herausklingt, wird von Goethe kühl ignoriert. Gerade durch Walzels eigene Ausgabe von Friedrichs Briefen an August Wilhelm ist aber erwiesen worden, daß der ältere Schlegel an den Umtrieben seines Bruders und Karolinens, die zum Bruche führten, nicht unbeteiligt, seine Unschuldsversicherung Heuchelei war. Dagegen dürfte Walzel seine Behauptung, daß Schiller nahe daran gewesen sei, mit Kotzebue gegen die Schlegels zu paktieren, schwer beweisen können. Fast komisch erscheint im Hinblick auf die bald hervortretenden Gegensätze die Zustimmung A. W. Schlegels zum Inhalt der wenig später so bitter gehaßten „Propyläen", sein Wunsch, die Leitung eines Mannes von Meyers Tiefe und Selbständigkeit des Urteils zu genießen. Daß Goethe blos die Schlegels und nicht auch Tieck für die Abweichungen von seinen eigenen Grundsätzen über bildende Kunst verantwortlich gemacht habe (S. XL), vermag ich nicht zu finden. Das von Walzel selbst S. XLV angeführte Urteil über den „Sternbald" kann man kaum schonend nennen, und sein öffentliches schonungsloses Auftreten gegen den Tieckischen Roman unterblieb nur infolge des verfrühten Abbrechens der „Propyläen".

Was vollends von Goethes Urteilen über Tiecks „Genoveva“ bekannt ist, scheint mir Walzels Ausdruck, die Genoveva habe Goethe mitgerissen, wenig zu rechtfertigen. Johann Ranftl meint in seiner gründlichen Monographie über das Werk,[2]) die warme Teilnahme mit gutem kritischem Urteile verbindet, man spüre beim Zusammenhalten der verschiedenen Äußerungen Goethes, des wohlwollenden Mentors der jungen Romantiker, über die „Genoveva“ im Lobe mehr Höflichkeit als ernstliche Anerkennung. Ich fühle im Lobe ein gut Teil Ironie mitklingen. Goethe, sagt Ranftl, „mußte gegen die mittelalterlich fromme und marklos zerfließende Dichtung sehr viel auf dem Herzen haben, aber er wollte nur dem jungen Poeten, der so voll Verehrung zu seinen Füßen saß, nicht wehe thun“. Diese Meinung weicht beträchtlich von Walzels Darstellung ab. Wieviel trotzdem in der „Genoveva“ auf Goethes eigene Einwirkung zurückzuführen sei, hat Ranftl gleich in den einleitenden Sätzen und dann noch wiederholt (S. 26 und 240) betont. „Götz“ und die ihn nachahmenden Ritterdramen hatten zuerst Tiecks Vorliebe für „die romantische Ritterzeit“ geweckt, „die den Ritter mit der eisernen Hand lebenstrotzend aus dem Grabe der Vergessenheit hervorrief“. Wie Golo war auch Weislingen der „edelste, verständigste und angenehmste Ritter in einer Person“, ehe die Liebschaft für Adelheid Schuld auf ihn lud. Unmittelbar und mittelbar durch Müllers Genovevadrama gewannen „Götz“ und „Werther“ Einfluß auf das Tiecksche Drama, wie dies schon Bruno Golz in seinem Buche über die deutsche Genovevadichtung betont hat. Die Naturbetrachtung und Todessehnsucht Golos geht unmittelbar auf Werther zurück (S. 79 und 184), wie Tiecks eigene Neigung für düstere Stimmungen durch den „Werther“ genährt wurde. Aber ein Vorarbeiten und Fortdichten von Erlebnissen wie bei Goethe fand bei Tieck nicht statt. Goethische und Shakespearische Gestalten, sagt Ranftl, flossen in Tiecks neuschaffender Phantasie mit denen

---

[2]) Ludwig Tiecks Genoveva als romantische Dichtung betrachtet. Grazer Studien zur deutschen Philologie, herausgegeben von A. Schönbach und B. Seuffert. Sechstes Heft. Graz 1899 (k. k. Universitätsbuchdruckerei und Verlagsbuchhandlung Styria).

des Volksbuches zusammen, während bei Goethe das erlebte Fragment (S. 63) „in seiner Dichtung zum fertigen, in die letzten Konsequenzen fortgedachten, schön gerundeten Ganzen auswuchs". Die Annahme einer Einwirkung der Hexenküche im „Faust", in dessen Sprache Tieck den veredelten, tiefsinnigeren Widerhall des alten, vergessenen deutschen Tones fand, lehnt Ranftl ab schon wegen der humoristischen Färbung, welche der Hexenszene in der „Genoveva" ganz ferne bleiben mußte. Dagegen glaubt er für die astrologischen Vorstellungen in der „Genoveva" das Vorbild des „Wallenstein" erwähnen zu müssen. Zu vorsichtiger Zurückhaltung mahnt er andrerseits angesichts Tiecks eigener Behauptung, seine „Genoveva" habe auf „Maria Stuart" und die „Jungfrau von Orleans" eingewirkt. Schiller sei auf einem ganz anderen eigenen Wege zu einer verwandten Richtung und künstlerischen Anschauung gelangt. Für die „Maria Stuart" möchte ich sogar die Annahme einer verwandten Richtung bestreiten. Es ist ein alter Irrtum, doch nichtsdestoweniger ein Irrtum, wenn man den Mortimer als einen Beweis der Sympathie mit den katholisierenden Neigungen der Romantiker auffaßt. Aber auch in der „Jungfrau von Orleans" bleibt „die Verbindung des Schicksalmäßigen mit einem katholischen mittelalterlichen Stoffe" doch in vollem Gegensatze zur Tieckischen „Genoveva". Einen gemeinsamen verwandten Zug in der ganzen Litteratur, wie Ranftl meint, mag man immerhin auch bei Betrachtung der entgegengesetzten Schillerischen und Tieckischen mittelalterlichen Dichtung anerkennen, aber vor der Annahme direkter Einwendungen warnt Ranftl mit Recht.

Haben wir in Goethes Lob der Tieckischen „Genoveva" liebenswürdig verhüllte Ironie gefunden, so darf in der Veröffentlichung der Goethegesellschaft Goethes Brief an Friedrich Schlegel vom 8. April 1812 als ein Muster höflicher Abweisung gelten, aus der ein unausgesprochener Tadel deutlich fühlbar herausklingt. Goethe lehnt die erbetene Mitwirkung am „Deutschen Museum" ab und dankt seinem Herausgeber zugleich, daß er in einer Kritik gegen Jacobi sich „der guten Natur, in deren Dienste wir Andern nicht ohne Gott zu sein glauben, freundlich angenommen" habe. Schlegels Antwort läßt erkennen, daß der frommgewordene Ver-

fechter der Ironie die scharfe ironische Spitze sofort herausgefühlt hat. Im übrigen dürfte es trotz der von Walzel S. LIX angeführten Goethischen Worte über das Reformationsfest nicht zutreffend sein, zu sagen, daß Goethe bei seiner Stellungnahme gegen die Nazarener „fest den konfessionellen Gesichtspunkt im Auge behielt". Er steht auch hier auf einer höheren Warte als auf der Zinne der Partei. So hat er auch bei Neubegründung der Jenaischen Litteraturzeitung wohl naturgemäß vor allem im Lager der Romantiker um Mitarbeiter geworben, aber ein romantisches Parteiorgan, wie Schlegel es gern gesehen hätte, ließ er deshalb doch nicht aus der Zeitung machen. Ich bin durch Lesung des ganzen Briefwechsels nur in dem Eindrucke bestärkt worden, den mir die im Goethejahrbuch mitgeteilten Proben machten: ein unvornehmes, unruhiges Litteratentum macht sich in den Briefen des stets verbindlichen älteren wie in jenen des selbstbewußteren jüngeren Bruders bemerkbar. Der Inhalt der gewechselten Briefe ist deshalb ja nicht minder beachtenswert. Wie gesteht z. B. August Wilhelm unbewußt seinen Mangel an höherer dichterischer Begabung ein, wenn er (24. September 1797) erzählt, schon als Knabe habe er „eine unsägliche Leichtigkeit, die freilich mit dem immer regen Nachahmungstriebe zusammenhing", besessen, jetzt habe er das Mechanische der Ausführung völlig in seiner Anlage. „Nur über die Anlage wurde es mir schwer, mit mir eins zu werden." Aber in dem gleichen Briefe giebt er durch seine Charakterisierung von Goethes „Neuem Pausias" und der „Braut von Korinth", welch letztere ihn zu vergleichenden Bemerkungen über die Balladendichtung im allgemeinen veranlaßt, eine glänzende Probe seiner Anempfindungsfähigkeit. Durch die Wahl von Stoffen wie die „Braut" und die „Bajadere", durch die Behandlung und selbst durch die erfundenen Sylbenmaße habe Goethe der Ballade „ganz neue Rechte gegeben, und für alles bisher vorhandene in dieser Gattung ist ein anderer Maßstab gefunden, ein neuer Gesichtspunkt gegeben". Wie hätte sich Bernays gefreut, wenn er bei seiner Vergleichung von Goethes Mahometübersetzung mit Voltaires Original (Vgl. XI, 262) noch Schlegels Lob des goldnen Klanges der Goethischen Verse und der „erhöhenden Milderung des Ausdrucks" hätte ein-

flechten können (4. April 1800). Der Voltairische Mahomet selbst konnte Schlegel keine ganz erfreuliche Erscheinung auf der deutschen Bühne sein, aber in dem Bestreben „sowohl das Publikum als die Schauspieler allmählich an versifizierte Stücke“ zu gewöhnen, stimmten die Romantiker mit Goethe und Schiller überein. Schlegels Shakespeare-Übersetzung, von der in dem Briefwechsel nicht blos gelegentlich der Weimarer Aufführung des „Julius Cäsar“ die Rede ist, kam diesen Bestrebungen entgegen. Wenn Schlegel später auch einmal (15. März 1811) das Übersetzen ein im Grunde undankbares Handwerk schilt, wobei man immerfort durch das Gefühl unvermeidlicher Unvollkommenheit gequält werde, so blieb er doch stolz darauf, in Deutschland der erste Missionar seines geliebten Calderon gewesen zu sein. Ohne seine vermittelnde Thätigkeit hätte Goethe jedenfalls den ersten Schritt zu einer Aufführung des unverfälschten Calderon nicht wagen können. Begeistert rühmte der Übersetzer diese That des weimarischen Theaterleiters. „Sie allein retten unsere Bühne aus ihrer Gemeinheit. Diese Darstellung ist ein in den Jahrbüchern des Theaters einziges Ereignis.“ Weniger zufrieden war man bekanntlich im romantischen Lager, als Goethe, wie er 1812 an Friedrich Schlegel meldete, „Romeo und Julia“ konzentrierte und alles, was nicht zur Haupthandlung gehört, entfernte. Friedrichs Wunsch, unter Goethes Aufsicht von einem jüngeren Genossen für sein „Museum“ über das Weimarische Theater berichten zu lassen, lehnte Goethe 1812 entschieden ab, und ich zweifle, ob die später (23. Januar 1820) in einem Briefe an Tieck enthaltene Nachricht, er suche die Geschichte des Weimarischen Theaters sich und andern faßlich zu entwerfen, auf den festen Plan einer solchen Arbeit deutet, da Goethe selbst gleich hinzusetzt, man könne allenfalls vom Effekt, nicht aber von Weg und Mittel eines aus so vielen Elementen zusammengesetzten Geschäftes Rechenschaft geben.

Der Ausgangspunkt beider Brüder wird trefflich bezeichnet, wenn A. W. Schlegel am 9. Mai 1798 Goethe berichtet, ihr Anteil am „Athenäum“ werde ungefähr gleich sein. Friedrich werde „das Journal mit Philosophie und Kritik, ich werde es mit Litteratur, und wir werden es beide jeder nach seiner Art mit Griechen ver-

sorgen". Er selbst, schreibt er noch in einem seiner letzten Briefe (7. November 1824) an Goethe, habe vom Anfange seiner schriftstellerischen Laufbahn an es sich zum besonderen Geschäft gemacht, „das Vergessene und Verkannte ans Licht zu ziehen. So ging ich vom Dante zum Shakespeare, zum Petrarca, zum Calderon, zu den altdeutschen Heldenliedern fort." Habe er dabei auch nur die Hälfte des Vorgenommenen ausgeführt, so habe er durch solchergestalt gegebene Anregungen doch die europäische Litteratur gewissermaßen erschöpft und sich deshalb zu neuen Abenteuern dem Studium des Indischen zugewandt. Mit diesem Rückblick Schlegels auf die eigene Lebensarbeit wäre nun wieder Goethes Auffassung der Weltlitteratur in deutscher Sprache zu vergleichen, um die Wechselwirkung Goethes und der Romantik im Auge zu behalten. Wie anregend Schlegels Beispiel übersetzerischer Thätigkeit gewirkt hat, sehen wir, wenn wir aus Schellings Briefen an Goethe erfahren, daß der Naturphilosoph 1802 mit einer Verdeutschung der Comedy of Errors für das Weimarische Theater beschäftigt war. Während Goethe zu den Brüdern Schlegel allmählich immer mehr in Gegensatz geriet, durch Steffens' „Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaft" in bösen Humor versetzt wurde, glaubte er in Schellings „System des transzendentalen Idealismus" sehr viel Vorteile für denjenigen zu entdecken, dessen Neigung es sei, die Kunst auszuüben und die Natur zu betrachten. Die Briefe bestätigen vollkommen die schon von Haym geäußerte Beobachtung, daß Goethe an Schelling andauernd besonders persönliches Wohlwollen gefunden habe, während er den Schlegels nur vorübergehend durch verwandte litterarische Ansichten verbunden wurde. Das verständnisvolle Gefühl für Goethes Größe hat aber auch selten schöneren Ausdruck gefunden, als wenn Schelling auf die Nachricht über Goethes Wohlbefinden nach der Plünderung Weimars im Herbste 1806 dem warm Verehrten schreibt: „In diesen Tagen des Zerfalls kehrt sich unsere Liebe fast von dem Öffentlichen ab, das doch keiner zu retten vermag, und wendet sich ganz den einzelnen Herrlichen zu, in denen wir ein harmonisches Ganzes lebendig und gegenwärtig sehen. Die Welt ist noch nicht arm, wenn ein Geist wie der Ihrige in ihr wirkt und seinen Glanz auf sie wirft." Und solcher Ge-

sinnung blieb er treu. Noch zwei Jahre später, als auf dem Gebiete der bildenden Kunst der Gegensatz zwischen Goethe und den Romantikern schon offen ausgebrochen war, versprach Schelling in dem Sinne weiterzuwirken, durch den die W. K. F. eine Reihe von Jahren hindurch unter ungünstigen Umständen fast allein die Kunst in Deutschland lebendig erhalten hätten; er will (17. Oktober 1807) „fortbauen auf dem früher gelegten Grund von Kenntnis des Altertums". Es entsprach völlig Goethes Grundsätzen, wenn Schelling in Abwendung von den politischen Erscheinungen in der Pflege der Kunst das Mittel erblickte, „um in Individuen noch einen Strahl und Schein dessen aufrecht zu erhalten, was, wie es scheint, nicht mehr national und allgemein werden will. Muß sie aber die Gegenwart großenteils aufgeben, so kann sie mit mehr Sicherheit für eine künftige Zeit arbeiten, wenn sie nämlich mit voller Kraft nach unten und auf die Masse wirkt, aus der doch Künsten und Wissenschaften jederzeit die neuen, erfrischenden Kräfte kommen mußten, durch die sie wiederauflebten. Wenn nicht durch langsame und allmähliche Wirkung in die Masse des Volks Sinn für Form, Geschick und Kunst, soweit sie in seine Sphäre eingreift, gedrungen ist: so werden Akademien der bildenden Künste und selbst die einzelnen hervorragenden Talente stets wie zu unserer Zeit in den Lüften schweben." Ähnlich hatte einst Herder in Rom (27. Dezember 1788) über die Heimatlosigkeit der Kunst in der neueren Zeit geklagt, wie Goethe selbst in seinem italienischen Tagebuch vom 5. Oktober gestehen mußte, daß die Not und das strenge Bedürfnis unserer Zeit das Schöne nicht Wurzel fassen lasse. Indem Schelling für seine Thätigkeit in München das in Weimar durch Goethe und Meyer gegebene Beispiel zum Vorbild nahm, bethätigte er Goethes eigene, ihm schon in einem Briefe vom 29. November 1803 ausgesprochene Maxime: „Was wir an andern billigen, versetzt uns selbst in eine produktive Stimmung und diese wirkt immer wohlthätig." Der nach positiver Bethätigung drängende Sinn Goethes fand ähnlichen, noch bestimmteren Ausdruck in der kurz vorher an Steffens gerichteten Mahnung, ein kritisches Blatt wie die neue Jenaische Litteraturzeitung erhalte dadurch den höchsten Wert, „wenn tüchtige Männer darin sich produktiv er-

zeigen und durch Darstellung fremder und eigener Ansichten nicht Kritiken sondern Werke der lehrbegierigen Welt liefern.“ Nach Walzels Darstellung, die Gothes Verhältnis zu Schelling nur von der Lichtseite erscheinen lassen will, könnte man glauben, daß selbst Schellings mystizierende Abhandlung über die samothrakischen Gottheiten auf Goethe freundlich anregend gewirkt habe. Aber in der „klassischen Walpurgisnacht“ wird nicht blos der „hohen Kabiren“ gedacht, sondern in Vers 8219—24 dem Philosophen der „Ungestalten“ ein tüchtiger Wischer versetzt, entsprechend Goethes tadelnder Äußerung über Gegenstand und Zweck der Kabirenschrift in der Unterredung mit Eckermann vom 20. Februar 1831.

Das Verhältnis der Romantiker, und wieder vor allem August Wilhelm Schlegels zu Goethe und Schiller hat Walzel auch an anderer Stelle aufs neue erörtert. In der „Festgabe“, welche Schüler und Freunde dem hochverdienten Führer der Germanistik in Österreich, Richard Heinzel, dargebracht haben[3]), hat Walzel den strittigen Anteil Schlegels an Frau von Staëls Buch „De l'Allemagne“ in einer sehr gut geführten Untersuchung festzustellen gesucht. In den Fragen der Kultur, Wissenschaft, Religion und bildenden Kunst ist nach Walzels Prüfung Frau von Staëls Urteil stark durch Schlegel bestimmt. Seine spöttische Bemerkung in dem Briefe an Goethe vom 15. März 1811 nach Napoleons Unterdrückung des Buches, mancher Schriftsteller würde mit dem ihm zugedachten Lobesanteil in dem Staëlschen Werke nicht zufrieden gewesen sein, der große darin aufgestellte Gesichtspunkt aber kräftig gegen die eingeengte Verworrenheit der Schule gewirkt haben, läßt darauf schließen, daß er in der Hauptsache in „De l'Allemagne“ seine eigenen Überzeugungen und Abneigungen vertreten sah. In der Einschätzung dichterischen Wertes steht aber Frau von Staël den Meinungen ihrer romantischen Freunde nach Walzel ziemlich selbständig gegenüber, und dies selbst in Fällen, in denen sie Äußerungen Schlegels zu Grunde legt. Nicht blos Wieland und Kotzebue werden von ihr im Widerspruch zu

[3]) Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. Weimar 1898 (Verlag von Emil Felber).

der von den Romantikern ihnen gezollten Nichtachtung ehrenvoll behandelt. In vollem Gegensatze zu der Feindschaft der Schlegels gegen Schiller, den ein anderer, von Walzel nicht genannter Berater Frau von Staëls, Knebel, in seiner 1804 für sie verfaßten Denkschrift über die deutsche Litteratur in kleinlicher Gehässigkeit gleich völlig totschweigt (vgl. V, 505), ist die Besucherin Weimars in ihrem Buche dem persönlichen Eindrucke treu geblieben, den sie schon in ihrer ersten Unterredung mit Schiller von ihm gewonnen hatte. Trotz Schlegel und Knebel weist sie dem Dramatiker Schiller den ihm gebührenden Ehrenplatz zu. Ja, Walzel hat nicht Unrecht, wenn er die Zergliederung von Schillers Dramen als den Höhepunkt des berühmten Buches bezeichnet. Wohl hat seine Verfasserin nach Walzels Untersuchung „Fiesko" und „Kabale und Liebe" gemäß Schlegels Verwerfungsurteil abgelehnt, die Religionsvermischung in der „Braut von Messina", die rosenfarb erheiterte Umwandlung von Johannas geschichtlichem Märtyrertum mit A. W. Schlegels Worten aus seinen Wiener Vorlesungen getadelt; aber sein halbes, widerwilliges Lob des „Wallenstein" und der „Maria Stuart" wird bei ihr zu warm bewundernder Anerkennung. Sie verteidigt den „Don Karlos", preist feinfühlig die Schönheiten der von den Romantikern verspotteten „Glocke", feiert im ausdrücklichen Gegensatze zu ihnen Schiller als Kritiker und Historiker. Wenn Walzel aber sagt, Frau von Staël weigere sich in die Goetheverehrung der Romantiker einzustimmen, so ist aus seiner eigenen Einleitung zu dem Briefwechsel der Brüder Schlegel mit Goethe zu erinnern, daß diese Verehrung zur Zeit der Abfassung von Frau von Staëls Buch, doch schon sehr stark abgekühlt, ja teilweise ins Gegenteil umgeschlagen war. Wohl ist August Wilhelm in seiner Abwendung von dem „Statthalter der Poesie auf Erden" nie so weit gegangen wie Friedrich, der zur gleichen Zeit, da er voll Schmeichelei und Ergebenheitsversicherungen Goethes Gewogenheit für sein „Deutsches Museum" erbat, in Goethes „Dichtung und Wahrheit" ein testimonium paupertatis sah und am 16. Januar 1819 an Sulpiz Boisseree über Goethe schrieb: „Der alte Kerl fängt an mir in der That recht sehr zuwider zu werden, je mehr seine innere Schlechtigkeit ans Licht kommt."

Aber auch August Wilhelm würde zur Zeit seiner Berliner Vorlesungen z. B. über den „Clavigo“ nicht so herb geurteilt haben, wie er es einige Jahre später in seinen Wiener „Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur“ gethan hat. Und diese Urteile dienten seiner geistvollen Freundin zur Richtschnur in dem Berichte über Goethes Dramen. Gegenüber dem „Wilhelm Meister“ wird sich Frau von Staël freilich von ihrer eigenen Abneigung gegen den ihr fremdartigen Roman haben leiten lassen, obwohl die Begeisterung des „Athenäums“ für den Goethischen Roman der Lebenskunst auch längst vor der Bewunderung des rein poetischen „Heinrich von Ofterdingen“ und „Sternbald“ abgeblaßt war. In Widerspruch zu A. W. Schlegels unveränderter Wertschätzung von „Hermann und Dorothea“ und der Meinung des eigens von ihr zu Rat gezogenen Wilhelm von Humboldt steht dagegen Frau von Staëls ablehnendes Urteil über Goethes bürgerliches Epos.

Walzels Studie mag durch ihre Vergleichung von Frau von Staëls Urteilen mit denen ihrer deutschen Freunde dem berühmten Buche, das in der langen Geschichte der deutsch-französischen Litteraturbeziehungen einen weitragenden Markstein bildet, von einem bisher vernachlässigten Standpunkte aus erneute Teilnahme wecken. Von den übrigen Beiträgen der Festschrift zerfließt Berthold Hönigs wortreicher, großtönender Aufsatz „Glauben und Genie in Goethes Jugend“ derart in Nebeldunst, daß wohl wenig Leser sich daraus irgend Taugliches entnehmen werden. Auch Eduard Castles Vergleich des Goethischen Pariagedichtes mit Beers und Delavignes Trauerspielen bietet nicht so viel Neues wie der Verfasser meint. Sein Tadel der französischen Tragödie ist indessen wohlbegründet und nicht minder seine Schlußbemerkung, daß Goethes Lob der „milden Stimmen, die sich in unsern so manchem Widerstreit hingegebenen Tagen hie und da hervorthun“, nur seiner eigenen lyrisch-epischen Trilogie, nicht dem Berliner und den Pariser Tendenzdramatiker gebühre.

Während Emil Horner, der im neuesten Bande des Goethejahrbuchs die Daten der Wiener Götzvorstellungen berichtigt, mit Bemerkungen über den Aufenthalt des Mannheimer Dramatikers Anton von Klein in Wien die Schillerlitteratur streift, führt uns

Jakob Zeidler in die Niederungen der Wiener Litteratur mit seiner Inhaltsangabe der einaktigen Wiener Lokalposse mit Gesang und Tanz „Werthers Leiden“ von Kriegsteiner. Sie wurde am 18. November 1806 im Leopoldstädter Theater gespielt. Werther erscheint hier als Kupferschmiedgeselle, begleitet von seinem Lehrbuben Lenzl als Hanswurst, selber auf der Bühne, während 1798 in K. L. Gieseckes Burleske „Hamlet, Prinz von Liliput“ die Kraftgenies und Jakobiner, Werther und Siegwart, nur mit Worten durchgehechelt worden waren. Mehr Teilnahme als diese Possen verdient Friedrich Arnold Mayers Abdruck eines dreiaktigen Zauberspiels „Der Teufelsbanner oder Doktor Fausts Leben“ nach der in den achtziger Jahren gelieferten Niederschrift eines Puppenspielers Albin K. Verdankt Goethes Faustdichtung manches den alten Puppenspielen, so sehen wir hier umgekehrt in einem Puppenspiel in dem einleitenden Monologe, in einer Hexenküche mit Verjüngungstrank und Gretchenszene unverkennbare Einwirkung des Goethischen Fausts. Von diesen Allerkleinsten des Wiener Parnasses führt uns Minor auf seine Höhen, wenn er in seiner Studie über „Grillparzers Ahnfrau und die Schicksalstragödie“ den Spuren Schillers in Grillparzers Jugendtragödie nachgeht. In ihrer Sprache weist er Reminiszenzen an Marquis Posa (S. 420), an die „Räuber“ und die „Jungfrau von Orleans“ nach. Zu Jaromirs Bild: „Und mit tausend Blumenaugen Starrt die Nacht mich glotzend an“ zitiert er Goethes Verse aus „Willkommen und Abschied“: „Wo Finsternis aus dem Gesträuche mit hundert schwarzen Augen sah“. Bei der Erklärung von Grillparzers Gedichten auf Beethoven und Mozart findet es Sauer auffallend, daß der Dichter in dem Nachrufe „Am Sarge Beethovens“ (1827) nicht Schiller nenne, obwohl er aus seinen eigenen Gesprächen mit Beethoven dessen Vorliebe für Schiller kannte. Sauer meint, Grillparzer sei um jene Zeit Schiller bereits fremder geworden, er sei der Rhetorik entwachsen. Und da er nach der Anlage des Gedichtes Goethe als Lebenden nicht nennen konnte, so mochte er nicht mit Schiller den Platz ausfüllen. Es ist in der That sonderbar, daß Shakespeare, Lope de Vega, Klopstock, Dante, Tasso, Byron, aber nicht der Dichter des Liedes „An die Freude“ unter den Beethoven in Elysium Be-

grüßenden erscheint. In dem Gedicht „Zu Beethovens Egmont-Musik“ pries er

> Beethoven, Goethe, wandelnd Hand in Hand,
> Ein Paar, wie ihr vereint wohl nie mehr schaut.

Allein wenn Grillparzer 1827 wirklich gerade den Fieberanfall der Verkennung von Schillers Größe durchgemacht haben sollte, so hätte Sauer nicht unterlassen sollen, auch daran zu erinnern, wie begeistert der vollständig gereifte Grillparzer zu Schiller zurückgekehrt ist, ihn dann Zeitlebens als sein eigenes höchstes Vorbild und den Meister des deutschen Dramas gepriesen hat.

Eine dramaturgische Frage hat in dem ersten Aufsatze der Festschrift R. M. Werner in Angriff genommen, indem er die Gruppierung der Personen im Drama untersucht, Held und Gegenspieler, Kontrast- und Parallelfigur des Spielers und Gegenspielers, Vertreter des Gegenspielers beim Spieler. Ismene z. B. ist nach dieser Wernerischen Einteilung eine Kontrastfigur zu Antigone, Agnes Sorel eine Parallelfigur zu Johanna, da sie leisten möchte, was die Jungfrau wirklich leistet, mit ihrem Wünschen, ihrem Streben dem Wünschen und Streben Johannas parallel geht. In gleichem Verhältnis stehe in der ersten Bearbeitung Selbitz zu Gottfried von Berlichingen. Das letztere Beispiel könnte man eher gelten lassen, das erstere erscheint mir mehr gesucht als glücklich gewählt. Im „Egmont“ wird Ferdinand von Werner als Kontrastfigur des Gegenspielers Alba, zu dessen Gruppe er gehöre, bezeichnet; ähnlich sei Pastor Moser in den „Räubern“ Vertreter des Spielers beim Gegenspieler. Sehr fruchtbar und förderlich will mir solch scholastischer Gruppierungsversuch eben nicht erscheinen. Dagegen finden wir unter den „Abhandlungen“ im neuesten Goethe-Jahrbuch[4]) eine dramaturgische Studie von Veit Valentin, die nicht blos ihr eigentliches Thema, die „Motiventwickelung bei Goethe“ in trefflich belehrender Weise behandelt, sondern uns zugleich eine ausgezeichnete Probe davon giebt, wie viel des Guten wir von Valentins seit langem sorgfältig erwogener „Poetik“ er-

[4]) Herausgegeben von Ludwig Geiger. Zwanzigster Band. Mit dem vierzehnten Jahresbericht der Goethegesellschaft. Frankfurt a. M. 1899 (Litterarische Anstalt Rütten & Löning).

warten dürfen. Valentin ist durch die Frage, wie die Heilung des Orestes als dramatischer Vorgang zu erklären sei, eine Frage, mit der sich auch die folgende Abhandlung des Jahrbuchs von Karl Heinemann befaßt, zu seiner Beobachtung gelangt. In der „Iphigenie" wendet Goethe nach Valentins Ansicht das Kunstmittel an, „das Bild die Sache selbst ausführen zu lassen". Die aufgeregte Phantasie des gefangenen Orestes spinnt die begonnene Handlung bis zum Erleiden des Todesstoßes vor dem Altare und dem Eintritt in den Hades weiter, und zugleich macht er die furchtbare Qual des Muttermordes gesteigert aufs neue durch. Durch dies innere Erlebnis erwirkt er Sühne. Da dieser ganze Paroxysmus durch die reine Schwester hervorgerufen wird, so führt sie mittelbar allerdings die Erlösung herbei. Allein die Achse des Stückes ist nach Valentin in dem Seelenvorgang zu suchen. Heinemann polemisiert gegen diese von Valentin schon früher (vgl. XI, 191) vorgetragene Lösung wie gegen Kuno Fischers und Klauckes Auffassung des Vorgangs. Aber wenn Valentin im Rahmen der Dichtung von Dämonen spricht, die Orestes verfolgen, so meint auch er wie Heinemann eben Orests Gewissensqualen. Heinemann bringt sehr interessante Beiträge zur Geschichte der antiken Iphigeniensage bei, gesteht aber selbst, daß diese für die Auslegung des Goethischen Dramas belanglos seien. Und seine eigene Erklärung: der Muttermörder Orestes werde durch Iphigenie erlöst, weil gerade sie, die einzige zur Rache für Klytämnestra Berechtigte, ihn begnadige und trotz Tötung ihrer Mutter als Bruder aufnehme, diese Erklärung Heinemanns widerstreitet sowohl der griechischen Auffassung wie der in V. 994/6 ausgesprochenen Goethes.

Valentin dagegen sucht das in der Iphigenie beobachtete Kunstmittel der „bildlichen Neudurchlebung der Vergangenheit" nun noch weiter bei Goethe nachzuweisen. Und als wichtigstes Beispiel zieht er Gretchens Durchleben der Vergangenheit und der bevorstehenden Hinrichtung in der Kerkerszene heran. Valentin reiht daran aber die weitere Frage, ob Goethe das wirksame Kunstmittel der „Hinausstellung der Gebilde der Phantasie mit der Wirkung objektiver Sachlichkeit" nicht auch noch in anderer Weise benutzt habe. Und als großartigstes Beispiel hierfür stellt sich der dra-

matische Held ein, der an der Verwechselung der Gebilde seiner Phantasie mit der Wirklichkeit, an dem Zusammenstoß zwischen der von ihm als Wirklichkeit angenommenen Phantasieschöpfung und der thatsächlichen Wirklichkeit zu Grunde geht: Torquato Tasso. Die bis zum Erlebnis gesteigerte Phantasiethätigkeit, wie sie durch besondere Umstände einmal gleich einem Fieberanfall den Orestes überwältigt, erscheint bei Tasso als Ergebnis einer beständig wirkenden, eben dadurch aber auch krankhaften Anlage. Natürlich erblickt Valentin im Tasso eine Tragödie. Er sieht aber in dem Schlusse einen ästhetischen Mangel, indem Goethe nicht den rücksichtslosen Mut gefunden habe, wie Schiller in der „Jungfrau von Orleans", sich über den geschichtlichen Ausgang seines Helden hinwegzusetzen, während ein ethischer Abschluß, d. h. doch wohl eine geistig-leibliche Heilung Tassos durch sein angeborenes Wesen von vornherein ausgeschlossen gewesen sei. Vom streng dramatischen Standpunkte aus wird Valentin wohl Recht haben, aber er selbst würde, denke ich, gerade dieses Austönen statt Abschließens der Tassodichtung als das für den Dichter und sein Werk so unendlich Charakteristische nicht um einen korrekten Dramenschluß missen wollen. Eingehender Erwägung wert erscheint es, daß ein so tiefschärfender Kenner der antiken Tragödie wie Wilamowitz-Möllendorff neuerdings seine Bewunderung für den dramatischen Schluß des „Tasso" ausgesprochen und ihn mit dem Ausgange von Euripides „Herakles", verglichen hat.[5]) In anderer Weise als bei Orestes und Tasso findet Valentin die Steigerung des Phantasiegebildes bis zum objektiven Erlebnis in Fausts Begehren und Streben, über das Trugbild der hervorgezauberten Helena gegen das Geschick und außer aller Zeit zum wirklichen Besitz der wirklichen Heroine vorzudringen. Valentin will keineswegs behaupten, daß Goethe nun in diesen verschiedenen Fällen bewußt, sich eines bestimmten Kunstmittels bedient habe; die Poetik aber habe die thatsächlich vorhandene Verwertung eines solchen Kunstmittels in seinen verschiedenen Gestaltungen nachzuweisen.

---

[5]) Griechische Tragödien. Übersetzt von Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff. IV. Band. Berlin 1899 (Weidmannsche Buchhandlung).

**

Mit Fragen aus der Entstehungsgeschichte des ersten Teils der Faustdichtung beschäftigt sich Johannes Niejahr in der umfangreichen ersten Abhandlung des Jahrbuchs: „Die Osterszenen und die Vertragsszenen in Goethes Faust". Angesichts der bereits massenhaft vorhandenen Untersuchungen über die einzelnen Phasen der Goethischen Faustpläne wäre das geharnischte Nachwort gegen die Freunde einheitlich ästhetischer Betrachtung wohl entbehrlich gewesen. Der Widerspruch, den Niejahrs Ausführungen vermutlich nicht bei mir allein wecken werden, ist gar nicht durch eine solche grundsätzliche Stellungnahme bedingt: Ich habe im Gegenteil erst im vorangehenden Hefte die Annahme einer Wandlung in Goethes Faustplänen verteidigt. Aber Niejahrs Untersuchung, mit so sicherer Unfehlbarkeit sie aufzutreten liebt, erscheint mir in vielen Punkten höchst anfechtbar. Ich getraue mir vor allem nicht, dem Dichter so grobe Widersprüche vorzuwerfen und das früher von Goethe Gewollte mit unserem schwankenden Materiale zu konstruieren, wie Niejahr will, der z. B. aus V. 1177 auf eine verlorene Szene schließt, in der wir den Pudel von den Studenten abgerichtet sehen. Niejahr schält in der Szene „Vor dem Thore" V. 903—36 als ältesten Teil heraus, der aber ebensogut in Frankfurt, Italien oder später entstanden sein könne, jedenfalls seien die „Spaziergänger aller Art" erst ganz spät daraus abgeleitet. V. 949—1177 sei ohne enge Beziehung zum ersten Teil ausgearbeitet, nicht einmal das Landschaftliche der Szene sei in beiden Teilen dasselbe. Die Vertragsszene steht nach Niejahr im Widerspruch zum Prolog im Himmel; sie selbst zerfalle in drei zu verschiedenen Zeiten entstandene Teile. Goethe selbst habe das früher Entstandene bei Fortführung der Arbeit so wenig mehr verstanden, daß er die ursprüngliche Teilung in einen Chor guter und böser Geister vergessen habe. Wenn Niejahr unter anderm Loeper tadelt, daß er ohne äußeren Anhalt nicht über die Entstehungszeit der einzelnen Versgruppen urteilen wollte, so sehe ich in dieser vorsichtigen Selbstbescheidung die empfehlenswertere kritische Methode. Ich greife, um nicht eine Gegenabhandlung zu schreiben, nur ein Beispiel zur Beleuchtung von Niejahrs Vorgehen heraus. Er geht davon aus, daß Goethes Denk- und Sinnesart in der Zeit der

Jugenddichtung und des Abschlusses des ersten Teils „im schroffsten, im unversöhnlichen Widerspruch mit einander“ stehe. Im Jugendentwurf habe Faust nur nach Wissen gestrebt, die Weltlust mußte erst künstlich durch Mephisto in ihm geweckt werden, also müßten V. 1074 f. notwendigerweise erst lange nach dem Erscheinen des Fragments geschrieben sein. In Wahrheit ist aber Faust schon im Monolog des „Urfaust“ von der Weltlust, der Gier nach Gut und Geld berührt, verflucht sein Mauerloch und sehnt sich in die Ferne, mit Geistern auf Berges Höhen. Gewiß ist in Niejahrs Untersuchung viel Scharfsinn aufgewendet, aber es ist ein gewaltthätiger Scharfsinn, der alles bestimmen und nach seinen Einfällen zwingen will.

Mit Faust beschäftigen sich auch drei von den zehn Miszellen des Jahrbuchs. Morris führt einige Parallelstellen aus dem „Egmont“ zur Kerkerszene an, Werner erzählt von dem Brande bei einem Maskenball auf dem Schlosse zu Waldenburg im Jahre 1570, bei dem mehrere hohe Herrn, darunter ein Berlichingen, verunglückten, die wie des lustigen Kaisers Genossen als wilde Männer kostümiert waren. Das große Brandunglück beim Schwarzenbergischen Ballfest am 1. Juli 1810 hat übrigens nicht in Wien, wie Werner schreibt, sondern in Paris stattgefunden. Kaiser Napoleon war unter den Gästen. Wolfgang von Wurzbach gesellt der beliebten Parallele zwischen Goethes „Faust“ und Calderons „wunderthätigem Magus“ eine weitere bei, durch die Inhaltsangabe der erst 1894 gedruckten Heiligenkomödie Lope de Vegas „La gran columna fogosa, San Basilio“. Er hätte dabei erinnern können, daß diese Liebesgeschichte vom Diener des Proterius auch in Hroswithas Legende „Conversio cujusdam juvenis desperati per S. Basilium episcopum“ vorliegt. Ja die Klagen von Hroswithas Teufel — er verlangt „Hincque tuis manibus scriptam mihi porrige chartam“ — über das Benehmen der Christen, die ihn erst benützen, dann aber ihm entschlüpfen wollen, könnte man vergleichen mit Mephistopheles' Ärger über die vielen neuen Mittel, dem Teufel Seelen zu entziehen.

Von den übrigen Miszellen verdienen Heinrich Funcks Berichtigungen zum Goethe-Lavaterischen Briefwechsel vor allem Be-

achtung. Aus Lavaters Tagebuch vermag er einzelne Sätze aus einem Aufsatz Goethes „Ariane an Wally" mitzuteilen, dessen Verhältnis zu dem gleichnamigen Briefe (Romanfragment?) nicht ganz klar wird. Als Nachträge zu Biedermanns stets aufs neue dankbar zu rühmender Gesprächsammlung erscheinen die Berichte über des polnischen Grafen Zaluski (1813) und des englischen Konsuls Sir Charles Murray (1830) Besuch bei Goethe. Den „Miszellen" folgen in üblicher Weise Chronik und Bibliographie, während das erste Blatt des Bandes den von Freiherrn von Biedermann unterzeichneten Nachruf an den ersten Präsidenten der Goethegesellschaft, Eduard von Simson, aufweist. Die Chronik bringt die Aufrufe für ein Goethestandbild in Straßburg, ein Denkmal in Leipzig und die Bitte, die Hirzelsche Stiftung in der Leipziger Universitätsbibliothek durch Einsendungen aus der Goethelitteratur zu unterstützen. Die seit 1895 eingeführte Neuerung, den bei der Vollversammlung in Weimar gehaltenen Festvortrag noch in dem gleich darauf ausgegebenen Jahrbuch zu bringen, wird gerade in diesem Jahre besonders dankbar empfunden werden, da Erich Schmidt der Versammlung durch seine Übernahme der Festrede besondere Anziehungskraft verleihen sollte. Aus der überreichen Fülle seines Nahes und Entferntes kunstreich verbindenden Wissens schildert er mit schwungvoller Begeisterung Entstehung und Bedeutung von „Goethes Prometheus". Sicher und fest bestimmt er das viel erörterte Verhältnis des von Jacobi veröffentlichten lyrischen Gedichtes zum dramatischen Fragmente, weist der Titanendichtung der Frankfurter Zeit ihren Platz an nicht blos im Kreise der großen Hymnen und neben Mahomet, Ahasver, Sokrates, Faust, sondern stellt auch den jugendlichen Stürmer Prometheus neben den gereiften männlichen Prometheus, wie er Jahrzehnte später uns in „Pandorens Wiederkehr" entgegentritt. Schmidt verknüpft damit zugleich die diesjährige Festrede mit der tiefgründigen Belehrung, die im Vorjahre Wilamowitz-Möllendorff uns über das Verhältnis der Titanenbrüder zu ihren Kindern und zu Pandora gegeben hat. Das im Prometheus-Vortrag berührte Verhältnis Goethes zu seinem Jugend- und Herzensfreunde Fritz Jacobi erörtert Karl Kötschau, indem er aus dem Koburger Archiv die

älteste Form des Goethischen Gedichtes „Groß ist die Diana der Epheser" mitteilt, wie Goethe im April 1812 sie Knebel diktierte. Den Nachweis, daß das Gedicht nicht aus Anlaß von Troxlers Schrift „Blicke in das Wesen des Menschen" entstanden, sondern schon durch Schellings Polemik gegen Jacobi hervorgerufen wurde, hat Kötschau dabei erbracht.

Den Übergang zu den „Neuen Mitteilungen" vermittelt uns P. von Bojanowskis sorgfältige Abhandlung, welche auf aktenmäßiger Grundlage, vor allem von Karl Augusts und Kanzler Müllers Briefen, die langwierigen und verdrießlichen Verhandlungen mit dem Berliner Medailleur Heinrich Franz Brandt erzählt, die wegen Herstellung und Verbesserung von „Goethes Jubiläums-Medaille" für den 7. November 1825 geführt werden mußten. Als künstlerische Beigabe zum vorliegenden Bande des Jahrbuchs, zu dessen zwanzigjährigem Bestehen man dem Gründer und unermüdlichen Herausgeber Ludwig Geiger gerne von neuem Glückwunsch und Dank ausspricht, wurde aus Amerika eine Goethesilhouette beigesteuert, die aus dem Besitze der Frankfurter Familie Krespel stammt und im Jahre 1774 entstanden ist. Wenn bei den Verhandlungen über die Jubiläumsmedaille Goethe selbst als der Gefeierte sich zurückhält, so tritt er uns in Paul Bailleus fesselnder Mitteilung zwar thätig, doch namenlos entgegen. Als im Jahre 1789 der Ausbruch eines Krieges zwischen Preußen und Österreich unmittelbar bevorstand, knüpften Führer der Unzufriedenen in Ungarn Unterhandlungen in Potsdam an, um von dort einen König zu erhalten. Und für diese heikle Stellung hatte man, wie Bischoffswerders Briefe an Karl August zeigen, am preußischen Hofe den weimarischen Herzog ausersehen. Seine Antworten aber, in denen er erinnert an die „histoire de ce malheureux prince palatin qui acquit en Bohême le titre de Roy d'un hiver", schrieb auch hier wieder wie früher bei den geheimsten Verhandlungen über die Gründung des Deutschen Fürstenbundes der Vertrauteste seiner Getreuen nieder: Goethe. Gewiß entsprachen dabei Karl Augusts Bedenken gegen das Wagnis besser der eigenen Gesinnung des Schreibers als des Herzogs anfängliche Bereitwilligkeit, sich auf das hohe Spiel einzulassen. Einen Brief Karl Augusts

an den Jenenser Anatomen Loder vom 24. Juni 1784, in dem der Herzog sich ernst und wohlgesinnt über akademische Zu- und Mißstände ausspricht, hat Geiger sechs Briefen Goethes an Loder aus den Jahren 1824 bis 1831 angereiht. Besonders beachtenswert sind die Äußerungen über den Tod seines Sohnes in Rom, dies Ereignis, das „den ganzen sittlichen Menschen ergreifend mit den daraus herfließenden Folgen einer vollkommenen Umänderung meiner Lebensweise“, seinen bejahrten Organismus überwältigt habe. Loder hatte einstens Goethe in die anatomischen Studien eingeführt und sich der Goethischen Entdeckung des Zwischenknochens selbstlos gefreut; jetzt sandte der russische Staatsrat von Moskau aus seinem berühmten ehemaligen Schüler kostbare Mineralien zum hochwillkommenen Geschenke. „Liebe und Leidenschaft für die Naturkunde“, bekennt Goethe 1828 dem alten Studiengenossen, „ist mit den Jahren nur gewachsen, da gar manches Andere in den Hintergrund zurücktritt, womit man früher seiner Thätigkeit mehr schmeichelt als daß man sie wahrhaft beschäftigte.“ Zu dem vor zwei Jahren im Jahrbuch veröffentlichten Briefwechsel Goethes mit einem anderen Naturforscher, mit Lichtenberg, hat Leitzmann nun eine Art Nachtrag herausgegeben. In Lichtenbergs Nachlaß[6]) fand er nämlich zwei nicht völlig klare Spottverse des Göttinger Humoristen und Physikprofessors gegen Goethe, den er unter . . . . . sehe, wie Saul unter den Propheten. Die sonstigen Aussprüche Lichtenbergs über Goethe sind von Leitzmann eigens zusammengestellt worden. Auf die von Goethe gewünschte französische Übersetzung der Farbenlehre bezieht sich der zweite der im Jahrbuch von Julius Wahle kommentierten Briefe von Villers an Goethe aus dem Jahre 1810, während mit dem ersten, französisch geschriebenen, der treffliche Vermittler deutschen und französischen Geisteslebens sich selbst 1803 bei Goethe einführte.

Für Goethes Beziehungen zu fremden Litteraturen bringt der zwanzigste Band des Jahrbuches eine äußerst wertvolle Gabe.

---

[6]) Aus Lichtenbergs Nachlaß. Aufsätze, Gedichte, Tagebuchblätter, Briefe zur hundertsten Wiederkehr seines Todestages. Weimar 1899 (Hermann Böhlaus Nachfolger).

Auf Grund des im Goethearchive vorhandenen Materials hat Alois Brandl einen zusammenfassenden Überblick über „Goethes Verhältnis zu Byron“ gegeben, dessen einzelne Momente ja schon früher wie in neuester Zeit wiederholt der Gegenstand eigener Untersuchungen waren (vgl. XIV, 286). Vor allem wird sich das Interesse den zum erstenmale veröffentlichten Goethischen Übersetzungssplittern aus Byrons Werken zuwenden. Freilich das umfangreichste Stück, die reimlose Übersetzung des berühmten „Fare thee well!“ möchte ich davon ausschließen. Brandl selbst bezweifelt Goethes Autorschaft, und in der That kann man selbst einer schwachen Stunde Goethes kaum eine so ungelenke, unmusikalische Versteifung jenes vom Rhythmus wunderbar umspielten Abschiedsgedichtes zutrauen. Über den nur in der Eingangsszene des „Manfred“ stattfindenden Faustischen Einfluß (S. 7) wie auch umgekehrt über eine Einwirkung der Engelszene in „Heaven and Earth“ auf den zweiten Teil des Faust hat Brandl treffende Beobachtungen mitgeteilt. Wie Goethe durch Byron nicht blos zum Studium der älteren englischen Litteratur angeregt wurde, sondern sogar den Plan faßte „eine Art Geschichte seines eigenen Bekanntwerdens in England“ zu schreiben, zeigt wieder aufs lehrreichste Goethes große Eigenart, das Einzelne allgemeinen geschichtlichen Gesichtspunkten einzuordnen. Seine eigene Kenntnis über die Verbreitung seiner Schriften in England erweist sich dabei freilich als sehr mangelhaft. Brandl, der ja hier wie auf dem Gebiete der englischen Romantik besonders gründlich orientiert ist, hebt hervor, daß mehr als andere Arbeiten Frau von Staëls Auszüge und Übersetzungsproben dazu beitrugen, die Engländer und Byron im besonderen auf den deutschen Dichter aufmerksam zu machen. Durch Byrons Verleger John Murray, der im Oktober 1829 Weimar besucht hatte, erhielt Goethe 1830 endlich die ein Jahrzehnt früher für ihn von Byron in Ravenna niedergeschriebene Widmung des „Marino Falieri.“ Das von Ausfällen auf die englischen Dichter strotzende, humorvolle Schriftstück ist jetzt zum erstenmal vollständig zum Abdruck gelangt, wie auch andrerseits ein im Juni 1824 diktierter Aufsatz Goethes über Byron jetzt zum erstenmal veröffentlicht wird. Goethe nimmt hier Byron gegen seine Landsleute in Schutz; wenn Byron fehle, so fehle er

eben als Engländer. „Als ungebändigter reicher Erbe, pedantisch erzogen, sittlich ungebildet, zum Widerspruch geneigt, in der Opposition sich gefallend, in der Tadelsucht sich erfreuend. Diese nach und nach sich steigernden Unarten sind nationell und familienhaft, und da bleibt es denn immer ein Wunder, daß er als Mensch so gut geblieben und als Dichter über alle Zeitgenossen sich erhoben." In diesem Bestreben Goethes, die einzelne Erscheinung aus der zu Grunde liegenden nationalen Eigenart zu erklären, bekundet sich der fortwirkende Einfluß von Herders Lehren. So hatte er auch einstens die uns fremd berührenden Züge in Shakespeares „Hamlet" aus der insularen Vorstellungsart des Dichters und seiner Zuschauer zu erklären versucht. Mit Recht hebt deshalb Kuno Fischer[7]) in seinem Überblick der „Hamletkritik und ihrer Abwege" hervor, wie Wilhelm Meister in seiner Bühnenbearbeitung des Hamlet alles auf die Seefahrt Bezügliche gestrichen habe. Andrerseits rühmt es Kuno Fischer, wie Goethe durch die Einführung der Hamletfrage in den genialsten und interessantesten aller Bildungsromane das Studium Shakespeares als ein menschliches Bildungsproblem erscheinen lasse, welches erlebt und gelöst sein wollte. Er rühmt Goethes gelungene Charakteristik der einzelnen Personen des Stückes, findet jedoch Goethes Eingeständnis der Unbefriedigtheit von seinem eigenen Erklärungsversuch, wenn der Verfasser des „Wilhelm Meister" dreiunddreißig Jahre nach jener Zergliederung bekennt: „Ein Stück wie Hamlet, das denn doch, man mag sagen was man will, als ein düsteres Problem auf der Seele lastet."

Da Fischer im Zusammenhange damit Goethes Ausspruch, die Tragödie sei planvoll, aber der Held habe keinen Plan, als für eine nicht komödienhafte Dichtung unfaßlich tadelt, möchte ich doch bemerken, daß Schiller im Briefe vom 8. Juli 1796 gerade diese Goethischen Worte über „Hamlet" auf Goethes eigenen „Wilhelm Meister" übertragen hat. Er muß sie also doch als Urteil über eine nicht komödienhafte Dichtung gebilligt haben. Das Ganze, sagt er, erhalte eine schöne Zweckmäßigkeit, ohne daß der Held

[7]) Shakespeares Hamlet. Kleine Schriften fünfter Band. Heidelberg o. J. Karl Winters Universitätsbuchhandlung).

einen Zweck hätte: er selbst habe keine Ahnung von dem Zwecke, zu dem ihn höhere Mächte leiteten. Nach Fischers Ansicht hat Goethe den allgemeinen Fehler der Hamletkritik geteilt, die Person des Helden als Ausgangspunkt zu nehmen, statt sich zuerst über Fabel und Gang des Stückes zu orientieren. Ihre Beobachtung würde Goethe gelehrt haben, daß nicht Mangel an Thatkraft und sinnlicher Heldenstärke, sondern Mangel an Thatenlust, der aus dem Mangel an Lebenslust, aus einer welt- und lebensfeindlichen Stimmung hervorgehe, Hamlets Gemütsanlage erkläre (S. 24 und 321). Die Goethische Zeichnung Hamlets passe dagegen vielmehr auf seinen eigenen Werther. Fischer hat denn auch in einem besonderen Abschnitt (S. 185) Vergleichungspunkte zwischen „Hamlet und Werther" hervorgehoben (S. 185), wie er ähnlich die Hamletverwandtschaft in Schillers Jugenddichtungen, vor allen im „Spaziergang unter den Linden" und den „schlimmen Monarchen" betont (S. 31 und 202). Goethe habe in seinen Äußerungen über Hamlet dessen pessimistische Worte über die Vergänglichkeit alles Irdischen wenig beachtet, Schiller dagegen in ihnen eines seiner damaligen Grundthemen gefunden. Obwohl Schiller den „Hamlet" in jener Zeit nirgends nennt, lasse er ihn doch aufs stärkste auf sich wirken. „Sein Genie," schreibt Fischer in dem Schiller unter den Hamleterklärern eingeräumten Abschnitte, „hatte ihn zum tragischen Dichter berufen, der Gang seiner Schicksale und Reflexionen hatte seine Seele verdüstert und von Grund aus pessimistisch gestimmt. Der Zusammenhang zwischen der pessimistischen und tragischen Lebensanschauung, den Schopenhauer mit so vielen Nachdruck gelehrt hat, ist vielleicht bei keinem der großen tragischen Dichter so wahrnehmbar, wie in den Jugendwerken Schillers."

Mit Goethes Verhältnis zu Schiller beschäftigt sich auch eine Mitteilung des Jahrbuchs. Schüddekopf berichtet, wie der preußische Kabinetsrat von Beyme aus Goethes würdiger Widmung seines Briefwechsels mit Schiller an König Ludwig I. von Bayern Anlaß nahm, um unter unschöner Verdächtigung Goethes und Entstellung der Thatsachen ein Verdienst des preußischen Hofes um Schiller auszuposaunen. Mit Recht waren alle Freunde Schillers wie Niethammer über Beymes Erklärung in der Halli-

schen Litteraturzeitung entrüstet. Aber Niethammers Aufforderung, die Beymischen Behauptungen zurückzuweisen, lehnte Goethe in einem Schreiben an Niethammer vom 21. Mai 1830 — das man lange Zeit irrtümlich als an Schelling gerichtet verzeichnete — mit der Maxime ab, „um keinen Preis bei irgend einer Kontestation, sie habe einen politischen, litterarischen, moralischen Anlaß, als thätig mitwirkend zu erscheinen". Wie könnte er die ihm noch gegönnten Lebenstage ausnützen, wenn er die im lieben Vaterlande gegen ihn geübten Neckereien, Tücken, Unarten, Widerwärtigkeiten und Feindseligkeiten beachten wolle? Der feste und nach seiner Individualität eben für ihn nötige Entschluß, alle von außen kommenden Störungen sich fernzuhalten, tritt auch in den Briefen hervor, die er zwischen dem 17. April und 14. August 1813 von der Reise nach Karlsbad, aus Dresden, Karlsbad und Teplitz an Christiane richtete. Geiger hat diese dreiundzwanzig Briefe, die in der That eine in sich geschlossene Gruppe bilden, mit reichhaltigem Kommentar versehen. Die Lust am Beobachten und dem Schildern des Beobachteten vereinigt sich hier mit dem gemütvollsten, intimen Plaudertone, so daß diese Brieffolge einen eigenen Reiz gewinnt. Den von Geiger herausgegebenen Briefen Goethes an Christiane folgen unter den „Neuen Mitteilungen" des Jahrbuchs elf, von Julius Wahle erläuterte Briefe der Frau von Stein an Goethe aus den Jahren 1795 bis 1825. Sie bilden nur eine Auswahl, gewissermaßen Vorprobe der aus dieser späteren Periode im Goethearchiv zahlreich vorhandenen Briefe der einst so leidenschaftlich geliebten Freundin. Einen Ersatz für die Vernichtung aller Briefe aus der Zeit vor der italienischen Reise bieten sie freilich nicht, aber immerhin freut man sich, daß die neue Ausgabe von „Goethes Briefen an Frau von Stein" [8]) im zweiten, noch ausstehenden Bande durch diese Briefe Charlottens vervollständigt werden soll. Der vorliegende erste Band konnte aus dem Archiv

[8]) Herausgegeben von Adolf Schöll, zweite vervollständigte Auflage bearbeitet von Wilhelm Fielitz. Dritte umgearbeitete Auflage besorgt von Julius Wahle. Erster Band. Mit einem Titelbild der Frau von Stein und sieben Reproduktionen Goethischer Handzeichnungen. Frankfurt a. M. 1899. (Litterarische Anstalt Rütten und Löning).

an Ungedrucktem[9]) nur durch ein kurzes Billet aus dem August 1782 (Nr. 150) bereichert werden. Aber eine erneute und nicht ergebnislose Textrevision, zeitlich richtigere Bestimmung undatierter Billete, Verbesserung des Kommentares hat die neue Ausgabe dem Goethearchiv, ihre Ausstattung mit Goethischen Handzeichnungen dem Goethemuseum zu danken. Die 1883 von Wilhelm Fielitz unternommene Arbeit, die Ergebnisse der Goetheforschung und Forderungen der Goethephilologie für Schölls Ausgabe nutzbar zu machen, ist von Wahle nunmehr mit Geschick und größter Sorgfalt weitergeführt worden. Erfreulicher noch als diese fortschreitende Vervollkommnung der Ausgabe ist die Thatsache, daß, während zwischen Schölls und Fielitz' Ausgabe fünfunddreißig Jahre vergingen, zwischen Fielitz' und Wahles Ausgabe trotz Düntzers inzwischen erschienener Auswahl und Volksausgaben nur sechzehn Jahre liegen. Das Verlangen, Goethes Seelenleben aus dieser am vollsten sprudelnden Quelle unmittelbar kennen zu lernen, ist also entschieden im Zunehmen begriffen. Man kann diese unendlich reichhaltigen Briefe, diese vertrautesten Bekenntnisse über Werke und Werden des Dichters nicht schöner charakterisieren, als es David Friedrich Strauß gethan hat: „Ins Innere eines zart- und reichbesaiteten Dichtergemüts, dem bei seiner weitausgreifenden Thätigkeit auf den Gebieten der Poesie und Naturforschung, der Geselligkeit und der Staatsgeschäfte, die Rückkehr zu dem milden Herdfeuer einer edlen Liebe stetiges Bedürfnis blieb, lassen uns diese Briefe die tiefsten und lehrreichsten Blicke werfen."

---

[9]) Einen ungedruckten Brief Goethes, durch den ein in Strehlkes Verzeichnis fehlender Korrespondent Goethes neu eingeführt wird, hat der Urenkel des Empfängers, des Litterarhistorikers Ludwig Wachler (gest. 1858), im Aprilhefte (1899) der auch sonst sehr empfehlenswerten Monatsschrift „Der Kynast" (Oppeln und Leipzig, Verlag von Georg Maske) veröffentlicht. Der vom 24. Oktober 1819 datierte Brief dankt für Zusendung Wachlerischer Arbeiten mit den schönen Worten: „Es ist der Mühe wert, lange zu leben, und die mancherlei Pein zu ertragen, die ein unerforschlich waltendes Geschick in unsere Tage mischt, wenn wir zuletzt über uns selbst durch andere aufgeklärt werden, und das Problem unseres Strebens und Irrens sich in der Klarheit der Wirkungen auflöst, die wir hervorgebracht haben."

„Seelenbesänftigerin“ hat Goethe seine weimarische Freundin gerne genannt. Eine andere sanfte weibliche Seele, deren Umgang der stürmische junge Goethe nach Christian Stolbergs Urteil bedurfte, die mütterliche Freundin Susanna Katharina von Klettenberg, tritt zwar nicht aus einem Briefwechsel mit ihrem ruhelos strebenden Schützling, aber aus seinen späteren Darstellungen in seinem großen Bildungsromane uns voll Leben entgegen. Die mannigfachen Schilderungen des Klettenbergischen Kreises, welche im Gefolge der „Bekenntnisse einer schönen Seele“ erschienen sind, hat Adalbert von Hanstein vermehrt durch das Kapitel „Die Stillen im Lande“, das er dem ersten Bande seines Buches über die geistigen und künstlerischen Bestrebungen deutscher Frauen[10]) eingefügt hat. Nicht blos die schöne Seele selbst, sondern auch die ihr befreundete Elisabeth Textor und ihre Schwestern werden in ihrem religiösen Verhalten im Zusammenhange mit der allgemeinen religiösen Richtung geschildert. Die Jugendgeschichte einer anderen mütterlichen Freundin Goethes, Sophiens von La Roche, hat Hanstein in dem Abschnitte behandelt, in welchem er den Eindruck der Weiblichkeit auf Haller, den Klopstockischen Kreis, unter dessen Einwirkungen Sophiens zweiter Verlobter, der junge Wieland, stand, und Lessing darzustellen sucht.

Nur ungern gedenkt man bei der Erwähnung neuerer Beiträge zu Goethes Beziehungen zu weiblichen Wesen der Skizze Richard Nordhausens[11]), in welcher er einige „der Aufmerksamkeit der Porträtisten fast völlig entgangene Züge“ Goethes zu zeichnen verspricht, die sein Bild erst lebendig und ähnlich machen sollten. Während Nordhausen den ersten seiner beiden Bände „Ars amandi“ mit einer Übersetzung von Laclos' „Liaisons dangereuses“, des einmal von Schiller genannten schlüpfrigen Romans, gefüllt hat, erweist er im zweiten Goethen die bedenkliche Ehre, ausgewählten Gedichten von Byron, Heine und Lenau Ge-

[10]) Die Frauen in der Geschichte des deutschen Geisteslebens des 18. und 19. Jahrhunderts. Erstes Buch: In der Zeit des Aufschwungs des deutschen Geisteslebens. Leipzig 1899. (Verlag von Freund & Wittig).

[11]) Zehn Bücher der Liebe. Berlin o. J. (1898; Verlag von Fischer & Franke.)

sellschaft leisten zu dürfen mit Elegien und Epigrammen, einigen Liedern und den Stanzen des „Tagebuchs“. Die Phrasen, welche die Einleitung zum Preise von Goethes keuscher Nacktheit im Gegensatze zu Heines absichtlichen Nuditäten und von dem gigantischen Kampfe des „Jahrtausendmenschen“ Goethe gegen seine Begierden vorbringt, können nicht hinwegtäuschen über den abscheulichen Mißbrauch, der hier mit Goethes wie mit Byrons, Heines und Lenaus Dichtung getrieben wird. Weder der Psychologe noch die Goethephilologie werden Herrn Nordhausen Dank wissen für seine Entdeckung: Goethe habe in „Lilis Park“ mit voller Meisterschaft und Anschaulichkeit das sadistische Problem behandelt. „Schlecht und modern!“ — mit diesem Faustwort lassen wir auch diese Schmutzwelle zurückprallen von dem Fußgestell des Goethedenkmals, das er selbst in seinen gesammelten Dichtungen sich errichtet hat. Die besondere Lebensbeziehung, den Konfessionscharakter einer bestimmten Gruppe unter seinen Gedichten nachzuweisen, hat sich dagegen Wilhelm Heinzelmann[12]) zur Aufgabe eines Vortrags gestellt. Aus der seit 1806 die Überschrift „Vermischte Gedichte“ tragenden Abteilung hat Heinzelmann zwölf in zeitlicher Reihenfolge als „Geniusdichtungen“ zusammengestellt: 1772 Wanderers Sturmlied; 1773 Mahomets Gesang, Adler und Taube; 1774 An Schwager Kronos, Prometheus; 1776 Seefahrt; 1778 Ganymed; 1779 Gesang der Geister über den Wassern; 1780 Meine Göttin, Grenzen der Menschheit; 1782 Das Göttliche. In ihnen, die er wieder in zwei Gruppen 1772—79 und 1779—82 einteilt, will er Stufen und Wendepunkte von Goethes innerer Entwickelung so deutlich erkennen, daß er sogar glaubt, in einer graphischen Darstellung die Zickzacklinie der Entwickelung anschaulich machen zu können. Darnach würde Prometheus wegen seiner religionsfeindlichen Stimmung — nicht Gesinnung — den „Tiefpunkt der Entwickelung des Genius“ bedeuten, mit der „Harzreise“ der erste, nach geringen Schwankungen in „Meiner Göttin“ und dem „Gött-

[12]) Goethes Odendichtung aus den Jahren 1772—1782. Sonderabdruck aus den Jahrbüchern der kgl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Neue Folge, Heft XXIV. Erfurt 1898 (Verlag von Karl Villerot).

lichen" noch übertroffene Höhepunkt erreicht sein. Zur Erklärung zieht der Vortragende auch noch andere Gedichte, wie z. B. „Pilgers Morgenlied" heran, und zu den Oden in freien Rhythmen würde dies und ein paar andere ja mit mehr Recht gehören als die in ziemlich ungestörten reimlosen Trochäen abgefaßte „Seefahrt". Daß im einzelnen auch die zeitliche Feststellung nicht unanfechtbar ist und dadurch die graphische Tafel wankend wird, läßt sich auch nicht verschweigen. Bernays-Hirzel haben den von Heinzelmann für 1778 angesetzten „Ganymed" der Frankfurter Periode zugewiesen, und ein Beweis für das Gegenteil ist auch durch die Erschließung des Goethearchivs nicht erbracht worden. Wichtige Zeugnisse für Goethes Entwickelung bilden ja die zwölf zusammengestellten Gedichte zweifellos, aber durch ihre Verwertung in der von Heinzelmann versuchten Art wird die Einsicht in Goethes Entwickelung wenig gefördert. Einen anspruchlosen aber anziehenden Überblick über den Zusammenhang von Goethes Lyrik und Liebesverhältnissen hat Ernst Martin im zweiten Teile seines Vortrages „Über Goethe insbesondere als Lyriker" gegeben, dem er einen ersten Bericht über die Bemühungen um das „Straßburger Standbild des jungen Goethe" anreihte.[13]) Im ersten Teile seines Vortrages geht Martin aus von Goethes Auffassung des Gelegenheitsgedichtes. Aus dem, was der Dichter bei einem bestimmten Vorfall oder in einer besonderen Lage wirklich gefühlt habe, müsse es hervorgehen, zugleich aber ein Gemeingefühl aussprechen, denn fortwirken könne nur das, was einen Widerhall in der fremden Brust erwecke. Ich meine doch, daß Martin Goethe dies Gemeingefühl in Hinsicht auf Staat und Nation zu scharf abgesprochen hat. Wie wußte der Dichter es doch in der letzten großen Rede seines Hermann nach der Verlobung zum Ausdruck zu bringen! Martin stellt Goethe als dem deutschen Dichter der Weltlitteratur Schiller als unseren Nationaldichter entgegen. Das rein Menschliche erscheine bei keinem Neueren so vollkommen wiedergegeben. Mit ganz besonderer Teilnahme und Freude folgt man, wenn ein Kenner des germanischen Altertums wie Martin das Fortleben von dessen

[13]) Sonderabdruck aus dem XV. Bande des „Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Litteratur Elsaß-Lothringens." Straßburg 1899.

Geist in Schillers Dichtungen, zahlreiche Übereinstimmungen zwischen Schillers Dichtungen und den altgermanischen hervorhebt: „Schillers jugendliche Helden haben alle etwas von der Siegfriedsnatur; ihr reines Herz ist zu vertrauensselig.“ Im Wallenstein erinnert Butler mit seinem unversöhnlichen Hasse, mit seiner Tücke, an den grimmen Hagen von Tronje. Die Jungfrau von Orleans, unbesieglich so lange sie nicht Liebe fühle, gleiche einer Walküre. Zu den Versen im „Siegesfeste“ zum Preise des Ruhmes als der Güter höchstes zitiert Martin aus dem „Beowulf“: „Es wirke, dem es vergönnt ist, Rühmliches vor dem Tode! das wird dem Gefolgshelden, wenn er nicht mehr lebt, das glücklichste sein!“ Dunois' Mahnruf von der Pflicht des Volkes, sich für seinen König zu opfern, würden nach Martin auch „Beowulf und die Germania des Tacitus als Pflicht des Gefolges in altgermanischer Zeit“ fordern. Aber auch Goethes Verbindung mit Frau von Stein glaubt Martin „am richtigsten zu erfassen, wenn wir sie mit der hohen Minne unserer altdeutschen Ritterdichter vergleichen“. Die „minniglichen Anschauungen“, wie sie in der italienischen Renaissance sich umgestaltet hatten, erfüllten auch Goethes Tasso.

Martins Vortrag ist gleich den am Schlusse des vorangehenden Berichtes besprochenen „Straßburger Vorträgen“ im Hinblick auf das für Straßburg geplante Denkmal des jungen Goethe gehalten. „Zum Besten des Straßburger Goethe-Denkmals“ hat auch Richard W e i ß e n f e l s seine wirklich hervorragende Schilderung „Der junge Goethe“ [14]) veröffentlicht. Das eindringende Sonderstudium, von dem der erste Band seines umfangreichen Werkes „Goethe im Sturm und Drang“ Zeugnis ablegte (vgl. XI, 282) befähigt Weißenfels nun im engen Rahmen eines Vortrags ein lebensvoll anschauliches Bild der Entwickelung und Eigenart des jungen Goethe zu geben. Von besonderem Interesse erscheint dabei sein Bemühen den Begriff des jungen Goethe, wie er zuerst von Tieck aufgestellt wurde, zeitlich zu bestimmen. Die Ansetzung der zweiten Schweizerreise, 1779, als Scheidegrenze wird von Weißenfels wohl begründet. Sehr gut wird von ihm auch die doppelseitige Stimmung

[14]) Freiburg i. B. 1899 (Verlag von J. C. B. Mohr, Paul Siebeck).

des Sturm und Drangs, die weich empfindsame und kraftvoll titanenhafte gekennzeichnet. Durchaus zutreffend hebt Weißenfels dabei hervor, daß in „Werthers Leiden“ nicht allein, wie man gewöhnlich meint, die erstere ihren Triumph feiert. Der Selbstmord Werthers erscheine nicht als bloße That der Schwäche sondern zugleich „als moralischer Sieg Werthers über das Philistertum in der Gesellschaft, als eine Selbstbefreiung des Einzelnen aus den Fesseln der Gesellschaft, der Allgemeinheit, mystisch verherrlicht als Rückkehr des Individuums in die Natur, als Aufgehen in das Universum.“

Die Vorstellung von dem jungen Goethe, wie sie aus Weißenfels' Skizze so prächtig uns entgegentritt, war vor vierundzwanzig Jahren, als Bernays-Hirzels Sammlung zuerst das litterarische Denkmal des von den Romantikern einstens gefeierten „jungen Goethe“ wieder aufstellte, nur wenigen vertraut. Die drei Bände haben seitdem eine werbende Wirkung ausgeübt, und man begreift, daß Bernays seine Ausgabe selbst wieder als ein historisches Dokument betrachtete und beim Abdruck von 1887 keine Änderung vornahm, obwohl eine Ergänzung durch das zwischen 1875 und 1887 angesammelte, inzwischen wieder reich vermehrte Material sehr erwünscht wäre. Die neuere Goetheforschung ist, man braucht nur an Scherers Untersuchungen „Aus Goethes Frühzeit“ und Minor-Sauers „Studien zur Goethephilologie“ zu erinnern vielfach von der Bernays-Hirzelschen Sammlung ausgegangen: sie bildet einen Markstein in der deutschen Goethelitteratur.

Wie unablässig Michael Bernays selbst an der Vertiefung dieser Studien weiter gearbeitet hat, habe ich erst im vorjährigen Bande der Hochstiftsberichte (XIV, 156) bei Besprechung des zweiten Bandes seiner Schriften „Zur neueren Litteraturgeschichte“ zu rühmen gehabt. Dem dort ausgesprochenen Bedauern aber, daß wir durch seinen zu frühen Tod statt der geplanten vier Bände seiner kleineren „Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte“ nur zwei erhalten hatten, kann ich nun, dank der Entschlußänderung von Frau Professor Bernays, doch noch die freudige Begrüßung zweier weiterer, die Sammlung abschließender Bände[15]) folgen lassen.

[15]) Zur neueren und neuesten Litteraturgeschichte. 1899. Dritter Bd., Leipzig (G. J. Göschensche Verlagshandlung). Vierter Band, Berlin (B. Behrs Verlag).

Um ihre Herausgabe hat sich Georg Witkowski, dessen Sorgfalt wir schon das „Schriftenverzeichnis" im zweiten Bande verdanken, aufs neue verdient gemacht. Für Bernays' Betrachtungsweise gab es eigentlich nichts Einzelnes: er stellte sofort jede Einzelerscheinung, der er eine philologische Akribie zuwendete, als ob ihre Ergründung seine Hauptaufgabe wäre, in den geschichtlichen Zusammenhang. Die „Fülle der Gesichte", die ihm wie keinem anderen Litterarhistoriker aus alter und neuerer Litteratur vertraut waren, ließ ihn überall die lebendige Entwickelung, ihre Vorbedingungen und Wirkungen erschauen und durchdringen. Er erläuterte uns die Eigenheit der Exposition bei Shakespeare durch ihren Vergleich mit Racine, machte ein Bild bei Äschylos durch ein paar Verse aus Richard Wagners Nibelungendichtung anschaulich, stellte „Wilhelm Meister" mit „Don Quixote" und „Tristram Shandy" vergleichend zusammen, wies „Hermann und Dorothea" den Platz an innerhalb der Nachwirkungen Homerischer und Vergilischer Epik. Wer so die Gesamtheit der „Weltlitteratur" im Goethischen Sinne stets lebendig vor Augen hatte und doch überall das liebevolle Verständnis der vaterländischen Dichtung als wichtigste Aufgabe zu pflegen bestrebt war, der mußte natürlich überall auch wieder auf Goethe und Schiller als den Höhepunkt der deutschen Litteratur verweisen. Und so finden wir denn auch in den Studien „Zu Shakespeare", mit denen Witkowski die beiden Nachlaßbände eröffnet, wie in den Charakteristiken Welckers und Löbells, Uhlands und Scheffels, in den Kritiken „Zur neuesten Litteratur" wie in der großen, für Bernays besonders charakteristischen Abhandlung „Zur Lehre von den Zitaten und Noten" fortwährend Goethe und Schiller herangezogen. Indem Bernays den Zusammenhang von Uhlands Forscherthätigkeit mit den allgemeinen Bemühungen um wissenschaftliche Erweckung des germanischen Altertums schildert, kommt er auch auf Goethes Maskenzug „Die romantische Poesie" zu sprechen. Ein so frischer Quell vaterländischer und poetischer Begeisterung habe sich durch den Anbruch der deutschen Vorwelt ergossen, daß selbst Goethe, der „seinen Geist fast ausschließend einem mild verklärten Hellenentum befreundet hatte, in einer seiner sinnvollsten Gelegenheitsdichtungen die Riesen- und Wundergestalten

der romantischen Poesie auftreten ließ. Seine bald festgeschlossenen, bald sanftbewegten Verse erschienen wie von einem Abglanz mittelalterlicher Pracht beleuchtet, jedes Wort mußte darthun, wie liebevoll er das Eigentümliche auch dieser Welt erfaßt hatte, die ihm seit den Tagen seiner Jugend nie völlig fremd geworden war". Uhland selbst hat nach Bernays' Urteil außer von Novalis[16]) nur von Goethes Lyrik einen wahrnehmbaren, von ihm selbst deutlich empfundenen Einfluß empfangen. Und nirgends sei „das innige Anerkennen Goethes zu einem so edlen künstlerischen Ausdruck gebracht worden" wie in Uhlands „Münstersage". Goethes herbe Äußerungen mußten bei diesem Verhältnis den schwäbischen Dichter um so empfindlicher berühren.

Über Goethes Beziehungen zum klassischen Altertum unterrichtet uns Bernays' indem er den Ausdruck „Triumvirn" in der fünften der römischen Elegien richtig deutet. Schon Josef Scaliger hatte in seinen Gesprächen von Catullus, Tibullus und Propertius geäußert: „Hi tres dicti sunt triumviri amoris", und seitdem ward die Bezeichnung in vielen Ausgaben der drei römischen Lyriker erwähnt. Mit philologischer Lektüre blieb Goethe von Jugend an vertraut. Auch sein rätselhaftes Zitat: „Sufflaminandus est. Aug. dix. op. Sen. Decl. 4" in den Ephemerides der Straßburger Zeit enthält nicht, wie der Herausgeber des Notizbuches, Ernst Martin, meinte, einen Irrtum Goethes. In den Deklamationen des Rhetors Annäus Seneka spricht Augustus das Wort. Goethe hat aber, nach Bernays' weiterer Untersuchung, das Zitat wahrscheinlich nicht der Quelle selbst entlehnt. Ben Jonson hatte es auf Shakespeare angewendet; von dort ist es schon 1709 in die Shakespearebiographien übergegangen, und so steht es in Goethes Aufzeichnungen gleich nach einem Verweise auf Shakespeares Dichtung. Die Bemerkungen „Zu Burkhardts klassischen Findlingen" berichtigen Angaben über Briefe Goethes aus dem Jahre 1812 an Karoline

[16]) Bruno Wille bringt in seiner Einleitung zu Karl Meißners Ausgabe von „Novalis sämmtlichen Werken", Florenz und Leipzig 1898 (Verlegt bei Eugen Diederichs), nichts Bemerkenswertes über Novalis' Verhältnis zu Goethe und Schiller.

Pichler und Frau von Bließ. Die Rezension des schlecht zusammengestoppelten Buches von Gg. Zimmermann über Merck, deren von Bernays selbst noch gewünschter Neudruck übrigens sehr entbehrlich gewesen wäre, verweist auf Goethes treu beratenden Jugendgefährten. Die begeisterte Kritik über Friederike Großmanns schauspielerische Leistungen gipfelt in dem Lobe ihrer Darstellung der Marianne in Goethes „Geschwistern". Natürlich wird hier und in den andern fünf Beiträgen der Gruppe „Zum deutschen Drama und Theater" der Theaterleitung Goethes und seiner Regeln für Schauspieler öfters gedacht, aber mehr noch tritt hier Schiller in den Vordergrund. Eine kurze Parallele zwischen der Anlage des „König Ödipus" und des „Wallenstein" finden wir in der letzten Abteilung des vierten Bandes: „Ungedrucktes", und eine fein charakterisierende Inhaltsangabe der geplanten „Malteser"-Tragödie steht in der Gruppe: „Zur klassischen Zeit der deutschen Litteratur". Mit einer vortrefflichen Betrachtung über den Charakter von Lessings Emilia Galotti wird diese Gruppe eröffnet. Es ergiebt sich dabei, wenn auch öfters vom Meister des Stils schweigend dem denkenden Leser nahegelegt, der Vergleich zwischen Lessings und Schillers dramatischer Kunst, wie in der dramaturgischen Zergliederung des Hebbelschen „Demetrius" überall offen der Vergleich mit dem Schillerischen „Demetrius"-Entwurf gezogen wird. Streift schon in den Studien „Zu Shakespeare" mancher Blick die andersgeartete Gestalt unseres nationalen Dramatikers, so wird in dem Aufsatze „Schiller auf dem Münchener Hoftheater" kräftig die Pflicht betont, vor allen ihn auf jeder deutschen Bühne zu pflegen. Der Aufsatz wurde für die Münchener Allgemeine Zeitung geschrieben, als es sich 1876 darum handelte, in München dem eben gespielten Zyklus der Shakespearischen Königsdramen die ganze Reihenfolge von Schillers dramatischen Dichtungen folgen zu lassen. Bernays vertrat gerade den Histories des englischen Dramatikers gegenüber die Ansicht, daß Schiller die Aufgabe des geschichtlichen Dramas vollkommener gelöst habe, als man ihm meistens zugestehen möge. Er habe die dem echten Dramatiker, der aus der Geschichte schöpfen wolle, gestellte Aufgabe gelöst, „dem Geiste der Geschichte treu zu bleiben, und dennoch ihren Stoff durch die Weihe der Poesie zu läutern

und aus den Grenzen einer eng begrenzten Wirklichkeit herauszuführen. Die Bedingungen des Kunstwerks können ihn nötigen, die geschichtlichen Thatsachen im einzelnen umzubilden, und in vielen Fällen wird er durch eigne Erfindung die lückenhafte Überlieferung ergänzen müssen. Wenn er aber seinen künstlerischen Vorteil zu erkennen und seiner künstlerischen Pflicht zu genügen vermag, so wird er sich von den äußeren Thatsachen und Begebenheiten, welche die Geschichte liefert, nur darum entfernen, um den geistigen Gehalt, der in ihnen ruht, um so voller und reiner ans Licht hervorzuheben. Der Dichter mag in künstlerischer Freiheit mit dem von der Geschichte dargebotenen Stoffe schalten, nicht um Fremdartiges ihm aufzudringen, sondern um alles scheinbar Zufällige ihm abzustreifen, durch das Gesetz innerer Notwendigkeit die einzelnen Teile der Handlung zu einem untrennbaren Ganzen zu verbinden und so in einem gewissen Sinne wahrer zu sein als die Geschichte selbst". Diese schwere Aufgabe habe Schiller mit bewunderungswürdiger Ausdauer, wie die Quellenstudien in seinem dramatischen Nachlasse bewiesen, und mit glücklichem Gelingen bestanden. Die so geschaffenen Dramen unter möglichster Wahrung ihrer dichterischen Vorzüge den Rücksichten des modernen Theaters anzupassen, haben 1876 Bernays und Ernst von Possart, der bühnenkundige Litterarhistoriker und der hochgebildete Schauspieler, in vereinter Arbeit sich bemüht. Bernays, der den trostlosen Verfall des deutschen Schauspiels so scharf erkannte, daß er zu spotten liebte: den besten Beweis für die Langmut Gottes liefere die Existenz des deutschen Theaters, gab sich damals doch der Hoffnung hin, durch den so vorbereiteten Schillerzyklus im Münchener Hoftheater könnte ein für alle deutschen Bühnen maßgebender einheitlicher Normaltext Schillers hergestellt und dem bald unverständigen bald böswilligen Zusammenstreichen durch die Durchschnittsregisseure ein höchst notwendiger Zügel angelegt werden.

Der Schiller-Goethelitteratur gehören auch die vier größeren Fragmente aus dem Nachlasse an. Als ein Gegenstück zu der im ersten Bande stehenden Anzeige von Vollmers Ausgabe des Goethe-Schillerischen Briefwechsels erscheint die nicht zu Ende geführte Besprechung von Vollmers mustergiltiger Ausgabe des Cotta-

Schillerischen Briefwechsels. Von der Rezension des Goethischen Briefwechsels mit den Brüdern Humboldt, die jedenfalls eine ausführliche Darstellung ihrer Beziehungen enthalten sollte, konnte nur der einleitende Abschnitt mitgeteilt werden, in dem nun der Gegensatz zwischen Goethes und Alexander von Humboldts naturwissenschaftlichen Grundsätzen doch zu einseitig hervortritt. Ganz der Arbeitsart von Bernays würde es entsprechen, wenn die Beschäftigung mit dem Goethe-Humboldtischen Briefwechsel ihn zu einer eigenen erneuten Erörterung von Wilhelm von Humboldts Buch über „Hermann und Dorothea" veranlaßt hätte. Doch ist diese Besprechung wohl eher durch Hettners Neuausgabe jener „ästhetischen Versuche" von 1799 hervorgerufen worden. Bernays kommt, nachdem er Humboldts Abhängigkeit von der Schillerischen Ästhetik betont hat, zu einer sehr ungünstigen Beurteilung des schon von Goethe und Schiller zur Seite geschobenen Buches. Er findet in ihm die Unart des achtzehnten Jahrhunderts, „alles in der Beschränktheit des Subjekts zu suchen und den geschichtlichen Mächten kein Recht auf dasselbe einzuräumen" noch zu guter Letzt hier vollkommen entwickelt. Die geschichtliche Betrachtung neben der rein ästhetischen zu verwerten, wäre Humboldt durch Wolfs Prolegomena nahe gelegt gewesen. Wie Wolfs Homerstudien zur Erklärung von „Hermann und Dorothea" heranzuziehen wären, das wollte Bernays in einem besonderen Aufsatze über das Goethische Epos, von dem indessen wiederum nur die Einleitung vorliegt, zeigen. Für die Goethephilologie ganz besonders beherzigenswert erscheinen die paar Sätze, welche jetzt die ein wenig zu anspruchsvolle Überschrift „Zur Methode der Litteraturgeschichte" tragen. Die Untersuchung des Äußeren müsse uns stets zur Aneignung des inneren geistigen Gehaltes anleiten; einen Schlüssel verdiene unsere peinlichste Sorgfalt nur dann, wenn er uns ein Inneres erschließe. Die Kleinkrämer, welche den wissenschaftlichen Kleinhandel um seiner selbst willen treiben, verkennen schmählich diese einfache Wahrheit: sie stöberten in der wüsten Masse des einzelnen herum, „nicht um es vor der lebendigen Anschauungskraft zu einem Ganzen zu vereinigen, sondern um es womöglich noch mehr zu zersplittern und den Geist unter einer Sintflut von Nichts zu ersticken".

Und mit Recht greift Bernays daran anschließend einen bei dem Nachspüren von Goethes Entwickelung besonders häufig begangenen Fehler noch eigens heraus. Löblich und notwendig sei es, „einen Künstler in Beziehung zu seiner Zeit, ja gar in Abhängigkeit von derselben zu erblicken und darzustellen"; aber wenn man sich einfallen lasse, „sein Können und Thun im einzelnen von äußeren Einwirkungen abzuleiten", so zerstöre man die Gesamterscheinung, die Eigenart und die Selbständigkeit des Künstlers. So entläßt uns Bernays nach den überreichen praktischen Beispielen eigener, Kleinstes und Allgemeinstes, Form und Gehalt kenntnisvoll prüfender Forschung, welche die vier Bände seiner kleinen Schriften darbieten, auch noch mit einer Mahnung, welche Grundsätze seiner eigenen Arbeitsweise scharf und eindringlich ausspricht.

Um ihre Vernachlässigung zu bedauern braucht man nur das Buch von Otto Pietsch über „Schiller als Kritiker" [17]) zur Hand zu nehmen und ihm den scharf charakterisierenden Satz aus Bernays' Fragment über Wilhelm von Humboldt entgegenzuhalten: In den nach Abschluß seiner ästhetischen Arbeiten geschriebenen räsonnierenden Briefen sei Schiller „herausgetreten aus der Enge der Theorie, ist aber im Besitze der klarsten theoretischen Einsicht und hat zugleich seinen Blick auf die unermeßliche Welt der lebendigen Kunst gerichtet". Pietsch dagegen glaubt in einer Monographie über den Kritiker Schiller gerade von diesen Briefen absehen zu können. Die Schwierigkeit der von Pietsch gewählten, höchst dankbaren Aufgabe machte freilich ihre Bewältigung sehr schwer. Schiller selbst klagte einmal darüber, daß er bei seinen ästhetisch-kritischen Arbeiten Gesetzgeber und Richter in einer Person sein müsse. Für Pietsch handelte es sich aber gerade darum, diese zweifache, in einander verschlungene Thätigkeit Schillers einmal gesondert zu betrachten, obwohl die Beurteilung des Einzelnen bei Schiller aus den allgemeinen philosophischen Grundanschauungen floß. Allerdings haben wir von der Selbstkritik der „Räuber" und der „Anthologie" bis zur Anzeige des Cottaischen Gartenkalenders (Oktober 1794) eine Reihe eigentlicher Rezensionen, aber auf sie konnte Pietsch

[17]) Königsberg i. Pr. 1898 (Gräfe & Unzers Buchhandlung).

sich selbstverständlich nicht beschränken. Auch die zerstreuten kritischen Urteile von der medizinisch-philosophischen Schularbeit an bis zum Vorwort der „Braut von Messina", von den Briefen an den Intendanten von Dalberg bis zum letzten Schreiben an Körner (25. April 1805), waren auszusuchen und für das Gesamtbild des Kritikers Schiller zu verwerten. Dieser Schwierigkeit der Scheidung zwischen der spekulativ-ästhetischen und der kritisch-richterlichen Thätigkeit zeigt sich Pietsch nicht gewachsen. Wiederholt, bei Besprechung der Mannheimer Rede (S. 24) wie der Aufsätze über die Tragödie (S. 68 f.) wird die Betrachtung des Kritikers Schiller völlig zurückgedrängt durch die des Philosophen Schiller. Die Darstellung wird noch anfechtbarer durch eine von Pietsch aufgestellte These. In der Mischung einer stark künstlerischen und stark moralischen Veranlagung sieht Pietsch mit vollem Rechte die Eigenart von Schillers geistiger Persönlichkeit. Nicht Recht aber hat er mit seiner Folgerung: Schillers philosophisch-ästhetische Schriften würden durch seine moralische Persönlichkeit, die einzelnen kritischen Urteile durch seine unmittelbare künstlerische Intuition bestimmt. Dabei leite ihn das aus seiner dichterischen Praxis hervorgehende Kunstgefühl sicherer als seine theoretischen Philosopheme. Gerade in der bedeutendsten aller Schillerischen Rezensionen, den beiden Teilen der gegen Bürger gerichteten Kritik, spielt Schillers moralisches Empfinden eine entscheidende Rolle, und beim „Egmont" behauptet Pietsch sogar, die starke Präponderanz des Moralischen habe ihn an der richtigen Erkenntnis des Kunstwerks gehindert. In den herben brieflichen und Xenienurteilen über Friedrich Schlegel, mit dem Schiller als ästhetischer Theoretiker sich wohl hätte verständigen können, und den Äußerungen über Tieck wirkt die moralische Abneigung gegen das anmaßende Auftreten der jungen Herren sehr stark mit. Und andrerseits wird er durch Herders einseitig moralisierende Auffassung zu herben Urteilen über Herder veranlaßt. Aber von dieser Kritik über Herder und Tieck ist ebensowenig wie von manchen andern in dem vorliegenden Buche die Rede. Mochte die praktisch geübte Kritik des Dramaturgen unberücksichtigt bleiben, so mußte doch jene des Almanach- und Horenredakteurs, über die wir auch, abgesehen von dem erregten Briefwechsel

mit Fichte, manche Zeugnisse haben, betrachtet werden. Die Xenien sind keineswegs genügend ausgenützt. Die formale Seite der Schillerischen Rezensionen ist von Pietsch, wie es scheint, gar nicht ins Auge gefaßt worden. Wie weit bleibt seine Betrachtung der Stuttgarter Rezensionen hinter Minors gründlicher Erörterung jener Zeugnisse frühester kritischer Thätigkeit zurück. Zwar betont er (S. 36 und 64) Schillers Streben, von der subjektiven Art der Stuttgarter und Mannheimer Kritik zu einer Darlegung der „tiefsten Ursachen“ fortzuschreiten. Aber das wichtigste Denkmal dieses Übergangs, die „Briefe über Don Karlos“ werden von Pietsch nicht charakterisiert, sondern mit einer Inhaltsangabe erledigt. Bei der Besprechung der Egmontrezension werden Vorwürfe gegen Schiller erhoben, die auf einem Mißverständnis von Pietsch beruhen. Nicht aus Abneigung gegen das Symbolische hat Schiller die Traumerscheinung getadelt, wie Pietsch meint, und zwischen seiner späteren Forderung nach dem Symbolischen und jenem Tadel ist kein Widerspruch (S. 45). Was Schiller veranlaßte und berechtigte, die Klärchenvision als einen „Salto mortale in die Opernwelt“ zu tadeln, das hat von der Pfordten (s. S. 118 des vorangehenden Heftes) in seinen „Musikalischen Essays“ treffend auseinander gesetzt.

In Nebendingen sind Pietsch manche Versehen mit untergelaufen. Der Name „Karlsakademie“ wurde der herzoglichen Schöpfung nicht bereits 1775, sondern erst nach Schillers Ausscheiden verliehen (S. 1); Schiller hatte den Herzog nie um Urlaub nach Mannheim gebeten (S. 18), und nicht nach der ersten Räuberaufführung, sondern erst nach der zweiten heimlichen Mannheimer Reise erfolgte die Bestrafung. Die S. 8 ausgesprochene Vermutung, Schiller sei der Anstifter oder gar Verfasser einer überschwänglichen Anzeige der „Räuber“ in dem Augsburger Blatte „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben“ gewesen, wird nicht blos durch die S. 15 erwähnte Polemik Schillers gegen jene Zeitschrift hinfällig. Dem Verfasser der zwei strengen Selbstrezensionen in seiner eigenen Zeitschrift ist ein solches heimliches Selbstlob nicht zuzutrauen. Über die Anstellung in Jena hatten auf Antrag Weimars die vier sächsischen Höfe zu entscheiden; eine besondere

Verwendung Karl Augusts beim Herzog von Koburg-Gotha (S. 51) hat wegen Schillers Professur nicht stattgefunden. Der Ausdruck, Lessing habe geglaubt, in der Definition der tragischen Wirkung die Furcht ganz entbehren zu können (S. 73), ist wohl nicht ganz glücklich gewählt.

Während Pietsch das moralische und das ästhetische Element in Schillers Persönlichkeit in ihren Wirkungen zu unterscheiden sucht, hat Paul Geyer auch im zweiten Teile seiner Arbeit (vgl. XIV, 184) „Schillers ästhetisch-sittliche Weltanschauung"[18]) als eine einheitliche und in der Hauptsache für die Gegenwart noch maßgebende zu erläutern fortgesetzt. Außer den Briefen über ästhetische Erziehung und der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung sind erläuternde Inhaltsangaben noch gegeben von den vier kleineren Aufsätzen: Über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten, Über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen, Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände und Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst. Im Anhang ist der Gedankengang der geplanten Schrift „Kallias" nach dem Schiller-Körnerischen Briefwechsel wiedergegeben, woran sich kurze Bemerkungen über die Grundlage der Schillerischen Ästhetik und ihre Auffassung bei einigen ihrer neueren Beurteiler reihen. Die knappe und doch eindringende klare und gründliche Darstellungsart läßt Geyers Arbeit als sehr geeignet für den Schulunterricht erscheinen. Wenn er bei der Erläuterung der Abhandlung über das Naive und Sentimentalische bemerkt, daß aus der Erfassung von Goethes Eigenart das Verlangen hervorgehen mußte, „in der höheren Einheit des poetischen Ideals den Gegensatz zwischen der eigenen Empfindungsweise und der seines Antipoden auszugleichen" so ist zu erinnern, daß Christian Friedrich Kramer schon vor einigen Jahren diese Entstehungsursachen der großen kritisch-ästhetischen Arbeit Schillers im Zusammenhange mit Schillers philosophischen Entwickelung darzustellen unternommen hat.[19]) Auch

[18]) Aus seinen philosophischen Schriften gemeinverständlich erklärt. Zweiter Teil. Berlin 1898 (Weidmannsche Buchhandlung).

[19]) Über Schillers Untersuchung von naiver und sentimentalischer Dichtung. Inauguraldissertation. Leipzig 1895.

er sieht in Goethes Persönlichkeit „den letzten und entscheidenden Anstoß dazu, daß Schiller an eine strenge Analyse des Begriffes der Dichtung ging und zwischen antikem und modernem Wesen eine scharfe Grenzlinie zu ziehen unternahm“. Die Richtigkeit dieser Scheidungslinie wird durch die naiven Elemente in modernen, die sentimentalischen in hellenischen Dichtern nicht so sehr erschüttert, wie Kramer anzunehmen geneigt ist. Richtig aber ist es, daß Schiller seine Merkmale naiver Dichtung fast ausschließend aus Homer gewählt hat. Es ist mit jener Scheidung Schillers ähnlich wie mit den von Lessing im „Laokoon“ gezogenen Grenzen. Wir überschauen heut ein ungleich reicheres geschichtliches Material als Lessing und Schiller zu Gebote stand und sehen, wie oft der Grundsatz von den einzelnen Erscheinungen durchbrochen wird. Trotzdem bleibt die in beiden einflußreichen Werken getroffene Scheidung in ihrem Wesen unerschüttert bestehen. Und wie im „Laokoon“ der Gegensatz und die Ergänzung der zwei Führer in Dichtung und historischer Kunsterkenntnis, Lessing und Winckelmann, dem Werke noch besondere Anziehungskraft und Bedeutung verleihen, so wirkt auch in Schillers Abhandlung das persönliche Element des Gegensatzes und der verständigenden Ausgleichung zwischen Schiller und Goethe mit. Die Abhandlung erwächst wie ein großartiger Kommentar zu Schillers Briefen an Goethe vom 23. und 31. August 1794, in denen er Goethes Wesen und sein eigenes dem neu gewonnenen Freunde darlegte. Goethes Wort von dem damit neu für ihn angebrochenen „Frühling“, hat Hans Gerhard Gräf,[20]) der Herausgeber von Heinrich Voß' Berichten über Goethe und Schiller, in einigen Versen gefeiert, die dem Gedichte „Dornburg“ und dem „Morgen- und Nachtgespräch im Park“ zu Weimar vorangehen; die Distichen des ersteren treffen gut den Ton der Goethischen Distichen.

Schiller und Goethe erscheinen uns wieder Hand in Hand in den beiden ersten Bändchen der „Dichter-Biographieen“,[21]) welche

[20]) Lyrische Studien. Weimar 1898 (Verlag von Hans Lüstenöder).

[21]) Erster Band: Friedrich von Schiller. 1898, Nr. 3879/80. Zweiter Band: Johann Wolfgang von Goethe 1899. Nr. 3938/40. Leipzig. (Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.).

in der Reclamischen Universalbibliothek nun den bereits seit mehreren Jahren erscheinenden „Musiker-Biographieen" zur Seite treten sollen. Die Reihe der Dichter-Biographieen hat Rudolf von Gottschall mit einer Darstellung von Schillers Leben und Dichten eröffnet, und ihm ist alsbald Julius R. Haarhaus mit einer Goethebiographie nachgefolgt. Natürlich darf man an diese für weiteste Kreise bestimmten Reclambändchen nicht Anforderungen stellen wie an größere biographische Werke. Wie viel trotz der seit Jahrzehnten fortdauernden Forschung archivalische Nachprüfungen noch berichtigen können, das haben vor kurzem erst Richard Weltrichs Mitteilungen über „Schillers Vorfahren" gelehrt, die nach ihrer Veröffentlichung in der Beilage der Allgemeinen Zeitung (2. März 1899) zusammen mit einem Vortrage Ernst Müllers vom Schwäbischen Schillerverein in Buchform herausgegeben worden sind.[22]) Dem Schriftführer des Schwäbischen Schillervereins, Herrn Stadtschultheißen Traugott Haffner zu Marbach, glückten in mühevollem Durchstöbern von Rats- und Kirchenakten die von Weltrich litterarisch zusammengestellten und gesichteten Funde. Der Stammbaum der Familie Schiller gestaltet sich demnach wesentlich anders als bisher. Die Annahme eines Zusammenhanges mit dem Tiroler Adelsgeschlecht wird von Weltrich aufs entschiedenste zurückgewiesen, und sehr einfach erklärt es sich, wie der Hauptmann Schiller 1766 statt seines bisherigen Siegels zu dem der bekannten Tiroler Familie gekommen ist. Die auffallenden Worte „angebohrenes Petschaft" in seinem Revers von 1774 sind nach Weltrichs Augenscheinnahme der Urkunde gar nicht von ihm geschrieben, sondern im Formular gedruckt. Aber auch die bisher behauptete Abstammung der Familie aus Großheppach hat sich als irrig erwiesen. Der älteste nachweisbare Ahne des Dichters ist der vor 1590 zu Neustadt bürgerberechtigte Stefan Schiller. Von seinen drei Söhnen heiratete Kaspar Schiller 1646 nach Waiblingen; er trieb

[22]) Schwäbischer Schillerverein. Marbach-Stuttgart. Die dritte ordentliche Generalversammlung abgehalten am 22. April 1899 und der Rechenschaftsbericht über das Jahr 1898/99. Mit Anhang. Marbach a. N. 1899. (Vgl. dazu Eugen Palmer „Zur Geschichte des Schwäbischen Schillervereins" in der Halbmonatsschrift „Schwabenland" 1897 Nr. 3–6).

in seinem 1645 am innern Beinsteiner Thor (Nr. 12) erbauten Hause das dann in der Familie erbliche Bäckergewerbe. In dem Hause wurde 1649 des Dichters Urgroßvater Hans Kaspar geboren, der als Bäcker nach Bittenfeld übersiedelte. Dort im Hause No. 39 wurde sein Sohn Johannes, der Großvater, und Johann Kaspar, der Vater des Dichters geboren. Die Marbacher Bäckerfamilie Schiller stammte von einem Bruder Hans Kaspars, des Begründers der Bittenfelder Linie. Aus der Bittenfelder Linie ging auch der in Steinheim a. d. Murr lebende Zweig der Schiller hervor, als dessen Vertreter der zweiundzwanzigjährige studiosus philosophiae Johann Friedrich Schiller als Taufpate unseres Dichters erscheint. Die Großväter des Dichters und seines windigen Paten waren Brüder gewesen. Wenn im Gegensatze zu diesen neuen archivalischen Funden Müllers Rede über Schillers Verhältnis zu Frau Henriette von Wolzogen und ihren Kindern Charlotte und Wilhelm wie zu Wilhelms Gattin Karoline nur Bekanntes bietet, so vermag dafür Müller mit dem Hinweise auf einen noch unbekannten Teil von Karolinens Nachlaß die Mitteilung einiger Proben, Stoffskizzen zu Romanen und Novellen, den Ansatz zu einer Schilderung des Koadjutors Dalberg zu verbinden.

Wenden wir uns von diesen neuesten Schillerforschungen wieder Gottschalls Schillerbiographie zu, so dürfen wir an die langjährige litterargeschichtliche Arbeit des verdienten Veteranen erinnern. Gottschall besitzt den Vorzug, mit eigener reicher dichterischer Erfahrung an litterargeschichtliche Aufgaben herantreten zu können, hat er ja doch schon vor fast einem halben Jahrhundert in seiner damals (1854) fast ohne Vorgänger versuchten Geschichte der „Deutschen Nationallitteratur" des neunzehnten Jahrhunderts" in eigenen Kapiteln den „Musenhof zu Weimar", Schiller und Goethe vorgeführt. Pietätvoll nehmen wir nun als eine Gabe seines thätigrüstigen Alters die nochmalige und selbständige Darstellung Schillers von dem Dichter und Litteraturgeschichtschreiber in Empfang. Kleine Versehen, wie die ungenauen Angaben über Schillers Zerwürfnis mit dem Herzog (S. 42), die irrige Bezeichnung der Rheinischen Thalia als „dramatischer Monatsschrift" (S. 68) und die unrichtige Angabe über ein Zusammentreffen Matthisons und Schillers in

Stuttgart (S. 118), wie auch der Druckfehler Rost für Rast (S. 109) seien für die zweite Auflage vermerkt. S. 125 wäre deutlicher zu betonen, daß nur beim ersten Jahrgang des Musenalmanachs nicht Cotta der Verleger gewesen ist. Von einer „Bewilligung" der Schillerischen Forderungen durch den preußischen Hof (S. 164) kann man doch, wie auch wieder im neuesten Bande des Goethejahrbuchs Niethammers Brief beweist, bei dem ganzen Verlaufe der Handlung nicht reden, und für die Annahme einer Verstimmung zwischen Goethe und Schiller infolge der Kotzebueschen Intrigue giebt es keinen Anhaltspunkt. Lotte Schillers Verspottung der vereitelten Feier ist eher ein Beweis für das Gegenteil. Neben diesen bestimmt widerlegbaren Irrtümern dürfen vielleicht einige Stellen herausgegriffen werden, bei denen es sich um verschiedene Auffassung, strittige Behauptungen handelt. Als zwischen beiden Gruppen schwankend wäre wohl der Satz (S. 11) anzusehen, dem vielgeschmähten württembergischen Herzog verdanke es das deutsche Volk, daß Schiller „ihm nicht an eine Fakultät verloren ging, die als höchste dichterische Blüte nur einen Herder zeitigen konnte". Daß Herder ohne das zu früh gewählte theologische Joch weniger im Lebenskampfe gelitten, noch Größeres geleistet hätte, mag man ohne weiteres zugeben (vgl. XI, 231). Aber das Mangelhafte in Herders „dichterischer Blüte" hat mit der Fakultät nichts zu thun. Was die Militärakademie und durch sie der Herzog Schiller genützt und geschadet hat, ist von Weltrich so gründlich erörtert, daß man vor allgemeinen, großtönenden Schlagworten darüber sich hüten muß. Auch das den medizinisch-philosophischen Jugendarbeiten gespendete Lob — die deutschen Gedankensysteme der Zukunft hätten in des Karlsschülers ahnungsvolle Seele gleichsam ihre Schatten geworfen — hält Minors und Weltrichs Prüfung gegenüber fast ebensowenig Stand, wie gegenüber Minors eindringender Erörterung Gottschalls Behauptung, „Kabale und Liebe" sei frei von jeder Einwirkung Shakespeares geblieben (S. 64). Fein und beachtenswert ist Gottschalls Hinweis auf die Läuterung von Schillers dramatischer Prosa in den Szenen des „Menschenfeindes". Im Gegensatz zu der gewöhnlichen Auffassung steht Gottschall, indem er im „Wallenstein" zwar den mächtigen Grenzstein zwischen

der zweiten und der dritten Epoche Schillers“ (S. 147), aber doch mehr den Abschluß der durch Reflexion gelähmten Schöpfungsperiode, (S. 70) als die Einleitung der gereiften Werke sieht. Vor der wiederholt von ihm für den „Wallenstein“ gebrauchten Bezeichnung Trilogie hat Gottschall selbst S. 148 als unzutreffend gewarnt. Erstaunt bin ich, daß Gottschall sich in Verurteilung der „Xenien“ gar nicht genug thun kann. Alle litterarischen Rücksichtslosigkeiten und Ungezogenheiten der Zukunft seien durch dies beklagenswerte Beispiel (S. 136), diesen unserer großen Dichter unwürdigen Akt litterarischer Überhebung (S. 120), ermutigt worden. So entgegengesetzt meine Überzeugung von der Heilsamkeit, ja Notwendigkeit des gewaltigen Xeniengewitters der Klage Gottschalls ist, so bietet der Xenienstreit doch immerhin Gründe für seine Vorwürfe. Aber die alte Beschuldigung, daß Goethe den Freund zu dem Abenteuer verführt habe, durfte nicht wieder vorgebracht werden, denn ihre Haltlosigkeit ist durch Schillers Briefwechsel erwiesen. Daß Gottschall mit der Behauptung, Körners opferlustiges Eintreten sei für Schillers Entwickelung nicht vorteilhaft gewesen, sich in Widerspruch mit sämtlichen bisherigen Biographen setzt, hat er selbst hervorgehoben (S. 74). Gottschall glaubt eben, daß Schiller den Gewinn aus seinen geschichtlichen und philosophischen Studien durch die jahrelange Abwendung von der Poesie und Bühne viel zu teuer erkauft habe. Der Instinkt des großen und kühnen Entwurfes der „Räuber“ sei über all der kunstkritischen Prüfung dem Dichter des „Wallenstein“ abhanden gekommen, „Goethes Einwirkung auf die Schönheit und den stilvollen Adel künstlerischer Form bestärkte die Lyrik Schillers in der mythologischen Haltung, zu welcher der Dichter schon früher neigte, gab aber seiner Dramatik noch mehr jenen getragenen Ton, durch welchen die kühnere Charakteristik, wie sie Schillers ursprünglicher Begabung und seinen Erstlingswerken eigen war, nur hindurchzuschimmern vermochte, während der geniale Humor in ihr gänzlich verlöscht war.“ Gottschall neigt also für Schiller jener grundsätzlichen Auffassung zu, wie sie für Goethe Weitbrecht in seinem Buche „Diesseits von Weimar“ (vgl. XII, 168) vertreten hat. In Haarhaus' Goethebiographie herrscht dagegen das Bestreben vor, jede Kunstrichtung unter Aus-

schließung solcher grundsätzlicher Fragestellung in ihren Wirkungen zu schildern.

Haarhaus' Geschick, seine gründliche Goethekenntnis in leicht populärer Darstellung zu verwerten, ward schon XIII, 312 bei Besprechung seines Versuches gerühmt, den Besuchern Italiens überall Goethe als Führer und Begleiter mitzugeben. Den beiden Bändchen ließ er inzwischen einen dritten folgen „Auf Goethes Spuren in Unteritalien",[23]) der die gleichen Vorzüge wie die Betrachtung von Goethes Aufenthalt in Nord- und Mittelitalien aufweist. Die Nachweise für Goethes Aufenthalt in Neapel, Palermo und für seine Durchquerung Siziliens sind überall mit guter Kenntnis gegeben. In den Litteraturnachweisen hat er sich auf die Goethe selbst zugänglichen Werke beschränkt, also weder Tredes Schilderungen für das neapolitanische Volksleben noch Graf Schacks begeisterte Anpreisung von Palermos Umgebung und Bauwerken erwähnt. Wünschen möchte man, daß bei Besprechung von Goethes Schilderung der Tollheiten des Prinzen von Palagonia doch auch der romantischen Auffassung des Prinzen in Achim von Arnims Roman „Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores" (1809) Erwähnung geschähe. Im zweiten Bande des herrlichen Romans ist der Schauplatz Sizilien. Es verlohnte vielleicht auch einmal die Untersuchung, ob Arnim für die Reise der Fürstin nach Italien bestimmte Persönlichkeiten im Auge gehabt hat. Goethes italienische Reise ist außer von Haarhaus auch im zweiten Teile von Hermann Beckers Programm „Goethe als Geograph" [24]) neuerdings erläutert worden. Während der erste Teil von Beckers Arbeit sich innerhalb der deutschen Reichsgrenzen gehalten hatte (vgl. XI, 204), stellt der zweite Goethes Reisebeobachtungen aus Tirol und Böhmen, aus den an Oberschlesien angrenzenden Teil von Polen, aus der Schweiz und Italien zusammen. Aber auch was Goethe blos auf Grund von Erzählungen und litterarischen

[23]) Dritter Teil. Kennst du das Land? Eine Büchersammlung für die Freunde Italiens. Neunter Band. Leipzig 1897 (Druck und Verlag von C. G. Naumann).

[24]) Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der neunten städtischen Realschule zu Berlin 1898 (R. Gärtners Verlagsbuchhandlung. Progr. Nr. 125).

*

Erzeugnissen über Wien und Petersburg, über Russen, Serben, Albanesen, Neugriechen geurteilt hat, reiht Becker den eigenen Reisebeobachtungen an. Die in Frankreich durch Augenschein, aus England und Amerika durch Berichte gewonnenen Eindrücke werden wohl einem dritten Teile vorbehalten bleiben, von dem man nur wünschen möchte, daß durch Herausarbeiten maßgebender Gesichtspunkte das jetzt mechanisch ausgezogene und zusammengestoppelte Material an Wert gewinne. Zwar läßt sich für Goethe in keinem Falle ein bedeutender Einfluß auf das geographische Studium nachweisen, wie F. W. Paul Lehmann dies schon 1883 für Herder unternommen hat. Becker hat überdies durch Ausscheidung der geologischen und der meteorologischen Gesichtspunkte, auf die Goethe selbst bei allen seinen Reisen stets besonders hinwies, seine Arbeit um den eigentlich naturwissenschaftlichen Teil verkürzt und von Goethes Beobachtungsmethode auf Reisen ein ungenügendes Bild gegeben. Aber auch die äußerliche Zusammenstellung von Goethes Äußerungen über Land und Leute leidet unter dem Fehler, daß Becker eigne und benützte fremde Beobachtungen bei Goethe nicht genügend auseinander gehalten hat. Haarhaus ist in seinen populären Erläuterungen zur italienischen Reise darin sorgfältiger verfahren. Seine Goethebiographie, ebenfalls für weite Leserkreise berechnet, bietet auf knappem Raume eine frische und gelungene Zusammenfassung. Wenn man sich angesichts der Masse der Einzeluntersuchungen in der Goethelitteratur oft des beklemmenden Zweifels über die Ersprießlichkeit solch kleinlicher Kärrnerarbeit nicht erwehren kann, so liefert ein solches populäres Büchlein den beruhigenden Beweis, daß die Arbeit der Zunftgenossen doch den Hauptzweck: bessere Erkenntnis der ganzen, unvergleichlichen Erscheinung Goethes, wirklich gefördert hat. Ein Goethebüchlein wie der vorliegende Reclamband von Haarhaus wäre noch vor zwanzig Jahren nicht möglich gewesen.

Welche Fülle von Vorurteilen, falschen Schlüssen aus lückenhaftem und unzuverlässigem Material findet man doch in den älteren Goethebiographien, als deren verbreitetste ja wohl Lewes anzusehen ist. Man braucht als Belege dafür nur an die herkömmlichen Urteile über das Verhältnis zu Friederike Brion und Christiane

Vulpius zu erinnern. Die Veröffentlichung von Frau Rats und Goethes eigenen Briefen an Christiane, zu denen der neueste Band des Jahrbuchs wieder einen so überzeugenden Beweis von der Innigkeit des Verhältnisses geliefert hat, mußte hierin allmählich eine Wandlung herbeiführen. Goethes amtliche Wirksamkeit, seine naturwissenschaftlichen Arbeiten — Haarhaus hätte nur nicht durch das Streben nach Kürze sich verleiten lassen dürfen, S. 152 von einer Entdeckung „des menschlichen Zwischenkiefers" zu reden —, die Eigenart des „westöstlichen Divans" und die Vorzüge der „Wanderjahre" sind in Haarhaus' Darstellung zu ihrem Rechte gekommen. Wenn er auch an der Erziehungsmethode der pädagogischen Provinz Anstoß nimmt, so empfiehlt er doch das Studium des „eigenartigen Lehrbuchs der höchsten Lebensweisheit", in dem viele Aussprüche und Ansichten Goethes stehen, die „der Feder unserer modernsten Sozialpolitiker entflossen sein könnten". Selbst vorurteilsbelastete Werke wie „Epimenides", der bei den Zeitgenossen keineswegs die ihm von Haarhaus (S. 266) zugeschriebene „begeisterte Aufnahme" gefunden hat, kommen zu ihrem Rechte infolge der guten Grundanlage des Büchleins. Nicht beurteilen und konstruieren, wie es etwa anders hätte sein können, sollen wir Goethes Leben und Wirken, sondern die große Naturerscheinung dieses Daseins fassen und jede einzelne Äußerung desselben nicht als willkürliche und zufällige Einzelheit, sondern als lebende, notwendige Blüte und Frucht des weithinwurzelnden und -geästeten Baumes betrachten. In diesem Sinne weist Haarhaus denn auch vor allem auf „Dichtung und Wahrheit" hin, als eine Übersicht von Goethes ganzer Lebensarbeit und aller seiner Bestrebungen (S. 257). Die wahrhaft monumentale Darstellung der historischen Ereignisse sei hier mit reizvoller Miniaturmalerei des rein Persönlichen bewundernswert verbunden.

Haarhaus hat die neuere und neueste Goethelitteratur im allgemeinen sorgfältig benutzt, so gleich im Anfang sehr hübsch Schubarts Mitteilungen über den Königsleutnant verwertet. Auf R. M. Meyers Goethebuch weist er wiederholt hin, hält sich aber strittigen Fragen gegenüber vorsichtig zurück. So sagt er vom „Satyros" ganz diplomatisch, Goethe habe in ihm „die Zeitrichtung,

die sich in der Nachahmung Rousseaus gefiel, vielleicht auch Herder oder Basedow bespöttelt". Daß in dem Walde der Goethelitteratur auch ein Wegekundiger ab und zu einen Schritt abseits vom richtigen Pfade macht, ist bei der Dichtheit der Bäume und der Massenhaftigkeit der sich kreuzenden Spuren und Zeichen, gar nicht zu vermeiden. Die irrige Angabe, daß Goethe 1778 in Potsdam Friedrich den Großen gesehen habe, ist von mir selbst mitverschuldet, da ich Goedekes irreführenden Wortlaut nicht im Text geändert, sondern nur nachträglich (Grundriß IV, 766) richtig gestellt habe. Wohl durch die Haarhaus auferlegte Raumbeschränkung sind einige leicht mißzuverstehende Kürzungen im Ausdruck verschuldet worden. So könnte man nach S. 65 annehmen, daß Lenz' Wahnsinn schon vor seiner Reise nach Weimar ausgebrochen sei, und nach S. 98 müßte man glauben, die Xenien wären anonym erschienen, was Haarhaus natürlich nicht sagen wollte. Ebenso verleitete nur die angestrebte Kürze den Verfasser zu einem Satze, der jetzt besagt, Goethe habe im Frühjahr 1780 der Herzogin Anna Amalia das Helenafragment vorgelesen, während Haarhaus zweifellos das Faustfragment meinte. Die Erwähnung von Ereignissen aus der Zeit des zweiten römischen Aufenthalts vor der Reise nach Sizilien (S. 171) ist eben bei dem populären Zwecke des Büchleins sehr leicht irreführend. Hie und da bedarf der sprachliche Ausdruck einer kleinen Verbesserung. Die von Karl August gewährte Verlängerung des Urlaubs muß doch nicht gerade „in wahrhaft generöser Weise" erfolgen. Sachlich möchte ich für die nächste Auflage des hoffentlich rasch sich verbreitenden Büchleins zur Richtigstellung empfehlen: Die Bedenken Lessings gegen den „Götz" und der verständnislose Tadel Friedrichs des Großen sollten doch nicht als gleich unbegründet hingestellt werden (S. 89); nicht durch Lessings Einverständnis mit der spinozistischen Tendenz des Goethischen „Prometheus", sondern durch die Enthüllung dieses Einverständnisses nach Lessings Tod und durch Jacobis Nachweis von Mendelssohns Unkenntnis der Spinozistischen Philosophie wurde Mendelssohn in krankhafte Aufregung versetzt. Mösers „patriotische Fantasieen" sind keineswegs „im Sinne der Reformbestrebungen Friedrichs II. und Josefs II." geschrieben (S. 110).

Mit seiner geschichtlichen Auffassung und Liebe zum Altherkömmlichen steht Möser vielmehr den Bestrebungen des aufgeklärten Absolutismus wie der Aufklärung überhaupt vielfach ablehnend gegenüber. Er verlangt Pflege des Einheimischen und lehnt die aus der Fremde entliehene Schablone ab. Die Gesinnung des Goethischen Hermanns und die Anklage des 58. der Venetianischen Epigramme würde seinen Grundsätzen entsprochen haben. Zu Haarhaus' Inhaltsangabe der „Natürlichen Tochter“ (S. 229) möchte ich doch bemerken, daß allerdings auch Düntzer annimmt, der verderbenbringende Befehl gegen Eugenie sei vom König selbst erlassen worden. Schröer dagegen (Kürschners Goetheausgabe IX, 259) meint, Goethe lasse den König nichts ahnen von der Missethat, zu der sein Name mißbraucht werde. In den „Memoiren“, der Quelle des Stückes, glaubt der König so gut wie der Vater selbst an Stephaniens Tod. Nach Goethes Dichtung bleibt es zweifelhaft, ob der König selber die Gewaltthat angeordnet hat oder mit Unterschrift und Siegel des Ahnungslosen Mißbrauch getrieben worden sei. Gerade diese Ungewißheit konnte in der geplanten Fortsetzung als wirksames Motiv verwendet werden. Auffallend ist, wie Haarhaus dazu kommt, in Betreff Schillers altbekannte Dinge ganz falsch zu erzählen. Materiellen Vorteil brachte die gehaltlose Professur Schiller nur in sehr geringem Grade, und jedenfalls erschwerte sie ihm die Möglichkeit zu dichten. Haarhaus' Angabe, daß sie ihm erlaubte, „ohne drückende Nahrungssorgen seinen poetischen Neigungen nachzugehen“, enthält gerade das Gegenteil der Thatsache. Nicht die Professur, sondern erst die schleswig-holsteinische Unterstützung ermöglichte ihm „ernste Vertiefung in die Kantische Philosophie.“ Schillers Briefe erzählen, daß Goethe bei seiner Berufung, deren rasche Annahme den Dichter sofort reute, freundlich mitgewirkt habe. Wie kann demgegenüber Haarhaus sagen, Schiller habe wohl nicht geahnt, daß er Goethe die langersehnte feste Anstellung verdanke? Die gleichfalls ganz falsche Schilderung von Goethes Verhältnis zur ersten romantischen Schule (S. 226) ist nun aus dem 13. Bande der „Schriften der Goethegesellschaft“ leicht richtig zu stellen. Ebenso ergeben Mercks Briefe, daß Goethe dem alten treuen Freunde 1779 bei seinem Besuche in Weimar und Eisenach sein Innerstes auf-

geschlossen habe; damals ist keine Entfremdung zwischen ihnen eingetreten (S. 142). Zwischen Lenz und Klinger hat wegen ihres Besuches in Weimar schwerlich eine Verabredung stattgefunden (S. 138). Eine Selbsttäuschung Goethes scheint trotz beweiskräftiger Widerlegung immer weiter wiederholt zu werden: seine Anklage gegen Zimmermann wegen tyrannischer Behandlung seiner Tochter. Nicht blos Haarhaus greift (S. 121) die von Ischer (vgl. Hochstiftsberichte X, 439) widerlegte Beschuldigung auf, wir begegnen ihr auch (S. 238) in der neuen Auflage von Karl Heinemanns Goethebiographie.[25])

Im übrigen hat Heinemann seinem schon beim ersten Erscheinen trefflichen Werke eine äußerst sorgfältige und überall nachbessernde Überarbeitung zu teil werden lassen. Die Bilder und Facsimiles sind um 39 vermehrt worden, für manche früher schon mitgeteilte Bilder wurden bessere Vorlagen ausgesucht. Die beiden Bände mit ihren zusammen 905 Textseiten sind in der zweiten Auflage zu einem einzigen Bande im Umfang von 754 Seiten vereinigt worden. Trotz dieser Kürzung hat Heinemann es verstanden, an vielen Stellen Zusätze anzubringen. Zu ihnen gehört auch der S. 243 eingefügte Satz bezüglich der Faustanfänge: „Der Inhalt des ersten und zweiten Teils war von Anfang an geplant.“ Das dafür von Heinemann angeführte Zeugnis Goethes: „Die Helena gehört zu den ältesten Teilen der Dichtung“ kann aber kaum als Beweis für die Ursprünglichkeit der Zweiteilung gelten. Hatte Helena doch auch in dem ungeteilten Faust Marlowes und des Puppenspiels, wie später in der Faustdichtung Holteis und anderer ohne solche Scheidung Eintritt gefunden. Wie sorgfältig und geschickt Heinemann die neuesten Ergebnisse der Goetheforschung für seine Darstellung nutzbar zu machen weiß, zeigt in hervorragender Weise seine Verwertung von Scheidemantels Tassostudien (S. 414 f.). Daß Heinemann nach wie vor das Tassodrama als Tragödie auffaßt (S. 416) und die Deutung des Epimenides auf Goethe selbst als „Geschmacklosigkeit und Unbescheidenheit“ bezeichnet (S. 624),

---

[25]) Goethe. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig 1899 (Verlag von E. A. Seemann).

möchte ich eigens erwähnen, da ich in diesen Übersichten wiederholt die entgegengesetzte Auslegung beider Stücke bekämpft habe. Ein genialer Darsteller des Tasso geriet jüngst in nicht geringes Erstaunen, als ich ihm erzählte, daß man den Schluß des Dramas nicht tragisch auffassen wollte. Dem natürlich und dichterisch nachempfindenden Schauspieler schien solche Verkennung ganz unfaßbar.

Wie alles schon der ersten Auflage Heinemanns gespendete Lob (vgl. XI, 406 f. und XII, 162 f.) muß ich indessen auch das Bedenken gegen seine Gruppierung des dritten Buches wiederholen, welche die italienische Reise dem Kapitel „Frau von Stein" einreiht. S. 358 sagt Heinemann, Karl August habe Goethen seine Geheimnisthuerei betreff der unternommenen Reise nicht übel genommen; ich hatte immer geglaubt, der Herzog sei von Anfang an in den sonst streng verheimlichten Plan eingeweiht gewesen. In dem mir vorliegenden Exemplare von Jacobis Briefen „Über die Lehre des Spinoza" stehen die beiden Goethischen Gedichte nicht „nebeneinander auf den beiden ersten unpaginierten Blättern" wie Heinemann S. 327 angibt. Auf den unpaginierten, mit 2/3 normierten Eingangsblättern steht das Gedicht „Edel sey der Mensch"; der „Prometheus" ist erst zwischen Seite 48 und 49 (Bogen C und D) auf zwei unpaginierten und unnormierten Blättern eingebunden. Bei Goethes Besuch zu Pempelfort im Herbste 1792 betont Heinemann (S. 462) vielleicht zu stark den Gegensatz der Freunde. Goethe hat allerdings später diesen seinen Eindruck hervorgehoben; unmittelbar nach dem Besuch hat Jacobi die außergewöhnliche Milde in Goethes Wesen gerühmt. Ich greife diese Kleinigkeiten mehr als Zeugnisse erneuter genauer Lesung der neuen Auflage heraus, als um dem so hervorragend tüchtigen Biographen zu widersprechen. Das von Anfang an rühmenswerte Werk hat bei seiner Umgestaltung zu dem alten Lobe Anrecht auf neue, warme Anerkennung gewonnen. Es ist erfreulich, daß neben Richard M. Meyers geistvollen Betrachtungen über Goethes Werke auch Heinemanns und Bielschowskys mehr objektive Darstellungen von Goethes Leben und Entwickelung in kurzer Zeit eine zweite Auflage gefunden haben. Für Goethes Aufenthalt in Ems vom 15. bis 18. Juli 1774 hat ganz neuerdings Heinrich Funck, dem wir schon so manche wert-

volle Mitteilung verdanken, aus Lavaters Tagebuch Aufzeichnungen veröffentlicht[26]), die ungemein anschaulich unmittelbaren Einblick in den Verkehr jener bewegten Tage gewähren, in denen Lavater aus der Handschrift nicht blos Werthers Leiden und Clavigo kennen lernte, sondern auch einen uns verlornen „herrlichen Aufsatz von Goethe über das was man ist" und die gleichfalls verlorne Dichtung „Ariane an Wetty". Ein „herrliches Briefchen von Lenz an Goethe" in reimlosen Trochäen, ein von Goethe Lavater andiktiertes Gedicht und die von Goethe an die Wand des Emser Gasthofs geschriebenen Verse sind glücklicher Weise im Tagebuch erhalten und nun durch Funck zum erstenmal bekannt geworden.

Heinemanns Streben, dem oft verkannten Vater Goethes Gerechtigkeit zu teil werden zu lassen, habe ich schon beim ersten Erscheinen seiner Arbeit gerühmt. Auch in der eben hervortretenden Monographie über den kaiserlichen Rat Johann Kaspar Goethe von Felicie Ewart[27]) ist anerkannt, daß nach Goedeke unter allen Biographen Heinemann am wenigsten dem allgemeinen Vorurteil gegen den ernsten und doch so liebevollen Vater sich angeschlossen habe. Bei einer kritischen Zusammenstellung alles in „Dichtung und Wahrheit" Gesagten, wie Ewart sie giebt, wird man sogar noch zu einem günstigeren Gesamturteile gelangen, als wir es in Heinemanns Darstellung der Kindheit (S. 10) finden. Die herben Urteile Mercks und Karl Augusts über den alten, kranken Mann läßt Ewart mit Recht nicht als vollgiltige Zeugnisse gelten. Dagegen wäre ich geneigt, noch größeres Gewicht auf Goethes eigene Worte zu legen, in denen er des Vaters Ernst und eherne Strenge aus einem innerlich sehr zarten Gemüt ableitete (S. 61). Die Verfasserin hat ganz Recht, wenn sie diese folgerichtige Strenge des Vaters preist und meint (S. 17), unter alleiniger Führung der Mutter wäre des Dichters Charakterbildung weniger günstig ausgefallen. Der alte Herr war alles in allem genommen ein

[26]) Lavaters Aufzeichnungen über sein Zusammensein mit Goethe in Ems 1774. Sonderabdruck aus dem 91. Bande von „Nord und Süd." Breslau 1899 (Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottländer).

[27]) Goethes Vater. Eine Studie. Mit einem Bildnis. Hamburg und Leipzig 1899 (Verlag von Leopold Voß).

vorzüglicher Pädagog. Hat er dem Sohne auch nicht in seiner Kunst die Anleitung geben können, wie sie ein anderer junger Wolfgang, Wolfgang Amadeus Mozart, für seine Kunst von seinem in ihrem Handwerksmäßigen gründlich bewanderten Vater empfing, so hat er dem „singulären Menschen", seinem Sohne, doch volles Verständnis entgegengebracht und ihm wahrlich so viel Freiheit gelassen als sich nur vereinigen ließ mit der Notwendigkeit, „des Lebens ernstes Führen" zu lernen. Rühmt man die Neigung des Knaben Goethe, mit älteren, bedeutenden Männern zu verkehren, so hebt Ewart treffend hervor, daß diese Männer eben den Verkehrskreis des Vaters bildeten und so auch sein Umgang ein schwerwiegendes Ehrenzeugnis für ihn sei (S. 52). Auch die Ähnlichkeit von Goethes Erziehungsmethode gegenüber Fritz von Stein und seinem eignen Sohne während dessen Heidelberger Universitätszeit mit der von seinem eignen Vater angewandten wird von unserer Biographin gut hervorgehoben. Durch Ausnützung von Langguths Schriften über Goethes Pädagogik hätte sich noch mehr ergeben, wie auch die Ähnlichkeiten zwischen dem Vater Goethe und dem Weimarer Goethe in seinem Alter noch weiter zu verfolgen wären. Die Verfasserin hat sich zu sehr auf das Erläutern der aus „Dichtung und Wahrheit" ausgezogenen Stellen beschränkt und ist so in ihrem Buche nicht wesentlich über die in Volgers Aufsatz zum hundertsten Todestage von Goethes Vater (Augsb. allg. Zeit. 1882, Nr. 145) bereits gegebene Charakteristik hinausgelangt. Froitzheims interessanter Nachweis, daß Joh. Kaspar Goethe, wie später sein Sohn, auch in Straßburg studiert hat — immatrikuliert am 25. Januar 1741 —, ist Ewart unbekannt geblieben. Von der Verfasserin einer Monographie über Goethes Vater muß man verlangen, daß sie das im Goethearchiv zu Weimar aufbewahrte Tagebuch seiner italienischen Reise benütze. Es scheint nicht, daß sich Felicie Ewart darum bemüht habe. Zu den patrizischen Familien Frankfurts haben weder Textors noch der Schneiderssohn Goethe, trotz der Würde des Schwiegervaters und dem Titel des Schwiegersohnes, gehört. Die irrtümliche Bezeichnung Patrizierfamilie zieht sich durch das ganze Buch, während der Druckfehler Reimer für Riemer zweimal (S. 64 f.) auftaucht.

Als Motto hat Felicie Ewart ihrem Buche einen Ausspruch Billroths vorangestellt: „Man kommt in die Geistes- wie in die Standesaristokratie nur durch Vererbung hinein.“ Goethe selbst hat die Wirkung des Ererbten nicht blos in den oft angeführten Versen über Eigenschaften seiner Eltern und Großeltern anerkannt, sondern auch im weiteren Sinne dem Wunsche nach Originalität das Bekenntnis entgegengestellt:

Als Autochthone rechnet' ich
Es mir zur höchsten Ehre,
Wenn ich nicht gar zu wunderlich
Selbst Überliefrung wäre.

Die Doppelfrage der im Blute liegenden Vererbung und des Einflusses der aus fernsten Zeiten fortwirkenden Kulturerrungenschaften, denn das dürfen wir wohl unter „Überlieferung“ hier verstehen, ist neuerdings von zwei Seiten getrennt in Angriff genommen worden. Innerhalb einer Gesamtdarstellung des „deutschen Volkstums“[28]) hat Jakob Wychgram in dem Abschnitt „Die deutsche Dichtung“ die eigentümlichen Züge deutschen Wesens und deutscher Volksart im Leben und in den Werken Schillers und Goethes anschaulich zu machen gesucht. Was dagegen aus den fernsten Jahrhunderten als erworbenes Erbe fortwirkend in den geistigen Besitz der heutigen Kulturwelt übergegangen ist, das will Houston Stewart Chamberlain in tiefbohrendem Schürfen nach den „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“[29]) feststellen.

In Wychgrams Darstellung treten die Weimarer Dioskuren nicht erst, wenn die Betrachtung des „Gangs der deutschen litterarischen Entwickelung“ zur Neuzeit und ihren drei Klassikerpaaren: Klopstock-Wieland, Lessing-Herder, Goethe-Schiller führt, besonders hervor. Schon bei der allgemeinen Betrachtung wie bei der Übersicht der früheren Jahrhunderte wird der Blick fortwährend auf ihre Persönlichkeit und ihre Werke gelenkt, als der höchsten

[28]) Das deutsche Volkstum. Unter Mitarbeit Verschiedener. Herausgegeben von Dr. Hans Meyer. Leipzig und Wien 1898 (Verlag des bibliographischen Instituts).

[29]) Erste und zweite Lieferung. München 1899 (Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G.).

und tiefsten Verkörperung des Besten in unserer deutschen Eigenart. Schiller wie Goethe seien „aus den Tiefen deutschen Wesens gewachsen, jeder von ihnen bedeutet eine der herrlichsten Blüten unseres geistigen Lebens; beide zusammen umfassen sie den ganzen weiten Umkreis dessen, was unserem Volk nach ursprünglichen Anlagen und bewußtem Streben geistig erreichbar ist, und beide zusammen haben sie das Volk wiederum mit einem Reichtum an sittlichen, künstlerischen und intellektuellen Ideen erfüllt, an deren Aneignung und Verwertung seitdem Geschlecht auf Geschlecht arbeitet und arbeiten wird (S. 647). Die Universalität deutschen Gemütes und Gedankenlebens, die im Volkslied gewissermaßen in eine Fülle von einzelnen Zügen zerlegt sei, fänden wir in Goethe verkörpert. Wenn wir sinnige Verknüpfung des Menschenschicksals mit der Natur als Grundton der deutschen weltlichen Lyrik bezeichnen dürfen (S. 584), so sind gerade Goethes Schöpfungen gekennzeichnet durch „das innigste Ineinanderspiel unendlich vielfältiger, feiner Seelenstimmungen und der umgebenden Natur, der Luft mit ihren Wolken, des Waldes mit seinem Halbdunkel und seinem organischen Kleinleben, des murmelnden, klarfließenden Baches. Die schmerzliche Empfänglichkeit für den frühen Untergang jugendlich glänzender Helden, wie sie gegenüber den Gestalten eines Siegfried, Giselher, Konradin „einem tiefen Bedürfnis des deutschen Gemüts" entspringt, habe Schiller zur Vorführung von Max und Thekla getrieben, die wie Giselher und Gotlind als „die Vertreter einer anderen, reineren Welt in die von Kampf, Tücke und Haß erfüllte Umgebung gestellt" sind (S. 574 und 611).

Die Freude an der Persönlichkeit bezeichnet Wychgram als den durch alle Entwickelungsstufen den Deutschen eigenen Zug, die Quelle verhängnisvoller Vereinzelung und Zersplitterung im politischen Dasein und der großen Heldengestalten in Dichtung und Leben. Die gefährliche Neigung zur Form- und Schrankenlosigkeit, wie Schillers Jugendwerke, Goethes „Faust" und „Wilhelm Meister" sie zeigen, hängt damit zusammen: „die überreiche Individualität zerbricht die dichterische Form". Schiller aber sei der Schöpfer großer, geschlossener, tief angelegter Persönlichkeiten, während fast alle Werke Goethes seine individuellen Zustände widerspiegelten,

in Werther, Tasso, Wilhelm Meister das Persönliche gipfele, die innere Freiheit des Menschen das große Problem des Faust sei. Fichtes Forderung der Herausbildung kraftvoller, innerlich freier Persönlichkeiten in den „Reden an die deutsche Nation" sei nur die von der Not der Zeit erzwungene Anwendung Schillerischer und Goethischer Gedanken. In der Forderung nach Freiheit der Persönlichkeit und der entschlossenen Kampfeslust gegen alle dieser freien Entwickelung drohenden Hindernisse offenbarten Schiller wie Goethe die uralte, tiefste deutsche Eigenart, wie sie einstens schon die Heldensage mächtig hervortreten ließ. Und wenn „gerade der Deutschen Größter das Wort gesprochen, daß die Persönlichkeit das höchste Glück der Erdenkinder sei", so habe Goethe mit der unbewußten Sicherheit des Genies die Formel für den mächtigsten und durch alle Zeiten unveränderten Zug deutscher Volksart gefunden. Zwar muß auch Wychgram zugestehen, daß Goethe nur einem verhältnismäßig kleinen Teile des deutschen Volkes vertraut sei. Von Goethes sozialen Ideen, wie sie in den „Wanderjahren" versteckt sind, wisse nur ein enger Kreis von Goethefreunden, während die patriotischen Verse aus der „Jungfrau" und dem „Tell" in ernsten Tagen wie in Festesstimmung laut im ganzen Volke wiederhallten. Aber Wychgram erinnert, daß gerade Ludwig Jahn, dessen feiner Witterung für unsere nationale Art man unbedingt vertrauen könne, Goethe den deutschesten Mann genannt habe. Um seine Werke zu verstehen, müsse man in den Menschen Goethe eindringen, „von dem der Dichter nur *eine* Erscheinungsform ist". Aus der vollständigen Erforschung Goethes nach allen seinen Beziehungen lernen wir den vollen Menschen kennen, „in dessen Seele sich die ganze Welt spiegelte, der ein wundervoller Mikrokosmus war, und dessen Wesen in allem den edelsten, zu reiner Menschlichkeit geläuterten Antrieben deutscher Art entsprach" (S. 650). Deutsch vom Scheitel bis zur Sohle seien Goethe wie Schiller, sie zeigten „das verklärte Bild des Volkes, dem sie angehören, aber dieses Bild trägt zugleich die Züge der höchsten Menschlichkeit" (S. 647). Wenn trotzdem das Verständnis für Schiller so ungleich verbreiteter sich erweise, nur Schiller dem Herzen des Volkes nahe stehe, so sei der Grund nicht blos zu suchen in den einfach klaren Zügen seiner Entwickelung,

mit der er dem deutschen Volke „das große hinreißende Beispiel eines ganz dem Ideale gewidmeten Lebens“, ein Beispiel von der Gewalt des sittlichen Willens in rastlosem Kampfe gegeben habe, während Goethes allseitige Ausbildung der innersten Persönlichkeit ungleich schwerer zu verstehen sei. Bei Goethe seien aus dem Kreise des Familienlebens nur die Beziehungen zwischen Mutter und Sohn mit warmem Gemütsanteil geschildert, Schiller jedoch habe das ganze, dem Deutschen ans Herz gewachsene Familienleben in seine harmonische, innerlich gefestigte Lebensanschauung aufgenommen. So viel Begründetes in diesem Urteile Wychgrams auch enthalten ist, so erscheint es gegen Goethe doch nicht völlig gerecht. Man mag an das in Not und Tod unerschütterlich an einanderhaltende ritterliche Ehepaar auf der Burg zu Jaxthausen und das „treueste Weib“ des gefangenen Grafen („Blümlein Wunderschön“), oder an die gefestigte eheliche Liebe von Hermanns Eltern und das Gedicht „Die glücklichen Gatten“ denken, an Iphigeniens tiefgewurzelten Familiensinn oder an den humorvollen Hausvater der zweiten Epistel und Wilhelm Meisters Sorge um seinen Knaben, vor allem aber an die St. Josefsnovelle der „Wanderjahre“, so überzeugen wir uns, daß der scharfspähende Beobachter der „Naturformen des Menschenlebens“ auch aus dem Familienkreise mehr zu schildern wußte, als wozu das eigene innige Verhältnis zu seiner Mutter ihn drängte. Freilich hat andrerseits Wychgram recht, wenn er in den Szenen in Stauffachers und Tells Haus, in der „Glocke“ so einfach verständlichen und lebenswahr traulichen Bildern „die schönste Verklärung deutschen häuslichen Lebens“ findet. Er rühmt den Tell als die volkstümlichste Gestalt unserer ganzen Dichtung.

Die Untersuchung einer Litteratur auf ihre volkliche Eigenart hin muß fast unvermeidlich ab und zu das einseitige Hervorheben der entgegengesetzten oder Absprechen verwandter Züge bei fremden Litteraturen zur Folge haben. So macht auch Wychgram eine oder die andere Bemerkung über den Gegensatz romanischer und deutscher Eigenschaften, die einzelne Erscheinungen zu sehr verallgemeinert; sein Urteil über die französischen Memoiren (S. 581) z. B. lautet wohl ungünstiger als recht ist. Aber auch die Behauptung, Heinrich von Kleist habe nur ein einzigesmal, im „Zer-

brochenen Krug“ künstlerisch unangreifbare Form mit bedeutendem Inhalt verbunden, tritt dem „Prinzen von Homburg“ zu nahe. Daß die Romantik nicht aus Unzufriedenheit mit Goethes und Schillers Klassizismus entstanden ist (S. 655), vermag ein Blick in Friedrich Schlegels Jugendschriften und A. W. Schlegels Briefwechsel mit Goethe, in Hettners Buch über den inneren Zusammenhang der romantischen Schule mit Goethe und Schiller und Hayms Geschichte der ersten romantischen Schule zu lehren. Wychgrams irreführende Angabe ist um so auffallender, als er selbst in entschiedenem Gegensatze zu manchen Neueren den Einfluß der Antike auf Goethe „als eine glückliche und segensreiche Wendung“ ansieht. Nicht Nachahmer der Alten sei Goethe geworden, sondern seine große und selbstständige Gedanken- und Gefühlswelt habe durch die Einwirkung der Antike jene Läuterung zu ruhiger Schönheit erfahren, wie sie auf der Grundlage blos einheimischer oder auch durch die modernen Völker beeinflußter Entwickelung kaum möglich gewesen wäre (S. 654). Nur auf die Form der Anschauung habe das Altertum bei Goethe eingewirkt und etwas weniger stark bei Schiller auf die Formen der Anschauung und des Denkens. „Das Gefühl und der Inhalt der Gedanken erhebt sich weit über das Altertum, und so entsteht eben etwas Neues, eine Vermählung der ewig giltigen griechischen Schönheit mit der Tiefe und dem weltumfassenden Reichtum deutschen Wesens.“ Ohne das Altertum hätten aber auch Goethe und Schiller der neuen Bildung nicht die Weite und Universalität zu erobern vermocht, welche die nationale Bildung zugleich zur höchsten menschlichen Bildung steigerten (S. 602). „Das innerste Wesen unserer nationalen Art“ kam in der Weimarer Blütezeit zum Durchbruch“ (S. 638). Unsere klassische Litteratur sei „der Ausdruck der unter dem Einfluß einer neuen und vielseitigen Bildung stehenden Seele der Nation; sie muß als eine unser ganzes Volk erregende Erscheinung den Anspruch erheben, daß man nicht frage: Was war an ihr deutsch oder nicht deutsch? sondern daß man die wesentlichen Eigentümlichkeiten an ihr, auch wenn Ähnliches vordem noch nicht beachtet worden ist, als neue und vollwertige Zeichen ursprünglicher deutscher Art auffasse und gelten lasse“.

Ich halte es für höchst erfreulich und bedeutsam, daß gerade in einem Buche über das deutsche Volkstum der neuerdings hart angegriffene, als Abfall und Verderb beklagte Klassizismus von Goethes nachitalienischer und Schillers letzter Arbeitsperiode in solcher Art unbefangen gewürdigt und als echtes Erzeugnis von deutscher Art und Kunst anerkannt wird. Selbstverständlich will indessen Wychgram mit der Abweisung kleinlicher und engherziger Abwägung nationaler und allgemeiner Bildungselemente in den „Äußerungsformen einer so unvergleichlich höheren Geistesepoche“ nicht der von Goethe selbst angeregten Forschung nach dem Anteil der Überlieferung, nach ihrem inneren Fortwirken in neuen Erscheinungsformen die Berechtigung versagen. Und diese Untersuchung, wie viel wir aus dem von fernster und näherer Vergangenheit ererbten Hausrat als unnütz schwere, ja verderbliche Last mit weiterschleppen, was wir daraus zum fruchtbaren Besitz erworben haben, die Schilderung der aus der alten Welt fortwirkenden Elemente und die Eigenart der die Welt verjüngenden germanischen Volkskräfte, kurz die Aufdeckung der „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ hat Chamberlain, sich „in großem Sinne fassend“, in Angriff genommen.

Mit Goethe und Schiller wird sich Chamberlain zwar erst in der Schlußlieferung des ersten Bandes seines weit angelegten Werkes zu beschäftigen haben, wo er die Leistungen der Kunst von Giotto bis Goethe, die einander ablösenden Weltanschauungen von Franz von Assisi bis Kant darstellen will. Aber wie dem ganzen Buche, der Einleitung und einzelnen Kapiteln Goethe entlehnte Mottos vorangesetzt sind, im Texte selbst mit Vorliebe Goethische Verse und Aussprüche zur Verstärkung und rascheren Faßlichkeit herangezogen sind oder vielmehr ganz von selbst sich dem goethefesten Verfasser darbieten, so lebt in dem ganzen Werke etwas von dem Geiste, in dem Goethe seine Geschichte der Farbenlehre geschrieben hat. Während seiner ganzen Arbeit, gesteht Chamberlain, sei er sich des Goethischen Ausspruchs über die Aufgabe der Geschichtsschreibung bewußt geblieben: „Das Beste, was wir von der Geschichte haben, ist der Enthusiasmus den sie erregt“. Und auch im Einzelnen schöpft er aus Goethes Werken. Selbst bei der

Untersuchung über die nachexilische Kodifizierung des alten Testaments (S. 419) erinnert er daran, daß Goethe in seiner Jugendschrift „Zwo wichtige, bisher unerörterte biblische Fragen" als einer der ersten der neueren Bibelkritik vorangegangen sei, und weist S. 454 auf Goethes Charakteristik der jüdischen Schriften hin. Er sucht in Anlehnung an eine Stelle im vierten Buch von „Dichtung und Wahrheit" und der Noten zum Divan (S. 407 f.) wie der „Wanderjahre" (S. 525) das Wesen der „Religion" klar zu machen und findet das höchste Ergebnis indischer Mystik ausgeprägt in den Faustversen „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis". Chamberlains tiefgründige Arbeit wird Manchem Anstoß und Aergernis bereiten, oft genug den Widerspruch der Fachleute hervorrufen. Wer aber wegen seiner Bedenken gegen einzelne Behauptungen sich dem bedeutenden Werke selbst verschließen wollte, der würde damit nur bestätigen, daß auch auf ihn Goethes Spottverse gemünzt seien:

In meinem Revier sind Gelehrte gewesen:
Außer ihrem eigenen Brevier konnten sie keines lesen.

Was Wychgram von der Ausbildung und Bethätigung starker und gewaltiger persönlicher Sonderart als einem echt germanischen Zuge sagt, das gilt auch von diesem Buche des charaktervollen, eigene Wege wandelnden Angelsachsen. Chamberlain, von dem einer seiner früheren Beurteiler rühmte, daß er die ganze Bildung unserer Zeit als Denker in sich aufgenommen habe, will „die Grundlage zu einem Urteil" über die bunte Erscheinungswelt des 19. Jahrhunderts legen, indem er bis zu den Wurzeln vordringt, aus denen sie Leben und Kraft saugt, erquickende Frucht und zersetzendes Gift erzeugt. Von Schillers Begriff der Kunst, wie er in den „Briefen über ästhetische Erziehung" niedergelegt ist, geht Chamberlain aus, wenn er im ersten Kapitel „Hellenische Kunst und Philosophie" als Erzeugnis der großen hellenischen Persönlichkeiten innerhalb ihres Volkstums schildern will. Wir müssen ihre Entstehung und Eigenart verstehen lernen, um beurteilen zu können, was von ihren Erzeugnissen lebendig weiter zu wirken und Früchte zu zeugen vermag. Chamberlain will den philosophischen Leistungen der Griechen nicht den gleichen Anspruch auf bedingungslose Anerkennung wie ihrer Kunst zuerkennen. Bei seinem un-

günstigen Urteil über die griechische Geschichte erinnern wir uns, daß auch Goethe (24. Nov. 1824) meinte, sie biete wenig Erfreuliches. Daß Chamberlain der unter Anführung der Goethischen Verse alles auf die vorbildliche That der großen Persönlichkeit zurückleitet, auf das Genie, das wie Goethe mit seinem „Faust" der Nacht unserer menschlichen Erkenntnis eine Fackel anzündet (S. 27) und nach einem Ausspruch Goethes in den „Wanderjahren" durch die schöpferische Kraft neuer Ideen „die Natur verherrlicht" (S. 77), daß Chamberlain bei dieser grundsätzlichen Anschauung sich in bedenklicher Verallgemeinerung gegen die Wolfische Homerkritik ausspricht, ist wohl zu entschuldigen. Hat doch Goethe selbst nach anfänglich warmer Anerkennung und folgendem langem Schwanken sich zuletzt ebenso bestimmt wie vor ihm Herder und Schiller gegen Wolf erklärt. Jedenfalls ist, wenn wir Goethes und Schillers Stellung zum Altertum ins Auge fassen, das ganze erste Kapitel Chamberlains als Beitrag zu der Streitfrage über die Berechtigung des antiken Einflusses auf die Weimarischen Dichter zu verwerten. Und ob wir uns an die Ausfälle des jugendlichen Götzdichters gegen das Römische Recht oder an des alten Goethe Urteil über die elende Kompilation der zwölf Tafeln (Gespräch mit Kanzler Müller vom 28. Mai 1825) erinnern, so werden wir auch aus Chamberlains zweitem Kapitel über die Schaffung „Römischen Rechts" als der höchsten und dauerndsten Schöpfung römischer Volkskraft, manches für Goethe entnehmen können. Vergleicht doch Goethe, einmal Eckermann gegenüber (6. April 1829) „das römische Recht als ein fortlebendes einer untertauchenden Ente, das sich zwar von Zeit zu Zeit verbirgt, aber nie ganz verloren geht und immer einmal wieder lebendig hervortritt."

Den nationalen Schöpfungen hellenischer Kunst und römischen Rechts als dem wertvollen Erbe der alten Welt stellt nun Chamberlain im vierten Kapitel die Schilderung des „Völkerchaos" zur Seite, das mit dem allmählichen Versiegen echt hellenischen und römischen Blutes die weiten Räume des römischen Weltreichs füllte. Wie Chamberlain als einen typischen Vertreter dieser internationalen Kultur Lukian von Samosata vorführt, darf hier besonders herausgegriffen werden, weil durch Wielands Übersetzung

des geistreichen Spötters und die vielfältigen Nachahmungen seiner Toten- und Göttergespräche — Goethes „Götter, Helden und Wieland" — Lukian ja auch in unsere klassische Litteratur noch stark hineinspielt. Aus dem Völkerchaos hob sich nur das durch seine religiösen Vorschriften fest geschlossene Judentum, dessen Entstehung Chamberlain im fünften Kapitel „Der Eintritt der Juden in die abendländische Geschichte" schildert. Innerhalb der jüdischen Landesgrenzen, doch im denkbar schärfsten Gegensatze zu allen Anschauungen des Judentums, taucht „Die Erscheinung Christi" auf (drittes Kapitel). Denken wir beim fünften Kapitel vergleichend an den Gegensatz zu Goethes Schilderung der Patriarchenzeit im ersten Buche von „Dichtung und Wahrheit", so dürfen wir andrerseits auch betonen, daß Chamberlains strenge Scheidung zwischen der Religion, die Christus durch Leben und Lehre gegründet habe, und dem, was die christlichen Kirchen daraus gemacht hätten, völlig der Goethischen Denkweise entspricht. Chamberlain verweist auch ausdrücklich auf die von den Vorstehern der pädagogischen Provinz in den „Wanderjahren" zur Schau getragene Verehrung der Person des Stifters der christlichen Religion und ihre gegen die Juden gerichteten Worte. Zu der von Lessing ausgehenden Scheidung zwischen der Lehre Christi und dem Christentum hat sich Goethe vor allem im Gespräche mit Eckermann vom 11. März 1832 ganz in Chamberlains Sinne bekannt. Es liege durchaus in seiner Natur, der Person Christi, von welcher der Abglanz einer wirksamen Hoheit ausgehe, anbetende Ehrfurcht zu erweisen. Vor der Person Christi beuge er sich als vor „der göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit". Komme man ihm aber mit Dogmen, so rufe er aus: „Verschont mich und bleibt mir mit euern Absurditäten vom Leibe!"

Für die Entstellung der Erscheinung Christi und die Umwandlung der von ihr ausgehenden Heilsfreiheit in Unsegen macht Chamberlain die Einwirkung, d. h. Nachahmung jüdischer Satzungen (vgl. Goethes Gespräche I, 183) und das römische Völkerchaos verantwortlich. Wenn er im siebenten Kapitel „Religion" die römische Kirche als Nachfolgerin des römisch-byzantinischen Imperatorentums hinzustellen sucht, so könnte seine Darlegung wie der erläuternde

Text zu dem Goethischen Ausspruch (19. Oktober 1823 an Kanzler Müller) gelten: „Die Lehre von der Gottheit Christi, dekretiert durch das Konzilium von Nikäa, sei dem Despotismus sehr förderlich, ja Bedürfnis gewesen". Und Goethes Frage: „Wer ist denn noch heutzutage ein Christ, wie Christus ihn haben wollte?" klingt als sehnsuchtsvolle Klage und Anklage aus mehr als einem Blatte von Chamberlains Buche wieder. Chamberlains überaus starke Betonung des Einflusses vorwaltender religiöser Meinungen auf den Gang der Geschichte, ist eine Auffassung, die Goethe (Biedermanns Gesprächsammlung VII, 57) an Guizot als besondern „Tiefblick und Durchblick" eines Geschichtschreibers rühmt. Am fernsten würde Goethe seinem sechsten Kapitel stehen: „Der Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte", das nun freilich einen Eckstein in Chamberlains Bau bildet. Er faßt unter der Gesamtbezeichnung „Germanen" die Nordvölker Kelten, Germanen, Slaven zusammen, die sich als Erben der alten Welt, die nationalen Überwinder des „Völkerchaos" der römischen Verfallzeit, erwiesen haben. Als Träger der „Idee der persönlichen Freiheit" hat übrigens auch Goethe die Germanen gepriesen. Die Reformation wie in seinen eignen Tagen die deutsche Burschenschaft, das Buntscheckige unserer Litteratur sei aus dieser Quelle entsprungen. Doch ich darf mich hier ja nicht zu einem näheren Eingehen auf Chamberlains ganzes Werk hinreißen lassen, sondern habe nur hervorzuheben, wie vielfach seine Geschichtsphilosophie unter der Einwirkung Schillers und Goethes steht, mit ihren gereiftesten Anschauungen zusammentrifft. Und schließlich ist ein in so großem Sinne, mit ungewöhnlich umfassender Bildung, rückhaltlosem Wahrheitstrieb, sittlichem Ernst und festem Charakter ausgeführter Versuch, die Grundlagen von Staat, Religion, Kunst und Gesellschaft des 19. Jahrhunderts und damit auch der Erscheinung Goethe-Schillers aufzuhellen, auch für die eigentliche Goethe-Schillerlitteratur ungleich wichtiger als Dutzende von Abhandlungen, welche wortreich und gedankenarm sich in engem Kreise herumdrehend die beängstigende Fülle der Fachlitteratur vermehren, nicht bereichern.

Will man für Chamberlains Werk nach Vorbildern zur Vergleichung suchen, so müßte man auf Herders „Ideen zur

Philosophie der Geschichte der Menschheit" zurückgreifen, deren öftere Anführung durch Chamberlain wahrlich keine zufällige ist. Daß der mit der neueren naturwissenschaftlichen Methode vertraute Autor bei seiner Darstellung der „großen leitenden Ideen" aber nicht in die Fehler der früheren geschichtsphilosophischen Konstruktionen zurückverfällt, dafür bürgt seine „unbedingte Achtung vor den Thatsachen", die er selber als den Leitstern bei einer solchen Arbeit bezeichnet. Hat sich Herder im Fortgang seiner geschichtsphilosophischen Studien immer mehr von Goethe entfernt, so liegt bei Chamberlain überall die Anerkennung zu Grunde, daß in Goethe — „dem feinst organisierten Gehirn, welches die Menschheit bisher hervorbrachte" (S. 392) — die germanische Rasse ihren größten Vertreter gefunden habe, aus seiner Poesie das Tiefste und Höchste harmonischer Weltanschauung zu uns spreche.

Geschichtsphilosophie, „die Auffindung grundlegender Geschichtsthaten" (S. 521) und „weitgehende Vereinfachung" des ungeheuren Materials strebt Chamberlain in seinem Werke an. Seine Forschung nach den Grundlagen des 19. Jahrhunderts ist daher nicht etwa ohne weiteres zu messen an fachwissenschaftlichen Einzeldarstellungen der Leistungen und der Entwickelung im 19. Jahrhundert, wie eine derartige Sammlung durch Theobald Zieglers frische und überall anregende Erörterung der „geistigen und der sozialen Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts" eingeleitet und durch Cornelius Gurlitt's Buch über „die deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts" fortgeführt worden ist.[30]) Allein wie gegensätzlich Chamberlains und Zieglers Auffassung sonst auch in vielen Dingen erscheint, in der Anerkennung der Stellung und Bedeutung Goethes, dessen Stielersches Porträt am Eingange von Zieglers umfangreichem Buche steht, sind sie einig. „Goethes reine Menschlichkeit" ist für Ziegler das Ziel, dem das zwanzigste Jahrhundert zustreben soll. Er, „ein Besitz des deutschen Volkes von unendlichem Werte", unvermißbar in der Geschichte unseres Geistes-

---

[30]) Das neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung. Herausgegeben von Paul Schlenther. Erster und zweiter Band. Berlin 1899 (Georg Bondi).

lebens, fasse im Geiste des Herderschen Universalismus zwei Welten in eine zusammen, führe zu Spinoza zurück und zu Darwin vorwärts, eröffne uns in Natur und Geschichte „den Blick für Werden und Entwickelung. Über allem aber schwebt die Idee reiner Menschlichkeit als die Sonne, deren Abglanz wir in seinen Dichtungen, aber auch in seiner eigenen Person schauen dürfen". Machtvoll tauchen in den wechselnden Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts immer wieder die Gestalten Goethes und Schillers vor dem Auge des Betrachters auf, überall trifft er die Spuren ihrer Einwirkung, fühlt das Wehen ihres Geistes, selbst auf dem politischen Gebiete. Freilich war Deutschland im achtzehnten Jahrhundert kein Staat und konnte deshalb ein staatliches und nationales Bewußtsein auch bei seinen „führenden Geistern" nicht entwickeln. Aber dafür bauten diese „doch an einem großen deutschen Vaterland, an dem geistigen Kaiserreich deutscher Nation, dessen Hauptstadt Weimar und dessen Reichskanzler Goethe war. Deutschland wurde zuerst geistig ein Volk, ehe es sich zu einem machtvollen Staatengebilde zusammenschloß." Die Schillerfeier im November 1859 aber bezeichnet Ziegler geradezu als die Einleitung zu dem Zeitalter Bismarcks, denn im Bekenntnis des Volkes zu Schillers Idealismus, zu seinem größten politischen und nationalen Dichter, der wie kein anderer ein Dichter der Freiheit war, lag „der Appell an den Willen des deutschen Volkes, etwas wie männlicher Entschluß und wie der Anfang zu kräftiger That." Gerade Schiller, der zuerst in Deutschland „das Lesen historischer Werke zu einem Genuß für alle Gebildeten" erhob (S. 259), habe sich unter den Stürmen seiner Zeit frei gemacht von dem Weltbürgertum des achtzehnten Jahrhunderts und, gestählt durch die Herkunft vom kategorischen Imperativ in „Wallenstein" und „Wilhelm Tell", sich auf „das Gebiet der Männerkämpfe im öffentlichen Leben" gewagt, wie er „am Beispiel der französischen Jungfrau von Orleans seinem Volke gezeigt, daß im Vaterland die Wurzeln aller Kraft liegen und daß nichtswürdig sei die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre."

Das sind ja für die deutsche Litteraturgeschichte nicht eben neue Offenbarungen, aber beachtenswert ist es, daß Ziegler in dem

umfassenden Gesamtbild, in welchem nur das Wichtigste hervortreten darf, diese nationale Bedeutung unserer klassischen Litteratur so scharf und kräftig hervorhebt. Es ist nur die selbstverständliche Folge, daß er in Zurückweisung der zum Naturalismus schwörenden jüngsten Schillerfeinde Schillers Dramen als große „Dokumente der Menschheit“ feiert. Wie Goethe durch seine italienische Reise und den Anschluß an die maßhaltende Schönheit des Griechentums, wie Schillers stürmischer Genius durch die Kantische Philosophie, durch das Studium der Geschichte und die Zucht der Antike zugleich die von Rousseau ausgehende Gährung und die Seichtigkeit der Aufklärung zu überwinden verstanden habe, das ist von Ziegler gleich im einleitenden Kapitel „Die drei Weltanschauungen“ treffend charakterisiert worden. Seine Beurteilung dieser drei Weltanschauungen: Aufklärung, Klassizismus, Romantik scheint mir in betreff der letzteren um so weniger zutreffend. Er führt unter wiederholter Berufung auf den Goethischen Ausspruch: klassisch sei das Gesunde, romantisch das Kranke, schier alle oder doch die meisten üblen Erscheinungen des Jahrhunderts auf die Romantik zurück. In Überwindung der Romantik sieht er die eigentliche Aufgabe und den Fortschritt des Jahrhunderts. Ich muß gestehen, daß meine Auffassung beinahe die entgegengesetzte ist. Das einmal im Ärger hingeworfene Wort Goethes sollte man doch nicht zu einem Fundamentalsatz machen, nachdem Goethe selber in That und Wort wiederholt gezeigt hat, wie wenig er mit jenem Schlagwort die ganze Romantik zu bekämpfen dachte. Auf die Verbindung Goethes mit der Romantik, von welcher ja gerade in der Einleitung dieser Übersicht die Rede war, hat Ziegler selbst S. 174 hingewiesen, und die romantischen Bestandteile in Goethes Dichtung sind noch viel umfangreicher und bedeutender als es da erscheint. Er hat in den Kämpfen zwischen Klassizisten und Romantikern in Frankreich, England und Italien stets für die letzteren Partei ergriffen. Nach Zieglers Gruppierung möchte man glauben, Goethe habe nach dem romantischen Schluß des zweiten Faust und der Annäherung an die Boisserees sich in den „Propyläen“ wieder der klassischen Kunst zugewandt, während das zeitliche Verhältnis gerade umgekehrt war. Ziegler findet Fausts Schlußworte von Freiheit und Leben eher liberal als ro-

mantisch, weil sie nicht reaktionär seien. Aber diese neuerdings von Georg Brandes proklamierte Verfehmung der ganzen Romantik als Reaktion ist trotz Gentz, Haller und Fouqué gründlich falsch. Man kann von Ziegler gewiß nicht litterargeschichtliches Detailstudium fordern, aber wenn er Fouqué und Arnim zusammen nennt als Vertreter rückschrittlicher Tendenzen, so wird das jeden, der Arnim, den Mitarbeiter an Görres' „Rheinischem Merkur", nur einigermaßen kennt, höchst seltsam anmuten. Ziegler rühmt (S. 163) den Universalismus, der durch Goethes westöstlichen Divan seine dichterische Weihe empfangen habe. Dieser Universalismus und der Divan sind Ausfluß der Romantik, der wir die Entwickelung der Geschichts- und Sprachwissenschaft, Goethes Forderung und die Erfüllung der Weltlitteratur, die lebenskräftigsten Elemente der Poesie, die Begeisterung zum Kampfe gegen Napoleons Fremdherrschaft und die Erweckung der deutschen Kaiseridee danken. Ich verstehe nicht, wie man Herders Wirken und Streben so warm rühmen (S. 29) und die Romantik, die fast überall seine Anregungen weiterführte, so streng verdammen kann. Ich stimme überzeugt Zieglers Lob der Aufklärungszeit zu und erfreue mich an seinem feinsinnigen Nachweis, daß Schillers Apotheose des Menschen an des Jahrhunderts Neige in den „Künstlern" aus der Aufklärungsstimmung heraus empfunden und gedacht sei. Aber ich wünsche, daß er der Romantik gegenüber ebenso unbefangen als Historiker sich verhalten hätte, sie nicht behandle, als wenn es gälte, eine Romantik auf dem Throne nach Straußischem Vorgang zu bekämpfen.

Ziegler führt in eindringlichen Worten zu Gemüte, wie der Gedanke Schillers von der ästhetischen Bildung als der notwendigen Vorstufe der sittlich politischen Erziehung durch Humboldts Gründung der Berliner Universität und Neuorganisierung der Gymnasien verwirklicht worden sei (S. 101). Die Männer, welche ihn verwirklichten, standen aber fast ausnahmslos der Romantik sehr nahe, Humboldt selbst wie Nicolovius, Schleiermacher, Fichte. Hatte Schiller in seinen historischen Dramen von „Fiesko" bis „Tell" Staat und Vaterland bereits viel richtiger zu würdigen gewußt als seine Zeitgenossen thaten (S. 132), so haben doch erst die Romantiker, wieder Wilhelm von Humboldt an der Spitze, unter dem Drucke der Zeit endlich

„staatliche Gesinnung“ neben der von Schiller wie einstens von Humboldt als Hauptsache gerühmten „ästhetischen Individualbildung“ gefordert. Übrigens ist es ein Irrtum, Schiller unter den deutschen Schriftstellern zu nennen, die der französischen Revolution anfänglich jauchzend zugestimmt hätten. Der Dichter der „Räuber“ hätte es gewiß gethan, aber schon nicht mehr der Dichter des Marquis Posa. Schiller erscheint von Anfang an den französischen Vorgängen gegenüber auffallend zurückhaltend. Aus Schillers Verhältnis zu Kant greift Ziegler als den entscheidenden Punkt heraus, daß Schiller durch das Postulat der schönen Seele die sittliche Strenge Kants mäßigen wollte, welche keine harmonischen Menschen aufkommen ließ. Zwar sei Schiller selbst zu sehr im Banne dieser Philosophie gewesen, „als daß er den Grundfehler in der Vernachlässigung des individuellen Moments im Sittlichen begriffen hätte.“ Aber die beste Lösung des großen Problemes von Freiheit und Notwendigkeit, von individueller Schuld und individuellem Verdienst habe doch Schiller in seinem „Wallenstein“ gegeben, „über den wir in diesen hundert Jahren nicht hinausgekommen sind“ (S. 7). Und so habe der Individualist Schiller mit dem Verse: „Sein Lager nur erkläret sein Verbrechen“ nicht blos die moderne „weitverbreitete und vielgepriesene Lehre vom Milieu“ vorweggenommen, er habe im „Wallenstein“ auch gezeigt, „wie man Milieu und Individualität, den Notzwang der Begebenheiten mit der Freiheit des handelnden Einzelnen verknüpfen kann“ (S. 600). Gegenüber den vielen alten und neuen Angriffen auf Wallenstein als Schicksalstragödie darf man dies Zeugnis des Straßburger Philosophen mit besonderer Genugthuung verzeichnen. Dagegen scheint mir Zieglers Behauptung, daß Goethe die Hegelsche Philosophie wohl zu schätzen gewußt habe, mit manchen seiner Äußerungen nicht recht zusammenzustimmen. Hegel selbst war ihm freilich schon als Anhänger seiner Farbenlehre schätzenswert. In Schellings Naturphilosophie erkennt Ziegler mit Recht den Einfluß des Faustdichters, der „den Zauberschlüssel zum Verständnis der Natur hatte, mit seinen großen tiefen Augen ihr tief in die Seele geschaut hat.“ Die Betrachtung der „Frauenfrage“ leitet Ziegler mit dem Geständnis ein, daß für diese Frage Goethes „Wilhelm Meister“

und überhaupt Goethes Stellung zu den Frauen für epochemachend anzusehen sei (S. 561). Nicht umsonst seien gerade Rahel und Bettina für Goethe eingetreten, hätten ihn lebendig und in unverwüstlicher Lebenskraft hingestellt, so daß die Jugend trotz der Schmähungen Börnes und Menzels sich aufs neue ihm zuwandte.

Von dem stolzen Bilde der Gesamtwirkung Goethes, wie Ziegler es im ersten Bande der Geschichte von Deutschlands Entwickelung im neunzehnten Jahrhundert gezeichnet hat, weicht nun freilich bedeutend ab, wie Gurlitt Goethes Verhältnis zu den bildenden Künsten beurteilt. Wie Ziegler in Überwindung der Romantik den allgemeinen, so erblickt Gurlitt in Überwindung des sogenannten Idealismus den besonderen künstlerischen Fortschritt des Jahrhunderts. Gurlitt eröffnet die Zeittafel mit dem Vermerk: „Goethes Propyläen gehen ein", wie seine Darstellung selbst mit scharfem Tadel gegen Goethes Propyläenaufsatz „Flüchtige Übersicht über bildende Kunst in Deutschland" einsetzt. Er will damit den Goethischen Klassizismus, wie er um die Wende des Jahrhunderts herrschte, eben in schärfsten Gegensatz stellen zu der guten Überlieferung künstlerischen Könnens, wie sie gegen die Propyläen der Berliner Bildhauer Gottfried Schadow verfochten habe. Gurlitt erinnert aber zugleich daran, wie einstens beim Erscheinen des Aufsatzes über den Straßburger Münster der Dresdener Akademieprofessor Fr. August Krubsacius gegen den „witzigen Schwätzer" zu Feld gezogen. Die vielgemarterten Fremdworte Idealismus, Realismus, Naturalismus hätten 1773 und 1801 wie in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts eine Kette von Mißverständnissen erzeugt. Goethe habe mit „Naturalismus" eine Kunst tadeln wollen, die Wirklichkeit und Nützlichkeit zu ihrer Forderung machte. Schadow bezeichnet als Naturalisten jenen, der gleich Chodowiecki seine Kunst nicht in einer Schule gelernt habe. Die Warnung Gurlitts vor dem Gebrauche aller jener Schlagworte erfährt zweifellos in jedem Abschnitt alter und neuer Kunstgeschichte ihre Bestätigung, und nicht minder bestätigt der geschichtliche Verlauf Gurlitts wiederholte Mahnung zu kritischer Bescheidenheit (S. 123 und 367). Jede neuaufkommende Kunstrichtung habe die Werke der vorangehenden für leblose Schemen erklärt.

So sei auch die gegenwärtig beliebte Verdammung der idealistischen Kunst nur Vergeltung, denn Goethe und die sich ihm Anschließenden hätten „ebenso ins Gelag über die vor ihnen sich abspielende Kunst geurteilt“. Wenn auch Gurlitt selbst auf modernstem Standpunkt steht, fragt er sich doch, ob bei einer neuen Geschmackswandlung nicht auch die abgethane idealistische Kunst wieder einmal zu Ehren kommen möchte, man auch in ihr erkenne, was jede Kunst beachtenswert mache: „nämlich den Ausdruck ihrer Zeit, der Zeit Goethes. Wenn man Goethe und seine Zeit so sehr bewundert, müßte man doch auch dazu kommen, die Meister, welche damals gefeiert wurden, aus dieser Zeit heraus zu betrachten“.

Dies Geständnis genügt, um Gurlitt auch bei seiner Gegnerschaft gegen die Kunst des Goethischen Klassizismus nichts destoweniger als lehrreichen Führer durch diesen Zeitabschnitt zu folgen. Daß auch bei grundsätzlichem Anschluß an die jüngsten Kunstrichtungen die Stellung und der Einfluß Goethes günstiger beurteilt werden kann als es durch Gurlitt geschieht, hat Karl Neumann gezeigt in seinen auch von Gurlitt selbst gerühmten Vorträgen (vgl. XIII, 308). Als Schüler Ösers ist Goethe nach Gurlitts Auffassung den breiten Weg deutscher Völkerwanderung nach Rom gezogen voll unwiderstehlicher „Sehnsucht nach Form, nach sinnlich-ästhetischer Kultur, nach einem über das Charakteristische gestellten Gleichmaß“. In Rom habe er den vermeintlichen Irrtum charakteristischer Kunst abgeschworen, um nach der Rückkehr mit dem Eifer eines Neubekehrten für die „Lehre von der bedeutungsvollen und schönen Form als Ziel aller Kunst“ zu wirken. Das kunstgeschichtliche gelehrte Wissen habe sich dabei das Übergewicht über das künstlerische Sehen und Können angemaßt, Goethe habe noch 1817 eine veraltete Ästhetik unduldsam vertreten (S. 31). Auf Preller (S. 189), ja selbst auf Cornelius, der doch wie alle starken Persönlichkeiten in der Kunst von Goethe zurückgewiesen worden sei, habe Goethes Einfluß ungünstig gewirkt (S. 59). Als der rechte Zeitgenosse Goethes erscheine dagegen Schinkel, „der dem klassischen Wesen eine neue, einfachere, menschlichere, minder pathetische Seite abgewann“ (S. 72). Und als Thorwaldsens Genosse erfülle Rauch jenes Goethische „Streben nach einer Form, dem wir Iphigenie und Tasso ver-

danken". Wenn Goethe und Meyer aber Hackerts Prospektenmalerei mit Lob überhäuften, so verraten sie, daß sie an den Künstler den Maßstab der Zeichenschule anlegten. Goethe selbst habe diese Bilder freilich mehr mit den Augen des Naturforschers als des Dichters oder gar des Künstlers betrachtet. Die Naturromantik findet Gurlitt dagegen bei Schiller, die des englischen Gartens in den „Räubern", jene mit strenger beobachteten mittelalterlichen Formen in der „Jungfrau von Orleans" (S. 72). Bei dem später (S. 132) besprochenen Gegensatze englischer und französischer Gartenkunst wäre Schillers Aufsatz und Goethes Anlage des Parkes in Weimar — über die Mode selbst spottete er im „Triumph der Empfindsamkeit" — zu erwähnen gewesen. Aus dem S. 102 über Goethes Abneigung gegen die Phrenologen Gesagtem muß man eine ablehnende Stellung Goethes gegen Gall annehmen, doch war das Gegenteil der Fall und Goethe duldete auf der Weimarischen Bühne nicht einmal Kotzebues Scherze gegen Gall und seine Lehre. Ungerecht ist Gurlitts Vorwurf, daß keiner der jungen, deutsch-patriotischen Künstler 1813 zu den Waffen gegriffen habe. Philipp Veit, dessen Mutter nicht Karoline (wie Gurlitt wiederholt schreibt) sondern Dorothea Schlegel hieß, diente in Fouqués Schwadron und Ludwig Grimm wurde von seinen berühmteren Brüdern als Freiwilliger ausgerüstet. Daß Gurlitt dem Goethebild Angelika Kaufmanns, das Goethe selbst für ganz mißlungen erklärte, so besonderes Lob spendet, muß fast ebenso auffallen wie einstens Muthers Verwerfung des Stielerischen Goethebildes (vergl. X, 235).

Der Vergleich zwischen Muthers allgemeiner und Gurlitts deutscher Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts liegt ja nahe. Vom Standpunkte der Goethelitteratur aus wird man auch bei Vermeidung jeder Parteinahme in Beurteilung der wechselnden Kunstrichtungen doch finden müssen, daß Gurlitt und Muther in ihren großen Arbeiten so wenig, wie Volbehr in seiner Monographie, Goethes Bemühungen um Vervollkommnung der deutschen Kunst, die Entwickelung und auch späteren Schwankungen seiner Ansichten gerecht und genügend erforscht und geschildert haben. So überreich die Goethelitteratur auch ist, so entbehren wir doch einer

erschöpfenden parteilichen Darstellung dieser Beziehungen. Und ich glaube, daß auch hier die volle Kenntnis eine andere Würdigung herbeiführen wird. Gurlitt selbst hat darauf hingedeutet, daß das letzte Wort über die von Goethe verfochtene Kunstrichtung vielleicht erst vom kommenden Jahrhundert gesprochen wird. Was aber Goethe und Schiller in den politischen, sozialen und geistigen Kämpfen des neunzehnten Jahrhunderts für ihr Volk bedeuteten, daran hat uns Zieglers Darstellung aufs Neue eindringlich erinnert; sie festigt die freudige Überzeugung, daß Goethe und Schiller auch im kommenden Jahrhundert, was es auch bringen möge, fortwirken müssen und fortwirken werden zum Heile unserer nationalen Weiterentwickelung.

III. Einsendungen.

Vom 1. Januar bis 30. April 1899 wurden nachstehende Schriften dem Hochstift eingesendet. Allen Herren Einsendern sei an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Die mit † bezeichneten Schriften werden im Austausche gegen die Hochstiftsberichte geliefert, die mit * bezeichneten sind Geschenke; ist der Geber nicht besonders angeführt, so ist es der Verfasser, beziehungsweise Verein, Hochschule u.s.w.

Litteratur.

*Dr. W. Ebrard, Alliterierende Wortverbindungen bei Goethe. I. Teil. Beilage zum Jahresbericht des kgl. Alten Gymnasiums in Nürnberg für das Schuljahr 1898.

*Fyrsta Bók Móse, Reykjawik 1899.

*Gotthilf Weißstein, Carl Philipp Moritz, Berlin 1899.

*Prof. Dr. Valentin, Goethes Faust in der Schule, Vortrag 1899.

*Weißenfels, R., Der junge Goethe. Straßburg 1899.

*W. Broesel, Kundry, Ein Beitrag zur Auffassung der weiblichen Gestalt in R. Wagners Parzifal. Leipzig 1899.

*L. Pollak, Ein ungedruckter Brief Goethes (an Goeschen, 3. März 1790).

Geschichte.

*Kollektaneen-Blatt für die Geschichte Bayerns insbesondere des ehemaligen Herzogtums Neuburg herausgegeben von dem historischen Verein Neuburg a. D. mit 3 Abbildungen. 62. Jahrg. 1898.

Naturwissenschaften.

*Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft in Bern aus dem Jahre 1897. Bern 1898.

*Statistische Zusammenstellungen über Blei, Kupfer, Zink, Zinn &c. von der Metallgesellschaft und der metallurgischen Gesellschaft A.-G. Frankfurt a. M. 1899.

*Aus dem Archiv der deutschen Seewarte. XXI. Jahrgang 1898. Hamburg 1898.

*A. Klossovsky, Vie physiqne de notre planète devant les lumières de la science contemporaine. Odessa 1899.

*Annual Report of the Smithsonian institution Jnne and Jnly 1897. Washington 1898.

*Memoirs of the National Akademy of Sciences. Vol. VIII. Washington 1899.

Programme etc. von Hochschulen, Instituten, Vereinen.

*Universitäten. Freiburg i. B. Vorlesungsverzeichnis S.-S. 1899.
*— — Verzeichnis der Behörden. S.-S. 1899.
*— Heidelberg. Vorlesungsverzeichnis. S.-S. 1899.
†— Jena. Verzeichnis der Lehrer, Behörden &c. S.-S. 1899.
*— Leipzig. Vorlesungsverzeichnis. S.-S. 1899.
*— Personalverzeichnis S.-S. 1899.
*— Urteile der Fakultäten über Preisarbeiten 1897/8.
*— Rede beim Rektoratswechsel 1898.
*— Rede bei der Gedächtnisfeier der Universität am Totensonntag. (E. Marcks, Fürst Bismarck).
*— Verzeichnis der Doktoren der Philosophie 1897/8.
*— Tübingen. Vorlesungsverzeichnis S.-S. 1899.
*— Braunschweig. Technische Hochschule. Programm 1899.
*Jahresbericht des Hoch'schen Conservatoriums Frankfurt a. M. 1899.
*Jahresbericht der jüdischen Haushaltungsschule Frankfurt a. M. 1899.
*Bericht des Vereins zur Erziehung jüdischer Waisen in Palästina 1898. Frankfurt a. M. 1899.
*Bericht über die städtische gewerbliche Fortbildungsschule in Frankfurt a. M. 1898/9. Frankfurt a. M. 1899.



IV. Veränderungen im Mitgliederbestande

in der Zeit vom 1. Januar bis 30. April 1899.

A. Neu eingetreten:

(Beitrag, wenn nicht besonders bemerkt, Mk. 8.—, bei Auswärtigen Mk. 6.—, Mehrbeträge werden dankend besonders verzeichnet.)

1. S. L. Amson, Dr. jur., Nationalökonom, hier.
2. Ludwig Fränkel, Dr. phil. Königl. Reallehrer, Aschaffenburg.
3. Franz Haymann, Dr. jur., Referendar, hier.
4. Christian J. Klumker, Dr. phil., hier.
5. Hermann Koch, Realprogymnasialdirektor, Geisenheim.
6. Leop. Gustav Oberlaender, Bankbeamter, München.
7. Hugo Sinzheimer, Dr. jur., Referendar, hier.
8. Siegfried Sommer, Dr. jur., Landrichter, hier.
9. Marcel Boye, Schüler (aus Epernay), hier.
10. Frau Anna Welb, hier. (Mk. 10.—).

B. Gestorben:

1. Jacob Heimpel, Kaufmann, hier.
2. Aron Hertz, Makler, hier.

5 Mitglieder haben ihren Austritt erklärt.



Register.

(E bedeutet Ergänzungsheft.)

*

*



Freies Deutsches Hochstift.

Das Freie Deutsche Hochstift ist der Pflege und Förderung von Wissenschaft, Kunst und höherer Bildung gewidmet.

Goethehaus. Das Hochstift hat sich die Aufgabe gestellt, das ihm gehörende Goethehaus zu Frankfurt a. M. möglichst so wiederherzustellen, wie es in der Jugendzeit Goethes war. Die Mitglieder des Hochstiftes haben freien Eintritt zur Besichtigung des Hauses und des neuen Goethemuseums, und zwar die auswärtigen stets auch mit ihren Familien, die hiesigen mit diesen während der Wintermonate.

Goethemuseum. Im Anschluß an das Goethehaus ist ein Museum erbaut, das Goethe und seinen Beziehungen zu Frankfurt gewidmet ist. Die Mitglieder und ihre Angehörigen haben in derselben Weise Zutritt wie zum Goethehause.

Lehrgänge. Das Hochstift veranstaltet seit 1885 im Winter Lehrgänge, welche die Aufgabe haben die Ergebnisse der neueren Forschungen in den ihm zur Pflege anbefohlenen Wissenschaften auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Die Anzahl der Lehrgänge beträgt 8, deren jeder in 5 Vorträgen ein Thema als geschlossenes Ganzes behandelt. Diese 40 Vorträge fanden im Winter 1898/99 in der Zeit vom 8. Oktober bis 13. Dezember und vom 10. Januar bis 18. März statt.

Sonntagsvorträge. Von Zeit zu Zeit finden Sonntagsvorträge statt, welche abwechselnd aus verschiedenen Wissensgebieten einen einzelnen Gegenstand erörtern. Die Mitglieder haben freien Zutritt.

Fachabteilungen. Die Mitglieder des Hochstiftes, welche sich selbstthätig auf wissenschaftlichem oder künstlerischem Gebiete an den Bestrebungen des Hochstiftes beteiligen, bilden die Akademische Abteilung; diese gliedert sich in Fachabteilungen, in welchen wissenschaftlich auf den einzelnen Gebieten der Fachwissenschaften gearbeitet wird. Die Teilnahme an den Sitzungen steht auch den nicht zur Akademischen Abteilung gehörenden Mitgliedern frei.

Ausstellungen. Das Hochstift veranstaltet Ausstellungen von Kunstwerken, welche in erster Linie die Aufgabe haben einzelne hervorragende Meister möglichst allseitig und dadurch in ihrem Gesamtwirken zur Kenntnis zu bringen. Im Jahre 1885 fand eine Führich-Ausstellung, 1886 eine Ludwig Richter-Ausstellung, 1887 eine Moritz v. Schwind-Ausstellung, 1888 eine Alfred Rethel-Ausstellung, 1889 eine Dürer-Ausstellung, 1890 eine Mannfeld-Ausstellung, 1894 eine Julius Schnorr v. Carolsfeld-Ausstellung statt. Im Goethehause wurden in den letzten Jahren litterarische Ausstellungen veranstaltet, so 1892 eine Werther-, 1893 eine Faust-Ausstellung, 1895 eine Ausstellung, die „Goethes Beziehungen zu Frankfurt" veranschaulichte. Ausführliche z. T. reich illustrierte Kataloge erleichtern das Verständnis. Die Mitglieder haben freien Zutritt.

Lesezimmer. Im Lesezimmer (am Salzhaus 5, 1. Stock) liegen 145 Zeitschriften und Zeitungen, vorzugsweise wissenschaftlichen Inhaltes, auf. Das Lesezimmer ist von 10—1 und von 3—8 Uhr, Sonntags von 10—1 Uhr geöffnet. Die Mitglieder haben freien Zutritt.

Goethebibliothek. (Eingang: Am Salzhaus 5, 1. Stock.) Die Benutzung der Goethebibliothek steht den Mitgliedern täglich (außer Sonntags) von 12—1 Uhr frei; die Entleihung von Werken nach Hause ist gestattet.

Die Höhe des Jahresbeitrages wird durch das Mitglied selbst bestimmt: der Mindestbeitrag beträgt für Mitglieder im Stadt- und Landkreise Frankfurt ℳ 8.—, für auswärtige Mitglieder ℳ 6.— Das einmal zu entrichtende Einstandsgeld beträgt mindestens ℳ 3.—; bei Jahresbeiträgen von ℳ 12.— an fällt auf Wunsch das Einstandsgeld fort. Die freiwilligen höheren Jahresbeiträge und Einstandsgelder werden besonders verzeichnet. Anmeldungen zum Eintritt sowie zur freiwilligen Erhöhung des Jahresbeitrages nimmt die Kanzlei des Freien Deutschen Hochstiftes (Goethehaus) entgegen.

Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes.

 Sie enthalten in einer ersten Abteilung die in den Gesamtsitzungen gehaltenen Vorträge („Sonntagsvorträge") meist vollständig, in einer zweiten Abteilung die Berichte aus den Sitzungen der wissenschaftlichen Fachabteilungen, welchen sich dann litterarische Mitteilungen und geschäftliche Berichte an die Mitglieder anschließen.

Jede der beiden Abteilungen hat besondere Nummerierung und besondere Seitenzählung, so daß jede, beim Einbinden zusammengeheftet, in der richtigen Reihenfolge und als Ganzes sich darbietet. Einbanddecken sind zu *M.* 0.50 von der Kanzlei des Hochstiftes zu beziehen.

Zur Charakterisierung der Thätigkeit der Fachabteilungen seien von größeren Berichten, wie sie im vierzehnten Bande (Jahrgang 1898) veröffentlicht wurden, hier erwähnt.

Bildkunst und Kunstwissenschaft: M. Sondheim: W. Morris und der moderne Stil; O. Donner-von Richter: Die Deckengemälde in dem Thurn- und Taxis'schen Palais zu Frankfurt a. M.; G. Schaefer: Die Ritterstiftskirche St. Peter zu Wimpfen; E. Friedberg: Caspar Scheuren. **Geschichte:** R. Schwemer: Die päpstlichen Kreuzzugssteuern des [illegible] Jahrhunderts. **Alte Sprachen.** Th. Hartwig: Das Schlachtfeld von Cannä. **Neuere Sprachen:** V. Valentin: Der Grundunterschied des französischen und des deutschen Verses; Winneberger: Ein Temporalsystem für die Schule. **Volkswirtschaft:** Priester: Arbeitsämter; J. Cahn: Zur Geschichte der [illegible] Banken in Deutschland. **Mathematik und Naturwissenschaften:** C. H. Müller: Logarithmisches Stabrechnen. **Litterarische Mitteilungen:** Neuere Goethe- und Schillerlitteratur XV und XVI von M. Koch.

* * *

Die Mitglieder erhalten die Berichte unentgeltlich zugesandet.

Der Preis für Nichtmitglieder beträgt für den Jahrgang Mk. 6.—, für das Heft Mk. 2.—, für das Doppelheft Mk. 3.—.

Alle Zuschriften und Sendungen, auch die Anfragen betreffend den den [illegible] ([illegible]) beigefügten „Litterarischen Anzeiger" sind zu richten

an

das Freie Deutsche Hochstift

(Frankfurt a. M., Goethehaus).

Berichte

des

Freien Deutschen Hochstiftes

zu

Frankfurt am Main.

Herausgegeben

vom

Akademischen Gesamt-Ausschuß.



Neue Folge. Fünfzehnter Band.

Jahrgang 1899. Heft 3 4.

Frankfurt am Main.

Druck von Gebrüder Knauer.

Inhalt.

Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes.

Die Berichte, vom Akademischen Gesamtausschuß herausgegeben, erscheinen jährlich in vier Heften. Sie enthalten in einer ersten Abteilung die in den Gesamtsitzungen gehaltenen Vorträge („[illegible]") meist vollständig, in einer zweiten Abteilung die Berichte aus den Sitzungen der wissenschaftlichen Fachabteilungen, woran sich dann [illegible] und geschäftliche Berichte an die Mitglieder anschließen.

Jede der beiden Abteilungen hat besondere Nummerierung und besondere Seitenzählung, so daß jede beim Einbinden [illegible] in der richtigen Reihenfolge und als Ganzes sich darstellt. Einbanddecken sind zu ℳ 0.50 von der Kanzlei des Hochstiftes zu beziehen.

Zur Charakterisierung der Thätigkeit der Fachabteilungen seien von den größeren Berichten, wie sie im vierzehnten Bande (Jahrgang [illegible]) veröffentlicht wurden, hier erwähnt:

Bildende Kunst und Kunstwissenschaft: M. Sondheim: W. Morris und der moderne [illegible]; O. Donner-von Richter: Die Deckengemälde in dem [illegible] und Taxis'schen Palais zu Frankfurt a. M.; G. Schaefer: Die Ritterstiftskirche St. Peter zu Wimpfen; E. Friedberg: Caspar Schwenckfeld [illegible]; W. Schwemer: Die päpstlichen Kreuzzugssteuern des 13. Jahrhunderts. [illegible] Th. Hartwig: Das Schichtbild von Cavaná. [illegible] Sprachen: [illegible] Valentin: Der Grundunterschied des französischen und des deutschen Verses; Winneberger: Ein Temporalsystem für die Schule. Volkswirtschaft: [illegible] Arbeitsämter; J. Cahn: Zur Geschichte der ältesten Banken in Deutschland. Mathematik und Naturwissenschaften: C. H. Müller: Logarithmisches Rechnen. Litterarische Mitteilungen: Neuere Goethe- und Schillerlitteratur XV und XVI von M. Koch.

* * *

Die Mitglieder erhalten die Berichte unentgeltlich zugesendet.

Der Preis für Nichtmitglieder beträgt für den Jahrgang Mk. 6.—, für das Heft Mk. 2.—, für das Doppelheft Mk. 3.—.

Alle Zuschriften und Sendungen, auch die Anfragen betreffend den den Berichten (Auflage 1[illegible]) beigefügten „Litterarischen Anzeiger" sind zu richten:

An

das Freie Deutsche Hochstift

(Frankfurt a. M., Goethehaus).

Freies Deutsches Hochstift.

[Das] Freie Deutsche Hochstift ist der Pflege und Förderung von Wissenschaft, Kunst und höherer Bildung gewidmet.

Goethehaus. Das Hochstift hat sich die Aufgabe gestellt, das ihm gehörende Goethehaus zu Frankfurt a. M. [illegible] wiederherzustellen, wie es in [illegible] Goethes war. Die [illegible] der [illegible] haben freien Zutritt zur Besichtigung des Hauses und des neuen Goethemuseums, und zwar [illegible] auch mit [illegible] mit [illegible].

Goethemuseum. Im Anschluß an das Dichterhaus ist ein Museum errichtet, [illegible] dem jungen Goethe und seinen [illegible] zu Frankfurt gewidmet ist. Die Mitglieder und ihre Angehörigen haben in [illegible] Weise Zutritt wie zum Goethehause.

Lehrgänge. Das Hochstift veranstaltet seit 1885 im Winter Lehrgänge, welche [illegible] die Ergebnisse der neueren Forschungen in den ihm zur [illegible] Wissenschaften auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Die Anzahl der Lehrgänge beträgt 8, deren jeder in 5 Vorlesungen ein Thema als abgeschlossenes Ganzes behandelt. Diese Vorträge finden im Winter 1898/99 in der Zeit vom 8. Oktober bis 18. Dezember und vom [illegible] Januar bis [illegible] März statt.

Sonntagsvorträge. Von Zeit zu Zeit finden Sonntagsvorträge statt, welche [illegible] aus verschiedenen Wissensgebieten einen einzelnen Gegenstand [illegible]. Die Mitglieder haben freien Zutritt.

Fachabteilungen. Die Mitglieder des Hochstifts, welche sich [illegible] auf [illegible] oder [illegible] Gebiete an den Verhandlungen des [illegible] bilden die Akademische Abteilung; diese gliedert sich in Fachabteilungen, in welchen [illegible] auf den einzelnen Gebieten der [illegible] wird. Die Teilnahme an den Sitzungen [illegible] zur Akademischen Abteilung gehörenden Mitgliedern frei.

Ausstellungen. Das Hochstift veranstaltet Ausstellungen von Kunstwerken, [illegible] hervorragender Meister [illegible] und dadurch in ihrem Gesamtwirken zur Kenntnis zu bringen. Im Jahre 188[illegible] fand eine Führich-Ausstellung, 188[illegible] eine [illegible]-Ausstellung, 188[illegible] eine Moritz v. Schwind-Ausstellung, 18[illegible] eine [illegible] Rethel-Ausstellung, 18[illegible] eine Dürer-Ausstellung, 18[illegible] eine [illegible]-Ausstellung, 1894 eine [illegible] Schnorr v. Carolsfeld-Ausstellung statt. Im Goethehause wurden in den letzten Jahren litterarische Ausstellungen veranstaltet, so 1892 eine [illegible], 189[illegible] eine Kunst-Ausstellung, 18[illegible] eine Ausstellung „Goethes Beziehungen zu Frankfurt“ veranstaltet. [illegible] illustrierte Kataloge [illegible] das [illegible]. Die Mitglieder haben freien Zutritt.

Lesezimmer. [illegible] 145 Zeitschriften [illegible], auf. Das Lesezimmer ist [illegible] 8 Uhr, Sonntags von 10–1 Uhr geöffnet. [illegible]

Goethebibliothek. [illegible] 1. Stock. Die Benutzung [illegible] von [illegible] nach [illegible] ist gestattet.

[illegible] bestimmt [illegible] Frankfurt [illegible] $\mathcal{M}$ [illegible] verschiedene [illegible] $\mathcal{M}$ [illegible] Kosten [illegible].






G.E.STECHERT
& Co.
NEW YORK













